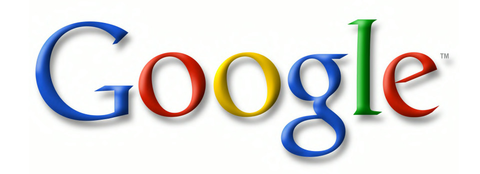





600049824X







Dr. Johannes Horkel's

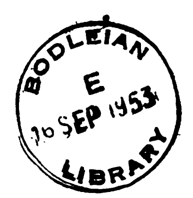
Reden und Abhandlungen

herausgegeben

von

Dr. Carl Heiland,
Königl. Provinzial-Schulrath in Magdeburg.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1862.



Inhalt.

Vorwort.

Die vorliegende Sammlung von vermischten Schriften des verstorbenen Gymnasial-Directors Prof. Dr. Horkel umfasst Reden und Aufsätze, die theils in Programmen und Monographieen zerstreut, theils bisher noch nicht durch den Druck veröffentlicht sind. Ihre Vereinigung ist dazu bestimmt, auch in weiteren Kreisen das Andenken eines Mannes zu bewahren, der durch wissenschaftliche und pädagogische Tüchtigkeit sich einen ehrenvollen Platz unter seinen Berufsgenossen erworben hat. Wie ihn eine weitreichende, eben so gründliche als geschmackvolle Bildung zu bedeutenden Leistungen in der Wissenschaft befähigte, so hatte er sich auch bei tiefen Anlagen seines Gemüthes und bei starker Willenskraft zu einer in unsrer Zeit nicht gar zu häufigen Einheit und Geschlossenheit des Charakters ausgeprägt, die ihn die Aufgaben des Berufes und des Lebens mit grosser Klarheit und Sicherheit er-

fassen liess. Es ist bekannt, wie er in den Kreisen, auf die er einzuwirken berufen war, Spuren einer herrschenden Persönlichkeit zurückgelassen hat. Einen Eindruck dieser Art werden die Leser insbesondere aus den hier aufgenommenen Schulreden empfangen, in denen zugleich der Sinn für wahrhaft Grosses einen vollendeten Ausdruck geschaffen hat. Diese Reden werden auch am besten die in der vorausgeschickten Lebensskizze nur unvollkommen ausgeführte Characteristik des Verstorbenen ergänzen. Die Berufsgenossen, zumal die jüngeren, werden gern das Bild eines Mannes anschauen, der auf sicherem Grunde gegründet, Wissenschaft und Kunst, Bildung und Erziehung nach hohen Zielen bemass.

Johannes Horkel ward am 16. September 1820 zu Berlin geboren. Sein Vater war Dr. Johannes Horkel, Professor der Botanik an der Königlichen Universität und Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften, ein Mann von zartem und sinnigem Wesen, seine Mutter Anna geb. Schleiden, aus Nord-Schleswig gebürtig, eine Frau von seltener geistiger Kraft und Willensstärke, dabei wie der Vater voll warmer und thätiger Liebe. Er war das einzige Kind seiner Eltern und verlebte eine überaus glückliche Kindheit. Zu seinen ersten Jugendgespielen gehören die Söhne des Buchhändlers Reimer, der früh verstorbene Nathanael Schleiermacher und die Kinder des damaligen Legationsrathes Eichhorn. Der Verkehr mit bedeutenden Menschen, an denen Berlin bei dem ersten frischen Aufblühn der Universität damals so reich war, theils im Hause seiner Eltern, theils bei den nächsten Freunden derselben — unter denen der Dichter Chamisso, die Professoren Seebeck und J. Bekker, der Geh. Medicinalrath Klug und Henriette Herz noch besonders zu erwähnen sind — weckte früh den Sinn für geistige Bildung und alles Hohe und Schöne in ihm. Von Dr. Seebeck, damals Adjuncten am Joachimsthalschen Gymnasium, jetzigem Curator der Universität Jena, in der lateinischen Sprache vorbereitet, wurde er im Jahre 1827 in das Friedrichs-Wilhelms-Gymnasium durch den Director Spilleke aufgenommen. In einer von Horkel handschriftlich hinterlassenen Selbstbiographie, die die

ersten Jugendjahre und den Aufenthalt auf dem Gymnasium umfasst und in der er — damals 17 Jahr alt — seine wissenschaftliche und sittliche Entwicklung darzustellen versucht hat, gedenkt er aller seiner Lehrer mit grosser Liebe und Dankbarkeit und kann die Freundschaftlichkeit, mit der sie sich seiner angenommen haben, nicht genug rühmen. Schon in Ober-Tertia wurde er durch den Unterricht des Professor Bötticher für die Studien der Philologie gewonnen. In jener Zeit begleitete er auch seinen Vater öfters auf die Bibliothek. Als er hier einmal einen Gelehrten traf, der mehrere Handschriften einer Chronik unter einander verglich und er bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die alterthümlichen Züge von Manuscripten kennen lernte, wurde in ihm der Wunsch lebendig, in den Besitz solcher alten Schriften zu kommen, um sie in Musse benutzen zu können. Alsbald gelang es ihm auch, sich einige alte Handschriften, meist theologischen Inhalts, für billige Preise zu kaufen und sich ohne alle weitere Anleitung in dieselben hineinzulesen. In seiner nachgelassenen Bibliothek fanden sich aus jener Zeit mehrere dergleichen Manuscripte, an denen er seine ersten kritischen Studien gemacht hat. Damals führte ihn eine Reise seiner Eltern nach der Insel Fehmern, dem Heimathlande seines Vaters, wo er schon in den ersten Knabenjahren einmal gewesen war, wie er auch wiederholt die Verwandten von Mutter Seite in Hamburg besucht und auf diesen Ausflügen neue vielseitige Anschauungen in sich aufgenommen hatte. Auch dort setzte er seine handschriftlichen Studien fort an einer alten Chronik, die über die Geschichte der Insel in der Vorhalle der Kirche zu Landkirchen aufbewahrt war, und zwar in einem ausgehöhlten dicht verschlossenen Baumstamme, dem sogenannten Landesblocke, der damals gerade geöffnet war. Auch in Kiel gestattete ihm der Bibliothekar sich in den dortigen Manuscripten umzusehen, so dass durch diese Nahrung sein Interesse an Handschriften immer mehr zunahm. Auf der Rückreise besuchten die Eltern mit ihm eine Freundin der Mutter zu Kloster Paretz, wo ihm die Klosterbibliothek neue Schätze öffnete und er die Freude hatte, von jener Freundin ein kostbares Manuscript, auf Pergament und mit herrlicher Malerei geziert, zum Geschenk zu erhalten. Als er nach Berlin zu-

rückgekehrt war, suchte er seine Sammlung eifrig zu mehren und erwarb sich bald einige Handschriften des Terenz und Cicero, deren Benutzung ihn tiefer in das Studium des Alterthums einführte. Der Unterricht in Prima bei Spilleke, Bötticher, Yxem befestigte seine Neigung für die philosophischen Studien immer mehr. Sophokles, Plato und Horaz zogen ihn besonders an. Die kritischen Anmerkungen Bentley's zum Horaz wurden oft der Gegenstand eifriger Disputationen zwischen ihm und seinen Mitschülern. Auch der stilischen Ausbildung im Lateinischen und Deutschen widmete er den sorgfältigsten Fleiss. Die noch vorhandenen Proben seiner Schülerarbeiten lassen es erkennen, wie er in ungewöhnlicher Weise schon damals seine Mitschüler überragen musste. Neben dem Französischen trieb er fleissig das Spanische und Italienische. Unter der Leitung einer Freundin seiner Mutter brachte er es bald so weit, dass er den Cervantes lesen konnte. Seine Lehrerin im Italienischen war Henriette Herz, seine Pathin, die jene Sprache durch längeren Aufenthalt in Italien, von dem sie damals zurückkehrte, erlernt hatte. In mehrjährigem Unterrichte las er Dante, Petrarca, Tasso und einiges von Ariost. Von den Künsten hatte er am frühsten das Zeichnen zu üben begonnen. Die Eröffnung des neuen Museums, das er während der Ferien Tag für Tag zu besuchen pflegte, gab ihm zugleich Gelegenheit, sich mit den älteren Kunstwerken bekannt zu machen. Trieb er diese Kunst mehr vom Standpunkte des Dilettantismus, so widmete er dagegen einer anderen, der Musik, die ernstesten Studien. Schon in früher Jugend hatte ihn die geistliche Musik innerlich bewegt, so dass er schon als sieben- und achtjähriger Knabe nie in Schleiermacher's Kirche fehlte, wohin ihn nicht die ihm damals noch unverständliche Predigt, sondern die Würde des ganzen Gottesdienstes und besonders die Töne der Orgel zogen. Das meisterhafte Orgelspiel des Musikdirectors A. W. Bach führte ihn später öfters in die Marienkirche und der Wunsch wurde immer lebhafter in ihm, die Orgel selbst spielen zu können, um die geistliche Musik nicht blos zu geniessen, sondern auch zu verstehen. Ein Freudentag war es für ihn, als er zum erstenmale in einem Wochengottesdienste der Marienkirche die Orgel spielen konnte. Bald wurde er ein lieber Be-

kannter der Organisten in den verschiedenen Kirchen, denen er, so oft sie behindert waren, stellvertretende Dienste leistete. Bei Professor Dehn nahm er Unterricht in der Harmonie und im Contrapunkte und wurde durch ihn zum Verständniss der älteren Meisterwerke angeregt. Diese Freude an der geistlichen Musik begleitete ihn durch sein ganzes Leben und stand im innigen Zusammenhange mit den tiefen religiösen Anlagen seines Gemüthes. Es war der lebhafte Wunsch seiner Eltern gewesen, ihn durch Schleiermacher, der ihn getauft hatte, confirmiren zu lassen. Als er schon zur Theilnahme am Confirmandenunterrichte für Ostern 1834 angemeldet war, starb Schleiermacher am 12. Februar. Seine Freunde schlossen sich bald an Hossbach an, dessen Führung auch Horkel anvertraut und durch den er eingesegnet ward. Seinem Unterrichte folgte er mit der grössten Theilnahme, wie er auch in der allsonntäglichen Predigt unter seinen Zuhörern war. Unter diesen Anregungen und Eindrücken war neben dem philologischen Interesse ein tief innerlicher Zug zur Theologie immer mehr in ihm erstarkt. Schon in dem ersten Semester des Aufenthaltes in Secunda hatte er eine Uebersetzung des Johannis-Evangeliums ausgearbeitet; als Primaner las er einige Schriften des Erasmus, in denen ihn nicht blos die Gelehrsamkeit und geistvolle Darstellung, sondern auch die überall eingestreute populäre Theologie, die ihn zur Prüfung reizte, wnnderbar anzog. An ihm glaubte er gelernt zu haben, dass man sehr wohl beide Studien mit einander vereinigen könne. Die Philologie blieb aber für ihn das Hauptstudium. In seiner Selbstbiographie hebt er es besonders hervor, dass er schon als Gymnasiast sich der Gunst des Philologen Immanuel Bekker zu erfreuen gehabt, und dass derselbe lebhaften Antheil an seinen Studien in den alten Sprachen genommen und ihn oft selbst examinirt habe. Sein lebendiges Vorbild, das er voll Pietät und Bewunderung anschaute, trieb ihn zur Nacheiferung. Ausser ihm lernte er in jener Zeit in dem Hause seiner Eltern auch Brandis aus Bonn kennen, der sich der Bearbeitung des Aristoteles wegen im Winter in Berlin aufhielt.

Nur wenigen Knaben und Jünglingen mag es beschieden sein, unter solchen Umgebungen und Eindrücken der Jugend aufzuwachsen,

aber auch nicht alle würden, in gleiche Verhältnisse gestellt, diesen Eindrücken eine so offene Empfänglichkeit entgegen gebracht haben, wie Horkel. Mit einer gründlichen und vielseitigen Vorbildung und noch mehr mit einem für alles Grosse und Schöne erschlossenen Sinne verliess er zu Ostern 1838 das Gymnasium und bezog zunächst die Universität Berlin, deren Rector magnificus damals A. Böckh war. Er wurde bald sein bewährter Führer, ausser ihm Bekker, Lachmann und Zumpt. Neben diesen Gelehrten seines Faches hörte er besonders Neander, Ranke und Ritter. Zu Ostern 1840 ging er nach Leipzig, von Gottfried Hermann angezogen, in dessen griechische Gesellschaft er aufgenommen wurde. Auch an Moriz Haupt, der eine lateinische Gesellschaft leitete, deren Mitglied er wurde, schloss er sich näher an; ebenso an Adolph Becker, den Archäologen. Im Kreise gleichstrebender Freunde, die eben so ernst der Wissenschaft oblagen, wie sie fröhlich und harmlos die Freuden des akademischen Lebens genossen, verlebte er dort eine glückliche Zeit, die seinen philologischen Studien eine immer festere Richtung gab. Zeitweilige Besuche in Halle führten seinem religiösen Leben neue Nahrungsquellen zu. Als ein besonderes Glück betrachtete er es, dass er Tholuck sich nähern konnte, für den er Zeitlebens eine aufrichtige und herzliche Verehrung bewahrte. Den tiefsten Eindruck aber machte auf ihn der Besuch der Stiftungen A. H. Francke's, mit deren Geschichte er sich von da ab eingehend beschäftigte. Bei der ganzen religiösen Richtung seines Gemüthes, wie sie sich in jener Zeit immer fester ausgeprägt hatte, fühlte er bald eine innige Geistesverwandtschaft mit dem frommen Stifter, von dem er auch später nie ohne heilige Erhebung und Bewegung des Herzens sprach. Zu Ostern 1841 kehrte Horkel nach Berlin zurück und hörte dort hauptsächlich Trendelenburg. Zu Michaelis desselben Jahres erwarb er sich bei der dortigen philosophischen Facultät auf Grund seiner Dissertation „Emendationes Julianeae", die aus seinen Arbeiten in der griechischen Gesellschaft bei G. Hermann hervorgegangen waren, die Doctorwürde. Nachdem er darauf noch einige Zeit in Leipzig zugebracht hatte, kehrte er zu längerem Aufenthalte in das Elternhaus zurück und benutzte die geistige Musse,

die ihm hier beschieden war, zu fleissigen Studien, noch unentschieden, ob er sich der Universität oder dem Gymnasium widmen sollte. Während das erstere, zu dem ihn auch G. Hermann ermuntert hatte, sein Vater wünschte, trieb ihn zu dem letzteren immer wieder die eigene Neigung. Bevor er die Entscheidung traf, begleitete er im Jahre 1843 Jacob Grimm auf einer Reise nach Italien und verlebte einen Theil dieses, wie die Hälfte des folgenden Jahres meist in Rom, überwiegend mit archäologischen und epigraphischen Studien (besonders in den Katakomben Roms) beschäftigt. Seine regelmässigen Briefe von dort an die Eltern beweisen am besten, wie er diese Zeit benutzte und genoss. Lassen wir ihn in einigen Proben dieser Briefe selbst reden.

Rom, Sonnabend den 9. Dezember 1843.

Es war eigentlich meine Absicht, auch diesen Brief, so gut es gehn will, mit einer Zeichnung zu versehn, um Euch, liebe Eltern, nach Möglichkeit auch in die Herrlichkeit blicken zu lassen, die ich täglich und stündlich aus meinen Fenstern betrachten kann. Da indessen auf eine lange Reihe von klaren Tagen, schön wie bei uns nicht die schönsten Septembertage, heute und gestern ein ziemlich starker Nebel gefolgt ist, so ist es für diesmal unmöglich und Ihr müsst mit dem blossen Briefe vorlieb nehmen. Zu schreiben gibt es Viel und Wenig, man könnte immerfort in einem Schreiben bleiben, selbst das Unbedeutende gewinnt auf dem hiesigen Hintergrunde Bedeutung, sonst aber kann ich Euch eigentlich nur ein zweites Exemplar meines vorigen Briefes schicken. Nach wie vor fühle ich mich behaglich und glücklich in meinem schönen Zimmer, mein Verhältniss zu Braun wird immer näher und dadurch angenehmer, Wechselbesuche gibt es, da uns nur zwei Thüren trennen, fast täglich.

Die Museenexpeditionen gehn unter seiner Anführung noch fort und er bewährt sich immer mehr als den vortrefflichsten Führer; dass uns dabei das Wetter sehr begünstigte, schrieb ich Euch schon, und in der That ist das nicht unwichtig, da es durch die Lage und Anlage der Museen und Villen so gefügt ist, dass die schönste Kunst und schönste Natur Hand in Hand geht. Besonders erbaute uns am Montag ein Spaziergang nach der leider verfallenen und immer mehr verfallenden Villa Madama auf dem Monte Macio. Da lernt man das Antike wie das Moderne schätzen; — man lernt es bewundern wie die grossen italienischen Architekten des sechszehnten Jahrhunderts, diesmal der Maler Giulio Romano, die Antike mit solchem Eifer und mit solchem Geist zu studiren wussten, dass es den Archäologen schwer fällt, jedes Einzelne zu erklären und selbst sie noch gestehn, in solchen Bauwerken den besten Commentar der Antike zu finden; da sieht man aber auch, welch eine

Herrlichkeit auch in den römischen Resten der Kaiserzeit, denn nach solchen studirten sie, wohnt, und betrachtet dann die oft auf den ersten Blick sogar formlos erscheinenden Ruinen mit einem anderen Auge. Was ist das Italien für ein Land! Dieser Hintergrund, den die alte Kunst bildet, dann die ernsten und strengen Basiliken des Mittelalters, eine Kirchenform, die man getrost neben die gothische stellen kann, dann auf der Grenze den neuen Zeit ein Palast, wie der Palazzo di Venezia, schwer und massiv, aber im schönsten Ebenmass, dann ein solche Wiedergeburt der Antike, eine Villa, wie die Villa Madama, und Paläste, wie Farnese und Sciarra und ein Arkadenhof, wie der der Concellaria. Und das ist ja blos die Baukunst! Wie ändern und klären sich die Begriffe, die man von Kunst und Schönem hat, sie werden viel ernster und doch auch andrerseits viel leichter und man fühlt es immer mehr wie man hier auf der wahren hohen Schule wahrer Bildung studirt. Für solche und ähnliche Gedanken ist Rom der rechte Boden und in der That es denkt sich nirgends besser als in den dunklen Schattengängen der Villa Borghese, wo es still und heimlich ist und kein Lärm der Stadt hindringt, es sei denn der Glokkenklang.

Gestern Mittag war ich ein Stündchen draussen und habe, so wunderbar es klingt, Pinien studirt, aber die Bäume spielen hier eine solche Rolle, dass man immer wieder zum Anschauen und dadurch zum Vergleiche gezwungen wird, ich habe sogar alte Zeichenkünste wieder hervorgesucht und denke, dass eine Parthie Pinienstudien nicht die schlechteste Erinnerung sein soll an die angenehmen Stunden, die ich da draussen verlebt habe. Ich kam grade noch zur rechten Zeit, um von der grossen Treppe von Araceli die grosse Procession zur Feier des Festes der Empfängniss Mariä zu betrachten. Es war nicht übel. Die Häuser an allen Fenstern mit Purpurdecken behangen, eine ungeheure Volksmenge, viel Landvolk, gekleidet in die grellsten Farben, gelb, roth und Gold, dazwischen meine Freunde, die malerisch kostümirten Pifferari, viel Lärmen und Geschrei hie und da. Als nun unter dem Läuten der Kapitolglocken der lange Zug, Mönche und Nicht-Mönche mit seinen Lichtern und Bannern und dem heiligen Marienbilde am Ende die grosse Treppe des Kapitols hinaufstieg, hätte das feierlich sein können, wenn nicht das Musikkorps dazu den flotten Marsch aus „Johann von Paris“ aufgespielt hätte. So betrachtete man denn die Sache wie einen Volksspektakel, und sah mit Vergnügen, wie sich oben das Volk auf die beiden Postamente der beiden Kolosse, die die Treppe bewachen, gedrängt hatte, den alten Herrn aber nicht bis an das Knie reichte, oder wie unten am Fusse der Treppe auf jeder der beiden ägyptischen Sphinxe drei Jungen hübsch und lustig, wie fast alle hier zu Lande, ritten, als ob es eben römische Esel wären.

Nun noch ein Wort von der nächsten Zukunft. Heute ist das Winckelmannsfest. Um drei Uhr geht es an, es heisst sogar der Cardinal Mai würde kommen. Euer Sohn wird da unter anderen eine in stattliches Italienisch übersetzte Abhandlung vorlesen. Morgen ist Jakobi's Geburtstag, den Braun mor-

gen durch ein kleines Diner feiern wird, zu dem auch ich eingeladen bin, ich freue mich darauf, werde aber, wenn es das Wetter irgend erlaubt, erst am Morgen zur würdigen Vorbereitung zu dem Papst in die sixtinische Kapelle gehn.

Rom, Sonnabend den 16. Dezember 1843.

Heute, liebe Eltern, sollt Ihr einmal einen ganz historischen Brief bekommen. So fange ich denn gleich da an, wo ich das vorige Mal stehen blieb. Nachdem ich meinen Brief beendet hatte, ging ich mit Professor Preller in vollem Kostüm zu dem preussischen Gesandten Herrn von Buch, bei dem uns Braun angemeldet hatte. Wir wurden wohl empfangen, weiter lässt sich davon nichts sagen. Um drei Uhr ging denn die Sitzung zu Winckelmann's Ehren an. Es war ein zahlreiches und ziemlich glänzendes Publikum versammelt, sogar englische Generale und Lords hatten sich eingefunden. Nachdem der Minister Kestner eine Einleitungsrede und Dr. Braun den Bericht über die Leistungen des Instituts und einen interessanten Vortrag über neu entdeckte Vasen gelesen hatte, sprach Professor Preller lateinisch und desshalb von Wenigen verstanden über die Karyatiden. Dann orgelte Euer Sohn los und erzählte der onvrevole udienza allerhand Wunderdinge von einer kleinen Eckkapelle, die er auf dem Forum entdeckt zu haben glaubte. Wunderbarer Weise langweilte sich das Publikum weniger dabei als ich erwartet hatte und an italienischen Complimenten hat es nicht gefehlt. Dr. Henzen, der den letzten Vortrag halten sollte, wurde darin durch die mächtig hereinbrechende Dunkelheit unterbrochen und die Gesellschaft trennte sich. Den Abend brachten wir Alle zusammen in einer sehr alten hiesigen Tratterie, dem Palhône, die Winckelmann seiner Zeit wohl auch besucht haben mag, bei einem mässigen Mittagsmahl und einer etwas unmässigen Menge edlen Orvietoweins vergnügt und heiter zu. Das war Sonnabend. — Am Sonntag früh ging ich, nachdem ich mit Braun gefrühstückt hatte, zu dem Papste in die Sistina, es war schön wie immer und es war mir besonders interessant eine der ernsten grossartigen Messen von Palestrina, dadurch dass sie hier, wirklich ihrer Bestimmung gemäss, beim Gottesdienste aufgeführt wurde, so recht wieder in das Leben zurückgerufen zu sehn, was man nicht erreicht, wenn man sie als Concert- oder Akademiestücke behandelt. Als dies zu Ende war, wollte ich, um dem herrlichen Tage seine Ehre anzuthun, vor die porta angelica nach dem Monte Mario hinausspazieren. Ich führte es auch aus, aber die Sonne brannte so und es war so heiss (im Dezember), dass ich auf halbem Wege ablenkte und über die Felder, auf denen man sich überzeugen kann, dass Rom auch von der Rückseite schön ist, nach der Ripetta zuschritt. Da kam ich bei einem Gärtchen vorbei, wo die Orangen und Rosen so ineinander gewachsen über die Mauer sahen, dass vom Laube nichts zu sehn war und man nur das Mosaik erblickte, das das tiefe Gold und

das helle Roth bildeten. Das setzte doch auch mich in Erstaunen, der ich nun doch schon ziemlich heimisch bin unter diesem glücklichen Himmel, der herrliche Geruch lud auch zum Verweilen ein, ich ging aber weiter, besuchte noch Cavalier Canina u. s. w. und Mittag zu Braun, wo Jakobi zu Ehren vergnügt zu Mittag gegessen wurde.

Montag früh stieg ich auf die Vaticana um den Ammianus Marcellinus zu kollationiren, eine greuliche Arbeit, besonders da die geringeren Manuscripte, die ich mir als Maske zuerst hatte geben lassen, wenig taugten.

Da am Mittwoch Vormittag der Vatican geschlossen war, benutzte ich ihn um einige bekannte Künstler zu besuchen, ich sah schöne alte und neue Sachen und war dadurch wohl gestimmt zu einer Forumswanderung, die Braun anführte. Wir waren auf dem Dache des antiken Friedenstempels und bewunderten die unvergleichlich schöne Aussicht, genossen dann eine fast noch schönere von der Loggia des Franziskanerklosters Araceli, liessen uns aber dadurch nicht abhalten, zur Ehre der Wissenschaft Gärten und Keller des Klosters zu durchstöbern, wenn auch ohne rechten Erfolg. — So hatten wir denn das glänzende Diner, mit dem uns Herr von Buch am Abend bewirthete, verdient und der Abend schloss sehr erfreulich.

Ein grosses Requiem, das am Donnerstag Morgen in der Kirche 12 Apostoli aufgeführt ward, lehrte nur, dass in Italien der geistliche Styl nur im Vatican lebt. — u. s. w. u. s. w.

Rom, den 22. Dezember 1843.

Es ist gegen alle Regel, dass ich Euch, liebe Eltern, schon heute Abend schreibe, anstatt den Sonnabend damit zu eröffnen, aber da Weihnachten vor der Thür ist und ich morgen noch mit einem kleinen Weihnachtsscherz beschäftigt bin, brauche ich die hellen Stunden und muss mit Euch bei der Lampe sccwatzen. Ja ja, der Weihnachtsabend ist herangerückt, ohne dass man es gemerkt hat, Himmel und Sonne und Luft und Vegetation haben sich zusammengethan, um den innerlichen Menschen ganz aus aller Chronologie zu bringen und ihn nur in einzelnen Fällen in die gewohnte nordische Adventsstimmung kommen zu lassen. Was Wunders, wenn da die Adventswochen zu Adventsstunden sich kürzen. Freilich merkt man den Weihnachten auch hier, ist er gleich kein Fest in dem Sinne wie bei uns. Von meinen Freunden, den Pifferaris, habe ich Euch schon geschrieben, ihre von vielen verlachten Melodien stimmen mich noch immer ernsthaft und man erblickt manchmal, während sie singen, in den unverstellten bäuerischen Gesichtern der Leute einen wundersam milden und doch gewissermassen erhabenen Zug, der an die Köpfe auf Bildern der ältesten italischen Kunst erinnert. Es ist das Ganze so eine tief eigenthümliche Erscheinung, die ohne Zweifel auf einer Jahrhunderte langen Tradition beruhend, sich so in unsere Zeit hinübergerettet hat und nun

wie ein Bild einer vergangenen Zeit und einer mit ihr vergangenen allgemeinen Stimmung mitten in dem modernen Treiben dasteht. Bilder von ihnen sind ein gesuchter Handelsartikel geworden und man ist fast versucht, dem Drängen danach einen tieferen, vielleicht unbewussten Grund unterzulegen als Curiosität und malerisches Costüm. Was bei uns der Weihnachtsbaum ist, das scheinen hier die sogenannten Krippen, plastische Darstellungen des Stalles von Bethlehem zu sein, es ist hier dies, wie Alles, deutlicher und handgreiflicher; — von dem beleuchteten Baum auch seine Gedanken dahin zu leiten, wohin diese Krippen sie unmittelbar versetzen, scheint uns eigenthümlich. Man könnte darin gewissermassen eine Analogie sehn für den Werth, den die Kirche den Reliquien zuschreibt.

Neben diesem körperlichen Anhalt für etwas Geistiges sorgen die Zuckerbäcker für den Körper allein. Alles ist zierlich und man merkt auch darin den Süden und sein Füllhorn, aber auch das, wie der erhöhte Glanz der Läden im Corso reicht doch nicht hin dem Ganzen eine besondere Färbung zu geben. Ich werde mich dafür entschädigen und morgen in den Nachmittagsstunden in meine liebe Villa Borghese gehn, wie ich sonst an dem Tage in den Thiergarten zu gehn pflegte und meinen Gedanken da in der Stille nachhängen, um den letzten Gipfelpunkt des Jahres wenigstens nach Möglichkeit zu geniessen, denn ich kann nicht helfen, ist Weihnachten vorbei, dann kommt es mir immer vor, als ginge das Jahr aus wie die Lampen auf dem Weihnachtsmarkt. Wie die schönen Tage verlebt sind, was der Papst gethan oder nicht gethan, sollt Ihr Alles seiner Zeit vernehmen.

Das Leben ist hier sonst ruhig seinen Weg fortgegangen. Meine Handschrift des Ammianus hat besonders dadurch, dass sie mir alte Conjekturen glänzend bestätigt, bis jetzt die Arbeit reichlich gelohnt. Der Vatikan hat so unzählige Schätze schöner Bildwerke, dass Braun's Periegesen noch vorläufig Stoff genug haben und Rom selbst ist so reich, dass, obwohl wir fleissig sehn, doch vorläufig noch von keiner Wiederholung die Rede ist, es geht immer auf, unter und über der Erde, unter lauter Streit und Spektakel und doch in der besten Eintracht und mit dem grössten Genuss. Erfreut haben uns besonders die sogenannten Titusthermen am Esquilin und die dort erhaltenen Malereien, welche die eigentliche Quelle der besseren modernen Arabeskenzeichnung und die Schule ihrer Meister gewesen sind. Noch jetzt ist genug erhalten, um die vollendetste Meisterschaft und den feinsten Geschmack zu bewundern, und wenn man auch, wie es sich bei uns wunderlich genug machte, unmittelbar danach vor die vernichtend grossartige Statue des Moses von Michel angelo tritt, dennoch wird der liebliche Eindruck der zarten Gebilde nicht geschwächt, so wenig als sie etwa das Auge untauglich gemacht hätten, die Grösse des herrlichen Werkes zu erfassen, was wohl kein geringer Beweis davon ist, dass man eben auf beiden Seiten gleich Meisterhaftes und desshalb in dem wahren Masse Erfasstes vor sich hatte. Unsre überirdischen Wanderungen haben übrigens nichts Mystisches an sich, eine ist sogar antik. Wir

sind auf einer nicht sonderlich bequemen Wendeltreppe von 185 Stufen die Trajanssäule hinaufgestiegen, wurden aber wohl belohnt. Höher ging es heute. Wir waren auf der Kuppel von St. Peter, dem höchsten Thurme der Welt, und zwar bis hinein in den kupfernen Thurmknopf. Die Aussicht ist natürlich sehr weit, aber wie fast bei allen Thurmaussichten, nur in den näheren und weiteren Fernen schön. Bei dem Besteigen tritt man einigemal auf Gallerien, die einen Blick in das Innere der Kirche hinab gewähren; da kommen einige Punkte, wo man die Kolossalität des Gebäudes empfindet, d. h. bemerkt, ohne immer in Gedanken mit der Messruthe zu operiren. Von da ging es noch hinauf auf das Castell St. Angelo. Einen so zerfahrenen und konfusen Eindruck hat mir nichts in Rom gemacht. Unten ist es antik, Kaiser Hadrianus liegt da begraben, dann kommt mittelalterliches Gemäuer; in der Mitte ist ein Saal von Giulio Romano, die leichte klare Natur des reinen und stillen Wassers ist in den Wandgemälden durch die leichte, gleichsam durchsichtige Gruppirung der dargestellten Wassergottheiten sinnig und erfreulich ausgedrückt. Rund herum aber stehn eiserne Kanonen, zwischen denen die Wachtposten herumspazieren. Oben ist eine herrliche Aussicht, man weidet sich an den lieblichen Bergfernen, die sich in der blauen unbestimmten Ferne verlieren, oder an den dunklen Schatten einzelner Baumparthien; — dann aber sieht man einen grossen kupfernen Engel über sich, der einst dem heiligen Gregorius erschien und dieses Flickkastell getauft hat; und dann hört man Trommeln und sieht auf dem Hofe exerzieren auf gut preussisch. Da mag einer eine vernünftige Idee fassen oder auch nur das Bischen, was er hat — zusammenhalten. — u. s. w.

Rom, den 30. Dezember 1843.

Ihr werdet auf diesen Brief wohl besonders gespannt sein, liebe Eltern, da Euch berichten soll, wie ich die Weihnachtstage verlebt habe. Es ist wohl das Beste, wenn ich ganz der Zeit folge; den allgemeinen Gesichtspunkt, unter den sich all die Einzelnheiten zusammenfassen, wisst Ihr eben so gut als ich. Am Sonnabend ging ich, wie ich Euch schrieb, hinaus in die Villa Borghese, um mich dort in der Stille zu festlichen Gedanken zu stimmen. Es war da überaus schön, ein herrlicher sonniger Tag, milde Luft, schöne Lichtbrechungen in den mächtigen Laubkronen der immergrünen Eichen und Pinien, genug, an meinem Lieblingsplatze, dem kleinen halb verfallenen Springbrunnen, in dichtem Schatten versteckt und umstellt von allen Repräsentanten römischer Vegetation, war es so schön und das Ganze stimmte mich so innerlich froh, dass ich es fast bedauerte, dass mich eine Verabredung mit Dr. Henzen schon vor Eintritt der Dunkelheit in die Stadt zurückrief. Freilich war das aber nöthig, denn es musste noch der ganze Festapparat zusammengekauft werden. Wir begannen mit dem Weihnachtsbaum, die Auswahl war nicht

gross, da die Sitte hier nicht heimisch ist, Tannen, Fichten, Pinien werden nicht dazu angewandt, sondern Orangen oder Lorbeerbäume. Wir entschieden uns für einen stattlichen, hochstämmigen Lorbeer und liessen ihn auf unser Kapitol hinaufschleppen. Nachher zogen wir noch in der Dämmerung auf dem römischen Weihnachtsmarkte, dessen Mittelpunkt die eigenthümliche und echt römische Piazza Navona bildet, umher. Es freute mich enthusiastischen Verehrer der Weihnachtsmärkte auch hier Spielzeugbuden, Kuchentische und lustiges Volk dazwischen zu sehn. So ging der Tag zu Ende und wir legten uns voll guter Hoffnungen nieder, um im Voraus für die folgende Nacht mit zu schlafen. Sonntag kam heran. Am Morgen ging ich in die Gesandtschaftskapelle. Die Predigt war unbedeutend, indessen gab es doch einige Weihnachtslieder zu hören, an denen ich für mich genug hatte. Als es vorbei war, ging ich, um mir selbst nach meiner Art zu predigen, über das Forum nach dem Colosseum zu. Die alten Ruinen, in denen ich nun schon heimisch geworden bin, lagen da in hellem, festlichen Sonnenlicht, es war still in der ganzen Gegend, die Fernen rein und blau, genug alles harmonisch und zur Harmonie stimmend; ich ging in das Colosseum hinein und setzte mich in einen Winkel auf eine umgestürzte Säule, das Herz war mir eigen voll. Am Mittag ging ich nach Hause, um mit den Freunden den Weihnachtsbaum, mit Apfelsinen behängt und reich mit Lichtern besetzt, aufzupflanzen. Wir waren damit bis in die Dämmerung hinein beschäftigt. Um fünf sollte in der protestantischen Kapelle die Vesper angehn, ich wollte hinein zum Gedächtniss unsrer regelmässigen Gänge in der Stunde in die Nikolaikirche; es blieb daher kaum Zeit, in einer kleinen, räucherigen, aber uns nah gelegenen Osteria den Hunger zu stillen. Als ich mit einem Anhalter, einem guten, kindlichen Menschen, den Monte Caprino nach der Gesandtschaftskapelle hinaufstieg, bezeichnete grade das Abendläuten der Glocken und mächtige Kanonensalven von der Engelsburg den Beginn der heiligen Nacht, keine üble Einleitung. Da man in solchen Stunden sehr empfänglich gestimmt ist, genügte uns die Predigt, was ihr dennoch fehlte, ersetzte der Gesang. Um sechs fanden wir uns bei Braun zusammen, wo ein Orangenbaum, zierlich aufgeputzt, brannte, um acht steckten wir den unsrigen an und legten mit ihm, wie mit einem komischen Gratulationsgedicht an Braun, das meine Wenigkeit verfasst hatte, grosse Ehre ein. Wir waren bis gegen elf froh zusammen, alle wohl voll Gedanken an die Heimath, aber doch befriedigt von dem was uns umgab. In meinem Zimmer blieben wir dann noch bis zwölf am warmen Ofen zusammen, um um Mitternacht in der alten Kirche S. Maria in Araceli zu sein. Der Gesang war monoton, aber die alte, ehrwürdige Basilica erleuchtet und doch dunkel und von Menschen erfüllt zu sehn, war ein unvergesslicher Eindruck mehr. Von dort ging es wieder nach Hause, um die Nacht abwechselnd zu durchwachen. Das war wohl unbequem, aber doch nicht schwer. Die Glocken läuteten die ganze Nacht vollstimmig; es ist rein unmöglich Euch einen Begriff von dem erhabenen Eindruck zu geben, den man empfing, wenn man auf den Balcon

hinaustrat. Da lag Rom unter dem schönen Sternenhimmel, kaum lösten sich die Kuppeln von der schwarzen Masse los und über dem allen schwebten geisterhaft die vollen, ernsten Glockenklänge. — Solche Augenblicke wollen erlebt sein, dann hat man sie aber für immer.

Um vier Uhr ging es in die Kirche S. Maria Maggiore, die recht eigentlich Weihnachtskirche ist, da sie nach uralter Tradition die Krippe von Bethlehem bewahrt. Der Eindruck war dem, den wir um Mitternacht empfangen hatten, ähnlich, nur grösser. Die Kirche ist vielleicht die schönste der alten römischen Basiliken, denkt sie Euch glänzend erleuchtet und gedrängt voll von Menschen. Das Landvolk war zu dem Feste hereingeströmt, auf den Stufen aller Altäre wie auf den Basen der Säulen hatten sich malerische Gruppen gebildet. Wir blieben bis die Procession mit der Krippe, die Spitze der Feier, vorbei war und eilten dann durch die nächtlich dunklen Strassen nach Hause, um noch zwei Stunden Schlaf zu geniessen. Um zehn Uhr begann das Hochamt in St. Peter, der Papst selbst las die Messe. Denkt Euch in der Kirche eine Menge Militair, viel schwarze Fracks und Uniformen, die Kardinäle und Erzbischöfe in Gala, dabei aber überall halblaute Unterhaltung und keine Andacht, dann habt Ihr ein Bild davon. Ergreifend war nur der Moment, als der Papst die Hostie aufhob. Da fiel von der entgegengesetzten Seite der Kirche ein voller Posaunenchor ein, die Unermesslichkeit der Kirche lässt auch dem Ton keine Härte, es klang milde, weich und doch ernst; leider störte der moderne Schluss auch diesen Eindruck. Der Preis gebührt den Sängern der sixtinischen Kapelle, die sich diesmal selbst übertrafen.

Nachdem ich mich etwas gestärkt, ging ich, zu müde, um Weiteres zu unternehmen, nach Hause, wo ich Euren lieben Brief vorfand. Das Feuer spielte lustig im Ofen, die Sonne schien freundlich in das Fenster und in die grünen Zweige des Weihnachtsbaums, kurz ich verlebte in aller Stille einige recht weihnachtliche Stunden. Am zweiten Feiertag besuchte ich wieder die deutsche Predigt, am Nachmittage die Kirche San Stefano rotondo, die nur zweimal im Jahre geöffnet ist. Es ist eine uralte Rotonde, eine Bauart, die man hier öfters sieht, nirgends aber, mit Ausnahme des Pantheon, mit solcher Vollendung. Der Eindruck war ernst und wohlthuend.

Ihr seht, es ist mir kein Platz geblieben, so will ich Euch nur sagen, dass wir die Tage nach dem Fest froh und genuss- und lehrreich verlebt haben, und dass ich gesund und heiter dem neuen Jahr entgegen gehe, das Euch, theure Eltern, und mir gesegnet sein möge.

Rom, den 5. Januar 1844.

Den ersten Brief im neuen Jahre schreibe ich Euch, liebe Eltern, noch voll von einem recht echt römischen Eindruck, den ich vor einer Stunde empfangen habe. Ich war auf dem Befanamarkte. Befana ist die im Volk üblich

gewordene Form für **Epiphania**, dem Feste, das morgen die ganze Kirche, am meisten die griechische Sektion, feiert. Dieser Tag ist der allgemeine Schènk- und Freudentag für kleine und grosse Kinder, der italienische Weihnachten; der Markt, der deshalb Tags vorher gehalten wird, ist daher der eigentliche Christmarkt, aber ein in jeder Hinsicht sehr concentrirter. Ein kleiner Platz bei einer alten Kirche San Eustachio, unweit des Pantheons, ist das Schlachtfeld, da ist denn Nürnberger und nicht Nürnberger Spielzeug in grossen Massen aufgestellt, dazwischen denn auch, um des Leibes nicht zu vergessen, grosse Guirlanden von Gallinacci, den mit vollem Recht so genannten welschen Hühnern; auf dem engen Platz und zwei bis drei ziemlich engen Strassen drängt sich nun Kopf an Kopf, Schulter an Schulter eine ungeheure, immer ab- und zuströmende Menschenmenge, man glaubt in Neapel auf dem Soledo zu sein. Dabei ein Spektakel, gegen den unser Weihnachtslärm eine Grabesstille ist und hier zeigt sich nun das charakteristisch südländische, hier sind es nicht Kinder, die den eigentlichen Lärm machen, sondern ist einmal das Signal gegeben, wird alle Welt Kind und es sieht uns Nordländern kurios aus, einen ganzen Schwarm bärtiger Männer mit Miniaturtrommeln und Trompeten unter lautem Gejubel zwischen den hellen Verkaufstischen sich herumdrängen zu sehn. Das eigenthümlich Römische liegt darin, dass die Physiognomie der römischen Strassen sich ebenfalls da concentrirt. Diese brüderliche Eintracht, wo drei Landleute einen päpstlichen Artilleristen, der unter direkter Ordre Sr. Eminenz des Kardinal-Kriegsministers steht, drängen und der nun wieder den Impuls weiter fortpflanzt und einen schwarzen Abbaten mit seinem urweltlichen Dreimaster auf ein Paar langbärtige Maler losdrängt, sieht man doch nur hier in Rom und wahrhaftig diese seltsamen Constellationen, in denen man hier Kloster- wie Weltgeistlichkeit erblickt, sind so wundersam, dass man sie wohl als ein Wahrzeichen der Stadt ansehn mag. Auf alle diesen Lärm sah der helle Mond freundlich herab und sorgte durch gehörige Erleuchtung des Lokals vielleicht besser für Erhaltung der Ordnung als eine ganze Compagnie Miliz, die unter den Waffen stand, um etwaige Revolten gleich zu dämpfen. Halb betäubt von dem Spektakel stieg ich wieder auf mein stilles Kapitol hinauf, um den Abend Euch vorzuplaudern, morgen früh kann ich nicht, weil ich der griechischen Feier des Festes beiwohnen möchte; überdies hat mich auch diese Marktscene ganz heimathlich gestimmt und in solchen Momenten schreibe ich am liebsten an Euch, steht denn auch nicht Viel in den Briefen, so drückt sich doch vielleicht die Stimmung in ihnen ab. Vor Allem werdet Ihr wissen wollen, wie ich das neue Jahr begonnen habe? Heiter und in guter Umgebung. Braun hatte die ganze Hausgesellschaft auf ein Glas Punsch zu sich geladen, so ward denn gesprochen und getrunken, und, da ein Klavier bei der Hand war, gespielt und gesungen, das war gewiss Alles gut und auch das Trinken sollt Ihr nicht verachten, ich kann Euch wenigstens versichern, dass ich um Mitternacht ganz auf meine Hand recht mit Andacht ein Glas auf das Wohl derer in der Ferne geleert habe. Als der Jahreswechsel herannahte,

trat ich auf den Balcon hinaus, der Mond schien auf die Trümmerwelt, die man von dort aus übersieht, es war eine tiefe Stille, ich verharrte gern in ihr trotz der Kälte, bis die Glocke des Kapitols das neue Jahr ankündigte. Mit Hensen verplauderte ich noch ein Stündchen auf meinem Zimmer und war dann von allerhand Gedanken, die mir hin und her durch die Seele gingen, so aufgeregt, dass ich erst um zwei zu Bett kam. Auch der erste Tag des neuen Jahres steht mir in freundlicher Erinnerung. Ich machte am Nachmittage mit dem Maler Frey einen Gang in die Campagna. Ihr wisst wohl wie die Gegend verrufen ist, aber sehr mit Unrecht; ich finde wenigstens, dass man wohl nur sehr selten mit solchem Genuss spazieren gehn kann, als wie dort. Diese wunderbaren Farben, roth, gelb, braun und viele andre, dabei die ganze Gestaltung des Landes, das im Ganzen eben und doch durch und durch hügelig ist und überall den Blick auf die schönen Formen der Sabiner und Albaner Berge verstattet, genug man sieht sich da so hinein, dass man es gar nicht begreifen kann, wie man auch einmal die gewöhnliche Leier über Langweiligkeit der römischen Umgebung hat mit anstimmen können. An dem Tage war es nun freilich ganz besonders schön, am Himmel hingen schwere Wolken, alle Farben schienen in der Beleuchtung stärker als gewöhnlich, die Tiber lag so still, dunkel und ahnungsvoll unter uns, die Gebirge lagen in tiefem Grau, doch so dass die Formen völlig klar dastanden, dabei ist grade das Terrain nördlich von Rom um Aqua cetosa, das wir diesmal besuchten, ganz besonders interessant, weil es durch seine zahlreichen, keck aus der Ebene heraustretenden Hügel gleichsam ein Bild davon giebt, wie Rom aussah ehe es gegründet wurde. Als wir uns an diesem eigenthümlichen fremdartigen Anblicke satt gesehn hatten, gingen wir dem Laufe der Tiber folgend nach Ponte Molle, überschritten ihn und kehrten, um uns recht als Römer zu zeigen, in einer kleinen Kneipe hart am jenseitigen Ufer ein. Das thut man auch nicht überall, am 1. Januar mit einem guten Freunde bei einem Glase Orvieto ohne Mäntel auf dem platten Dache zu sitzen und sich des Sonnenuntergangs zu freuen. Damit so etwas Ungewöhnliches auch gehörig hervorgehoben würde, war ein hoher Berg im Sabinerlande so freundlich uns das noch viel wunderbarere Schauspiel des Schneeglühens nach Sonnenuntergang zu zeigen. Die rosenrothe Spitze stach wunderschön gegen die graue Fläche ab. Unter heiterem Gespräche wanderten wir nach Rom zurück, beide einig darin, dass wir einen erfreulichen Gang gemacht hatten, in sich abgeschlossen wie ein Bild und dadurch für die Erinnerung besonders werthvoll. Wollte man unter dieses Bild ein Motto setzen, so würde aus den Spaziergangsscenen im Faust in Ernst und Scherz manches dazu passen, besonders das ahnungsvolle Grauen, von dem da die Rede ist, drückt den Eindruck, den uns die Campagna machte, wohl aus.

Man sieht aus diesen Mittheilungen, mit welcher offenen Empfänglichkeit Horkel alle die verschiedenen Eindrücke der Natur und des Lebens auf sich wirken liess und mit welchem gebildeten Verständnisse er die Schätze der alten und neuen Welt in Rom auszubeuten suchte. Vorbereitet durch gründliche Studien in Kunst und Wissenschaft verstand er bald die Sprache, in welcher die Werke der bildenden Kunst in Malerei, Sculptur und Architectur zu ihm redeten. Die ernsten Klänge alter geistlicher Musiken, an die er sein Ohr von früh an gewöhnt hatte, wie tief und mächtig mussten sie ihn hier in dem classischen Heimathlande ergreifen! Die viele Sehnsucht und Innigkeit eines deutschen Gemüthes offenbart sich in jenen Stimmungen, in denen er die Weihnacht und Neujahrsnacht feierte! Wie fühlt man da an ihm bei jenen mitternächtlichen Glockenklängen, die ihn so ernst bewegen, dass er die Stimmen einer andern Welt in das Diesseits hineinklingen hörte und tief jenes beseligende Heimweh in sich trug, welches das Gefühl des Pilgrimstandes und der Fremdlingschaft in uns lebendig erhält! Als literarische Ausbeute brachte er vom Vatican die Collation einer Handschrift des Ammianus Marcellinus mit, die jetzt in den Besitz des Professor M. Haupt übergegangen ist. Von seinen epigraphischen Studien in den Katakomben legte er ein Zeugniss in dem zur Winckelmann's-Feier in Berlin gehaltenen Vortrage ab.

Nach so reicher Befriedigung und geistiger Erquickung, mit der er in das Elternhaus zurückkehrte, und mitten in dem Vollgenusse eines anregenden geistigen Lebens, in das er durch den Verkehr mit bedeutenden und liebenswürdigen Menschen in Berlin eintrat, blieb er doch gerade damals nicht ohne innere Prüfung und Anfechtung. Es fing an ihn allmälig zu drücken, dass er noch nicht zu einem eigentlichen Berufe gekommen war. In jener Zeit, in der er, wie er später seiner Gattin einmal sagte, das Lied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir etc.“ verstehen und lieben lernte, drang er zuerst tiefer in den Geist und das Leben der Brüdergemeine ein, der er bis zu seinem Tode innig zugethan blieb. Eine Reise nach Herrnhut, die er damals unternahm und von welcher er mit reichem inneren Frieden heim-

lehrte, schloss das Band fester. Im Jahre 1846 starb sein Vater und nun zeigte ihm Gott deutlich seinen Weg. Mit frischer Kraft ging er daran, seiner Mutter und sich eine Existenz zu schaffen. Im Frühjahr 1847 bestand er die Prüfung für das Gymnasiallehramt und hielt, nachdem er sich ein Zeugniss unbedingter facultas docendi erworben hatte, von Ostern 1847 bis 1848 am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin sein Probejahr ab. Da er hier nur wenig öffentlichen Unterricht zu ertheilen hatte, gab er in jener Zeit viel Privatstunden, besorgte Correkturen und arbeitete an der Vollendung des ihm übertragenen ersten Bandes der Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, deren Herausgabe in deutscher Bearbeitung unter dem Schutze Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. durch die Akademiker G. H. Pertz, J. Grimm, Lachmann, L. Ranke, C. Ritter damals vorbereitet wurde. Im Jahre 1849 erschien dieser Band, der die Römerkriege aus Plutarch, Cäsar, Vellejus, Suetonius, Tacitus und Tacitus Germania umfasste, welche letztere mit sehr ausführlichen Erläuterungen begleitet war, vollendet im Drucke, nachdem bereits 1847 die erste Lieferung ausgegeben war. Der Auftrag war ehrenvoll genug, da man, wie Pertz in der Vorrede zum ganzen Werke sagte, bei der Auswahl der Mitarbeiter nicht nur auf vorzügliche Gelehrsamkeit gesehen hatte, sondern auch darauf, dass dieselben ihre Aufgabe als eine Sache des Vaterlandes betrachteten. Die politischen Stürme des Jahres 1848, in denen Horkel innerhalb seines Kreises tapfer für die conservative Sache eintrat, führten ihn plötzlich ungeahnt auf einen Lehrstuhl, der durch die Berufung seines Inhabers in das Frankfurter Parlament interimistisch vacant war. Zu Pfingsten 1848 schon ging er nach Brandenburg, um das Conrectorat am dortigen Gymnasium stellvertretend zu übernehmen. Hier wurde er Ordinarius der Secunda und hatte als solcher den Hauptunterricht dieser Classe. Bei fleissiger Arbeit in seinem Berufe fühlte er sich bald in der neuen Existenz behaglich, zumal da auch die Mutter ihm bald nachfolgte und eine Häuslichkeit einrichtete, in die ab und zu mancher liebe Freund aus Berlin zum Besuche einzog. Zu Ostern 1849 hörte indess diese Stellung auf und mit Bangen sah Horkel der Zukunft entgegen. Da kam ganz uner-

wartet die Berufung in die erste Oberlehrerstelle am Pädagogium zu Züllichau. Nie dachte er an diese Führung ohne den innigsten Dank gegen Gott, der ihn so gnädig aus sorgenvoller Lage befreit hatte und ihm bald noch mehr schenkte. Zu Weihnachten 1849 verlobte er sich mit Johanna Meineke, der Tochter des Philologen August Meineke, die er im Sommer 1850 heimführte. Zu Weihnachten desselben Jahres wurde er durch den Professortitel ausgezeichnet. Das Amt in Züllichau hatte manches Schwere und die Verhältnisse einer kleinen Stadt sagten ihm auch nicht ganz zu. Dazu kam bald eine grosse Nervenabspannung, die indess durch eine Badekur in Alexisbad 1851, mit der er eine Reise zum Besuche lieber Verwandten in Hamburg verband, fast gänzlich gehoben wurde. Nachdem er schon 1850 eine Aufforderung, das Directorat des Gymnasiums zu Parchim in Mecklenburg Schwerin anzunehmen, aus Anhänglichkeit an sein preussisches Vaterland abgelehnt hatte, folgte er Ostern 1852 der ehrenvollen Berufung in das Directorat des Königlichen Friedrichs-Collegiums zu Königsberg i. Pr. Als er von Züllichau abging, sprach sich der Director Hanow also über ihn aus: „Nur selten können die Eigenschaften, welche den Lehrer ausmachen, einzeln genommen in solchem Masse vorhanden sein, noch seltener in solcher Weise vereint. Seine philologische Gelehrsamkeit ist nicht allein eine ausgedehnte, alle Zweige der Philologie umfassende, sondern, was mehr ist, eine solche, die in allen Kenntnissen den geistigen Gehalt ergriffen hat und ergreift. Und über diese Schätze des wahrhaft geistigen Wissens verfügt er in jedem Augenblicke mit Leichtigkeit. Darum besitzt er in seltener Weise die Macht, gerade das Höchste des Unterrichtes in der höheren Schule, die Anregung des Geistes, zu wirken.“ Zu jener Zeit gab Horkel seine in weiten Kreisen rühmlichst anerkannten Analecta Horatiana heraus, eine Probe jener kritischen Studien, zu denen er durch G. Hermann angeleitet worden war, wie er denn auch am Schlusse seiner Schrift dieses von ihm herzlich verehrten Lehrers in dankbarer Liebe gedenkt.

Ueber die Wirksamkeit Horkel's als Nachfolger Gotthold's in dem Directorate des Königlichen Friedrichs-Collegiums zu Königsberg, in das er am 22. April, dem Geburtstage Kant's, des grössten Zöglings jener

Schule, feierlich eingeführt wurde, lassen wir den Provinzial-Schulrath Dr. Schrader reden, der durch amtliche und persönliche Beziehungen vorzüglich befähigt war, die Thätigkeit Horkel's zu beobachten und den ganzen Mann in seiner Bedeutsamkeit als Gelehrten, als Pädagogen und als Menschen zu würdigen und der uns darüber folgende Mittheilungen gemacht hat:

„Zu Ostern 1852 wurde Horkel zum Director des Königlichen Friedrichs-Collegiums in Königsberg ernannt, und es zeigte sich bald, dass die Wahl der Behörde eine glückliche gewesen war. Das Friedrichs-Collegium war am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts durch die Thätigkeit eines Mannes, des Holzkämmerers Gehr, ins Leben gerufen, welchem die Erziehung der Jugend auf Grund des Evangeliums zur Herzenssache und zur Lebensaufgabe geworden war. Es gelang seinen unausgesetzten Bemühungen, so wie der sittlichen und geistigen Bedeutung des ersten Directors, Lysius, die junge Anstalt, deren Unterhalt zunächst lediglich auf Privatbeiträge angewiesen war, gegen vielfache Anfechtungen zu schirmen und ihr sogar den besondern Schutz des ersten Königs von Preussen zu erwerben. Wie der Geist der Stifter, so war auch die Einrichtung und Wirksamkeit der Schule derjenigen religiösen Ueberzeugung, welche sich damals in und durch A. H. Franke besonders in Halle entfaltete, also dem Pietismus nächstverwandt, und diese Richtung blieb in der Anstalt auch während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebendig. Später verfiel dieselbe; die ursprünglichen Bestimmungen, namentlich dass der Unterricht zum grossen Theil durch ungeübte Studenten und Candidaten der Theologie ertheilt wurde, entsprachen den gesteigerten Anforderungen nicht mehr, und bedurfte das Friedrichs-Collegium im Anfange unsers Jahrhunderts einer gründlichen Regeneration, welche ihm auch durch die Thätigkeit Gotthold's, der im Jahr 1810 zum Director der Anstalt berufen wurde, im vollen Masse zu Theil wurde. Aus der Schule F. A. Wolf's hervorgegangen, verstand es Gotthold, der Schule den idealen Geist einzuhauchen, welcher in schöpferischer Frische die Philologie als Wissenschaft wie als Grundlage der Gymnasialbildung durchwehte und zierte, und der unleugbare Erfolg, welcher

seine Bestrebungen krönte und dem Friedrichs-Collegium einen bedeutenden und wohlverdienten Ruf verschaffte, bewies, dass er die in dem damaligen Geistesleben der Nation liegenden Bildungsmittel mit richtigem Blick für seine Anstalt zu verwerthen verstand. Dass hiermit wenigstens theilweise der ursprüngliche religiöse Charakter der Schule zurückgeschoben wurde, kann uns nicht befremden; es ist eine unmögliche Forderung, dass die Schule überhaupt den kräftigen Anregungen, welche der stetigen Entwickelung des gesammten Geisteslebens entspringen, sich entziehen solle, und Alles, was in diesem Bezuge von den Schulen verlangt werden kann und in Wahrheit auch geleistet wird, ist dieses, dass sie die ewigen Grundlagen aller Menschenbildung nicht verleugnen und verlassen, und dass sie vermöge der ihnen hierdurch verliehenen Festigkeit den Irrthümern der wechselnden Zeitströmungen und den Zumuthungen Unberufener keinen Einfluss auf die Handhabung der schwierigsten und höchsten aller Künste gestatten. Die Thätigkeit wie die persönliche Bedeutung Gotthold's hat Horkel selbst in dem Programm des Friedrichs-Collegiums vom Jahr 1858 ebenso schön als richtig gewürdigt; es legt diese anziehende Schilderung ein um so ehrenderes Zeugniss für beide Männer ab, als ihre innerste Natur eine wesentlich verschiedene war und nur in dem freilich entscheidenden Grundzuge zu einer die Mühen und Interessen des Alltagslebens weit überragenden Idealität in dem gleichen Boden wurzelt. In eben dieser Charakteristik ist nun mit psychologischem Scharfblick entwickelt, wie Gotthold, gerade um seinen idealen Forderungen an die Jugend die Erfüllung zu sichern, allmälig dem Geiste des Formalismus und einer strengen, oft starren Gesetzlichkeit eine grössere Geltung einräumte, als sich mit der Natur des jugendlichen Geistes und mit den Grundsätzen einer fortgeschrittenen Erziehungskunst vertrug; und es erhellt hieraus leicht, dass derselbe mit dem Streben der heutigen Jugend überhaupt und somit auch seiner Schüler je länger je weniger zufrieden sein konnte. Und somit war es als eine äusserst glückliche Fügung zu betrachten, dass an die Stelle einer ganzen Natur im Sinne des bekannten Goethe'schen Worts wiederum eine volle Natur trat, wohl geeignet, um auf ihre Umgebung einen

belebenden Einfluss auszuüben, und zugleich in sich so fest und abgeschlossen, dass sie nur aus ihren eignen Lebensbedingungen heraus zu handeln verstand.

„So war es Horkel vorbehalten, theils durch seine gründliche und weitreichende wissenschaftliche Bildung, theils durch seine tiefe Religiosität, vor allem aber durch seinen geistvollen, die Schüler nicht minder als den Gegenstand ganz und voll umfassenden Unterricht die Anstalt zu bedeutenderen Leistungen zu befähigen und ihr das schwindende Vertrauen in weiten Kreisen und in stets wachsendem Masse wieder zu erwerben. Dem Unterricht in vielen Fächern gewachsen, verweilte er doch am liebsten bei dem Lateinischen, in welchem es ihm gelang, in den Schülern der obersten Klassen das Gefühl für die Besonderheiten des fremden Idioms zu wecken und sie zu gewandter und gefälliger Darstellung zu befähigen. Dieses Ergebniss wurde nicht minder dem feinen Blick verdankt, mit welchem er selbst die Eigenthümlichkeiten der lateinischen Ausdrucksweise unterschied und hervorhob, als der Treue, mit welcher er Jahrelang die schriftlichen lateinischen Arbeiten der gefüllten beiden obersten Klassen einer eingehenden und zugleich fördernden Correktur unterzog. Denn es widerstrebte seiner Methode, hierbei jede Einzelheit ängstlich zu verbessern und somit selbst eine Musterarbeit herzustellen, welche doch zum geringsten Theile dem Schüler angehört hätte; ihm genügte oft betreffs des Ausdrucks und der Satzbildung eine einfache Andeutung, welche das Nachdenken und die Selbstthätigkeit des Schülers anregte und ihm zugleich, was so wichtig ist, den Trieb zur eignen Darstellung nicht benahm. Vor allem aber machte er die Primaner mit den Dichtungen des Horaz in einer Tiefe und einem Umfange bekannt, welche die Schüler mit Lust und Freude an dem Dichter erfüllte und zu einer Gesammtauffassung desselben befähigte, die ihrer Nachwirkung auch auf anderen Gebieten und für das spätere Leben sicher war. Es genügte ihm nicht, dass das einzelne Gedicht von den Schülern richtig verstanden und geschmackvoll übersetzt wurde; vielmehr war er mit dem besten Erfolge bestrebt, die verwandten Gedichte vergleichen und in ihrer Eigenthümlichkeit auffassen zu lassen, wodurch die Schüler zu-

gleich angeleitet wurden, den Dichter nach seiner inneren Entwickelung und seiner gesammten Lebensstellung zu verstehen.

„Diese Liebe zum Unterricht war bei ihm aufs innigste mit der Liebe zu seinen Schülern verwachsen, welche er, falls sie nur wirkliche Strebsamkeit zeigten, gern in ihrer Eigenthümlichkeit gewähren liess, auch hierin ein feiner Kenner der jugendlichen Natur und der wahrhaften Erziehungskunst. In dieser Liebe zur Jugend, welche den sonst so selbständigen Mann auszeichnete, fand er auch die angemessenen Mittel, um die übertriebene, allzurigorose Schulzucht in zweckmässiger Weise freier zu gestalten, ohne dass hierdurch den nothwendigen Ordnungen des Schullebens etwas vergeben wurde. Fügen wir hinzu, dass die Reden, mit denen er seine Zöglinge zur Universität entliess, stets den Zweck hatten, denselben das sittliche und wissenschaftliche Verhältniss der Schule in idealster und eindringlichster Weise ans Herz zu legen, so wird es uns leicht zu begreifen, dass ihm die dankbare Anhänglichkeit seiner Schüler auch für das fernere Leben unerschüttert verbleiben musste. Einer genaueren Charakteristik dieser Entlassungsreden dürfen wir uns hier um so eher enthalten, als dieselben in dieser Sammlung einem grösseren Leserkreis dargeboten werden; aus ihnen selbst wird auch der Eindruck erklärlich, den sie durch Tiefe des Inhalts und durch ihre Formvollendung stets auf sämmtliche Zuhörer hervorbrachten.

„Der eben geschilderten Wirksamkeit Horkel's entsprach der äussere Erfolg; in dem während seiner Leitung entstandenen neuen und geräumigen Gebäude mehrten sich die Schüler mit jedem Halbjahre, so dass sich schliesslich die überkommene Schülerzahl mehr als verdoppelt hatte. Und auch im inneren Gange des Schullebens suchte er, so weit es die veränderten Verhältnisse gestatten wollten, dem evangelischen Geist der ursprünglichen Stifter, Gehr und Lysius, deren ersterem er in seiner Einweihungsschrift vom Jahr 1855 ein bleibendes Denkmal setzte, von neuem Raum zu schaffen. Denn Horkel's eigene religiöse Ueberzeugung war derjenigen Richtung verwandt, welche vor Zeiten durch Spener und Franke vertreten war und sich noch heute bei den Herrenhutern lebenskräftig beweist; seine Religiosität

war aber um so echter, als sie, eine Frucht innerer Lebenserfahrungen, die Kundgebung nach aussen eher vermied als suchte. Es widerspricht dieser Richtung nicht, dass Horkel die Selbständigkeit des Friedrichs-Collegiums auch der Kirche gegenüber auf das entschiedenste zu wahren bestrebt war; die Forderung, dass der Anstalt dem früheren Herkommen gemäss ein eigener Geistlicher zugeführt und ein vollständiger Schulgottesdienst eingerichtet werden sollte, bekämpfte er als den jetzigen Verhältnissen nicht angemessen und liess sich in diesem schliesslich von der Beistimmung der vorgesetzten Schulbehörden begleiteten Bestreben auch nicht durch den Umstand beirren, dass er hierdurch sich mit den Ansichten sonst von ihm verehrter und glaubensverwandter Männer in Widerstreit setzte.

„Wir fügen, um das Leben Horkel's in Königsberg zu vervollständigen, noch hinzu, dass er im Jahr 1857 Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission war. Von seiner fortdauernden wissenschaftlichen Beschäftigung gab er ein äusseres Zeichen durch die Vorlesung, welche er in der dortigen deutschen Gesellschaft über die Lebensweisheit des Menander mit grossem Beifall hielt. Erwähnung verdient endlich, dass er die sechshundertjährige Jubelfeier der Stadt Königsberg und ebenso die dreihundertjährige Feier des Gymnasiums in Danzig durch lateinische Gedichte begleitete, welche die früher von ihm kaum geübte Kunst der lateinischen Versification in seltener Vollendung zeigten."

Horkel erkannte es dankbar, wie ihm Gott in dem Amte, das er freudig als einen Dienst im Herrn verwaltete, reichen Erfolg und Segen bescheerte. Der Verkehr mit geistig bedeutenden Männern so wie der Umgang mit einigen näher vertrauten Freunden gewährte ihm viele Freude. Auch sein religiöses Bedürfniss wurde hier neu befriedigt und durch Austausch angeregt. Er trat bald in ein näheres Verhältniss zu dem verstorbenen General-Superintendenten Sartorius, so wie zu dem Prediger der Brüdergemeine Röntgen. In den Sommerferien machte er meist ein Jahr allein, das andere Jahr mit seiner Gattin eine Reise, die ihn immer sehr auffrischte. Aber bei aller Anerkennung der vielen Annehmlichkeiten, die ihm das Leben in Königs-

berg gewährte, blieb doch in ihm eine Sehnsucht, wieder „nach Deutschland", wie die Ostpreussen selbst zu sagen pflegen, zurückzukehren. Zu Ostern 1860 war ihm eine Aussicht eröffnet, möglicherweise an ein Berliner Gymnasium berufen zu werden. Als die Verhandlungen noch im Gange waren, lehnte er die Aufforderung, das Directorat des Grossherzoglichen Gymnasiums zu Weimar zu übernehmen, ab. Im Mai desselben Jahres starb seine Mutter, deren leidender Zustand schon seit Jahresfrist ihn tief betrübt hatte. Als er im Juli jenes Jahres zu seiner Erholung die Ferienzeit am Ostseestrande verlebte, erhielt er die Berufung in das Directorat des Königlichen Dom-Gymnasiums zu Magdeburg, der er freudig folgte.

Am 11. Oktober 1860 wurde er in das neue Amt eingeführt. Die Antrittsrede, mit der er dasselbe übernahm, liess sogleich den bedeutenden Mann erkennen, der für die ihm gestellte Aufgabe innerlich berufen war. Mit begeisterten Worten forderte er, an einen alten Vers des Sokrates anknüpfend, Lehrende und Lernende auf, sich dem festlichen Chorreihn anzuschliessen, den er hier führen wolle zur Ehre Gottes. Kundigen Lesern dieser Rede wird es nicht entgehen, wie er in die Auslegung jenes sokratischen Wortes die Behandlung aller wichtigen Fragen verwob, welche die Geschichte der Pädagogik im Verlaufe der Jahrhunderte über Bildung und Erziehung gestellt hat. Bei klarer und sicherer Erkenntniss der Grundlagen und Ziele zeigt er zugleich, dass er tief eingedrungen ist in die Natur des jugendlichen Geistes, um die Mittel, deren Unterricht und Zucht sich zu bedienen haben, in der rechten Weise abzumessen. Bei tiefer Idealität des eigenen Wesens, die ihn über die Pfade des Alltagslebens erhob, erkennt er als die Hauptaufgabe, die Jugend einzuführen in die Welt des Geistigen und Idealen, freie und freudig strebende Menschen zu erziehen, die den dauernden Kampf des idealen Geistes mit aller Niedrigkeit und Gemeinheit fortzuführen befähigt sind. — Die Verhältnisse, die er in dem neuen Amte vorfand, waren nicht einfach und leicht. Interimistische Zustände mannigfacher Art, die sich nicht sogleich beseitigen liessen und zum Theil von längerer Dauer waren, machten es ihm unmöglich, die Organisation des Unterrichtes nach

festgeordnetem Plane durchzuführen. Mit Beginn des neuen Schuljahres liess er sich durch Bedenklichkeiten und Hindernisse, die man ihm von verschiedenen Seiten entgegenstellte, nicht abhalten, eine durchgreifende Umgestaltung des Lectionsplanes vorzunehmen, bei der er den lateinischen Unterricht in Prima zum Mittelpunkte seiner eigenen Thätigkeit machte. Die strebsameren Schüler erkannten es bald, welchen Gewinn sie von dem neuen Lehrer zu hoffen hatten. Insbesondere waren die Lectionen, die er über Horaz hielt, auch hier ein Mittelpunkt, von dem aus er nach allen Seiten ideales Streben und geistiges Leben zu wecken und zu fördern verstand.

Am 18. Januar 1861, dem für die Geschichte des Vaterlandes so bedeutungsvollen Tage, hielt er in stiller Abendstunde im Saale des Dom-Gymnasiums eine Gedächtnissfeier auf den heimgegangenen König Friedrich Wilhelm IV. Man merkte es dem Redner an, wie sympathisch er sich fühlte für diesen Königlichen Mann, der als ein Mensch des Aufwärts unter uns Krone und Scepter getragen. Bei der ganzen Anlage der eigenen Natur hatte Horkel mitten unter den bewegten Kämpfen des Vorwärts mit dem Festhalten längst auch seine Stellung ausserhalb der Parteien eingenommen und suchte, was aufwärts zu führen verspricht, zu fördern und zu pflegen mit ganzer Seele und Kraft. Darum verstand er den demüthigen und hingebenden Dienst des Königs in Kunst und Wissenschaft in seinen tiefsten Beziehungen und höchsten Zielen zu deuten und alle Harmonie und Einheit in dem Wesen des unvergesslichen Fürsten zurückzuführen auf den Grund, „der unsern Anker ewig hält“. In den Losungen der evangelischen Brüdergemeine, die den schwer heimgesuchten König in den dunkelsten Stunden, als die Welt seinen Sinnen verschlossen war, oft wie Stimmen aus der ewigen Heimath trafen, suchte auch er Belebung des eigenen Herzens und das Bewusstsein innigster Geistesverbindung mit still frommen Seelen, die sich täglich durch dasselbe Schriftwort trösten und erheben. Er sollte dieses Trostes und dieser Belebung bald in höherem Masse bedürfen. Die schweren Tage und Nächte, in denen die Seele dem Aufschwunge in das Reich des ewigen Lichtes entgegen seufzen sollte, standen ihm nahe bevor. Die längst in ihm

liegenden Keime einer verderblichen Krankheit fingen an sich immer mehr zu entwickeln. Eine Bade- und Trinkkur in Elster während der Sommerferien des Jahres 1861 brachte die erwünschte Hülfe nicht. Nach seiner Rückkehr fühlte er eine grosse Abspannung aller Kräfte, bald stellte sich Hautwassersucht ein. Er selbst sah dieselbe für eine günstige Krisis an, während die Aerzte immer deutlicher erkannten, dass er an einer unheilbaren Nierenkrankheit litt. Es schmerzte ihn tief, dass er die Eröffnung des Winter-Semesters in seiner Schule nicht selbst vollziehen konnte; aber mit Geist und Herz blieb er bei seiner Schule bis zu seiner letzten Stunde. Die Anschwellung seines Körpers verursachte ihm oft die grössten Beängstigungen, bei denen er bald genöthigt war, auch die Nächte im Lehnstuhle zuzubringen. Seine Freunde, die ihn fleissig besuchten, können es bezeugen, mit welcher Geistesstärke und Ergebung er alle diese Leiden ertrug. Theilnehmend für alles, was im Kreise der Schule und im öffentlichen Leben vorging, machte er noch Pläne für die Zukunft. Diejenigen, die seltener kamen und ihn nur ab und zu sahen, wollten es nicht glauben, dass er gefährlich krank sei. Gegen die Näherstehenden erschloss sich seit jener Zeit sein Inneres immer mehr und der sonst sehr zurückhaltende Mann, der bei tief innerlicher Frömmigkeit es wahrhaft ängstlich vermied, Geheimnisse des Heiligen irgendwie zur Schau zu tragen, liess den Mund übergehen, wovon das Herz ihm so voll war. In einsamen Stunden erhob er sich an Seb. Bach's Compositionen, die er sich reichen liess, um sie wenigstens zu lesen. In schnellem Fortschritte trat die verzehrende Krankheit bald in ein Stadium ein, in dem zu fürchten war, dass das helle und klare Bewusstsein gestört werden würde. Der Kranke merkte diese Veränderung selbst, trug aber ohne Murren und Klagen das seiner Erfüllung immer näher rückende Leiden. Schmerzlich traf es wohl seine Seele, dass er so früh abgerufen werden sollte von einer Stätte, wo er noch nichts gewirkt habe. Aber seine fromme Ergebung fand auch für dieses Räthsel das rechte Wort: „was Gott thut, das ist wohlgethan.“ Eine stille Hoffnung erhob ihn wohl zuweilen, dass, wenn es auch Gottes Wille sein sollte, ihm sein Arbeitsfeld zu nehmen, ihm doch noch auf Erden ein Zoar und Pella

vorbehalten sein könnte, zu dem er fliehen dürfe. Er suchte es in einer Colonie seiner lieben Herrnhutergemeine und machte sich Bilder eines Ruhesitzes in Niesky. Dabei bekannte er im freudigsten Glauben, dass er „alles auf die Gnade gestellt habe". Als wir ihm an dem letzten Sonntage, der ihm hienieden beschieden war, von der Auslegung des Evangeliums erzählen mussten, die wir über Matthäus 24, 15—28. in unserem Dome gehört hatten, fühlten wir wohl, dass Gott ihm eine andere Zuflucht ausersehen hatte. Ob er sich dessen selbst deutlich bewusst war, wenn er von dem Wege sprach, der „über die Elbe" führen würde, liess sich nicht mehr unterscheiden. Seine geistige Klarheit hatte bereits gelitten. Aber auch die Phantasien, die sich nunmehr auch während des Tages einstellten, nachdem sie schon in den vorausgegangenen Nächten die bedenkliche Steigerung der Krankheit deutlich angezeigt hatten, liessen das Lebenselement erkennen, in dem sein Geist sich heimisch gemacht hatte. Bilder des Berufslebens im Verkehr mit der Jugend wechselten mit den Ahnungen des Ewigen. Die ganze Vergangenheit ging noch einmal an seiner Seele vorüber, aber auch aus dem Dämmerscheine leuchtete hervor, wie heiligen Zielen er zugestrebt hatte. Die in treuster Pflege dem lieben Kranken dienende Gattin vernahm dabei, mitten in ihrem grossen Schmerze, zu reichster Tröstung alle die Liebesworte, die sie auf sich beziehen durfte. In klaren und hellen Augenblicken wünschte er wohl selbst, solcher „heiligen Nächte" noch mehr zu haben. Am Festtage Abends (18. November) machte er bei vollem Bewusstsein sein Testament und sprach zu den ihn umgebenden Freunden Worte, die ahnen liessen, dass er ein sicheres Gefühl des Abscheidens habe. Am Abend des folgenden Tages richtete er sich plötzlich auf seinem Lehnstuhl auf, und sprach, mit geschlossnen Augen, aber sehr vernehmlich in Absätzen folgendes:

Zuerst ein Wort innigster Liebe und des Dankes gegen seine Gattin, dann: „Ich danke dir, Gott, dass du mich in einen Kreis christlicher Freunde geführt hast, in dem auch der Mund aussprechen mochte, was oft das Herz bewegte." Hierauf in schmerzlichem Ton:

„Aber dass ich nach Magdeburg kommen sollte, um Nichts, gar-

nichts zu wirken, Gott, ist mir unbegreiflich," — und dann noch lauter und inniger: „Aber, was Gott thut, das ist wohlgethan."

Hierauf sank er wieder in den Lehnstuhl zurück, die Klarheit des Bewusstseins war entschwunden und sollte nicht wiederkehren.

Die halbverständlichen Laute, in denen man nur das Wort: „das heilige Ziel, die heiligen Berge," verstehn konnte, liessen ahnen, wie er der ewigen Klarheit entgegen seufzte, zu der endlich in der Frühe des 21. November um 1½ Uhr unter dem Zuspruche geistlicher Freunde seine Seele einging.

Am 22. November Nachmittags hielt am Sarge des Entschlafenen vor einer zahlreichen Versammlung von Leidtragenden der General-Superintendent Dr. Lehnerdt die Leichenrede über Jeremias 9, 23. 24. „So spricht der Herr: Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich dess, dass er mich wisse und mich kenne, dass Ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden." Unter dem Gesange des Domchores ordnete sich der Trauerzug und bewegte sich, von den Schülern des Dom-Gymnasiums beschlossen, nach dem Bahnhofe, wo die Leiche, nachdem sie von dem Prediger Weber feierlich eingesegnet war, zum Transport nach Berlin übergeben wurde. Die hinterlassene Wittwe nebst ihrem Vater und ihrem jüngsten Bruder, den Horkel, der eignen Kinder entbehrend, vor drei Jahren in sein Haus zur Erziehung aufgenommen hatte, geleiteten dieselbe in tiefster Trauer. Vor der Bestattung auf dem Matthäikirchhofe, am 25. November Morgens, sprach der General-Superintendent Dr. Büchsel, dem der Verstorbene auch im Leben nahe gestanden hatte, in dem Meineke'schen Hause im Beisein vieler Berliner Freunde, die meist den Kreisen der Wissenschaft angehörten, tröstende und segnende Worte auf Grund der Schriftstelle Römer 8, V. 28: „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen."

Das Dom-Gymnasium veranstaltete am Sonnabend den 23. November innerhalb des Schulkreises eine Gedächtnissfeier, bei der Professor Dr. Rehdantz eine kurze Schilderung des Lebensganges des Verstor-

benen gab und der Religionslehrer Dr. Siegfried das Bild des auch im Tode getrosten Mannes nach Sprüchw. Salom. 14, 32: „Der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost," in kurzer Rede ausführte. Eine ähnliche Feier hielt das Friedrichs-Collegium zu Königsberg. Man fühlte es in allen Kreisen, denen der Verstorbene unmittelbar angehört hatte, dass wir in ihm einen bedeutenden Mann verloren hatten. Reich begabt, wie wenige seiner Berufsgenossen, von ebenso gründlicher als geschmackvoller Bildung, in seltener Weise geübt, Altes und Neues geistvoll und formgewandt auszutheilen, bei tiefer Idealität des ganzen Wesens in Kunst und Wissenschaft, in Beruf und Leben dem Höchsten zustrebend, ein Mann von ausgeprägtem Charakter, selbstbewusst gegenüber den Menschen, denen er unbequem werden konnte, aber demüthig vor Gott, auf den er seine Hülfe setzte: so steht das Bild des Verstorbenen vor den Blicken derer, die ihm im Leben näher getreten sind, und wird gesegnet fortleben in den Herzen dankbarer Schüler, wie in dem Andenken seiner Freunde.



I.

Zur Pädagogik.



Rede

bei Einführung in das Directorat des Königlichen Friedrichs-Collegiums zu Königsberg

gehalten den 24. April 1852.

Zum dritten Male in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren ist an mich jener alte Ruf ergangen: gehe aus von Deiner Freundschaft in ein Land, das ich Dir zeigen will. Ohne es gesucht, ohne es gewünscht zu haben, bin ich an diesen Platz gestellt, und in meine Hand ist die Leitung einer Anstalt gelegt, die, wie nicht viele, jenes Wort des römischen Dichters sich aneignen darf, dem es hohes Glück und hohe Weisheit schien, an jedem der Tage sagen zu können: ich habe gelebt. Denn auch die protestantischen höheren Schulen des nördlichen Deutschland haben ihre Tage gehabt: Tage, deren Zeiten, deren Morgen und Abend man deutlich zu erkennen vermag, wenn auch wohl ein Menschenalter dahinging, bevor wenige ihrer Stunden abgelaufen waren.

Als das Licht des Evangeliums durch Gottes Gnade und der Reformatoren treuen Dienst hell über unserem Vaterlande aufging, da schien auch der Schule die Morgensonne des ersten Tages. Luther's Gewalt, Melanchthon's Milde, Luther's Geist, Melanchthon's tiefes be-

sonnenes Wissen: welche Tempel konnten sie der Jugend bauen! Viel ward gethan, viele Kräfte regten sich, oft noch ungestüm, und arm an der Demuth, die auch aus der Tiefe der Einsicht quillt, aber mannhaft im Kampfe gegen die entsetzliche Rohheit der Gemüther. Doch bald, zu bald kam der Mittag mit seiner Schwüle. Wenige Jahrzehnde waren vergangen, reicher entwickelten sich die Kräfte, grosse Talente begannen mit freudigem Muthe und glänzendem Erfolge zu wirken: da war Melanchthon, der Lehrer Deutschlands, von dessen Lehrstuhl solche Ströme des Segens sich ergossen, matt geworden im Kampfe mit dem falschen Eifer um den wahren Glauben, und tief im Herzen trug er die Sehnsucht, fern von den Wirren der Zeit, unter dem Wehen des Gottesfriedens sein müdes Leben zu beschliessen. Die Schule folgte ihrem Meister: gleiche Kämpfe und Mühen, gleiches Ermatten. Nach und nach erlosch der Funke der Begeisterung mit dem Leben der Männer, die den Morgen dieses Tags gesehn. Die Form nur blieb, und sie begann zu herrschen. Die kaum gebändigte Rohheit sog neue Nahrung aus den dreissig blutigen Jahren des Kriegs, der Deutschland zerriss. Fremde Dämonen, der Pedantismus und ein galantes Wesen, das noch ertödtender, in sich noch pedantischer war, entweihten mehr und mehr die einst so heiligen Stätten der Jugendbildung. Unvergessen wird es bleiben, was die lateinische Stadtschule, dieses Kind der Reformation, geleistet hat; allein ihre Stunde hatte geschlagen. Noch stand die Sonne des ersten Tages am Himmel, aber verschleiert von immer dichteren, immer kälteren Nebeln. Ward doch im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts allen Ernstes die Frage vorgelegt: ob protestantische Eltern gut thäten, ihre Kinder den Schulen der Jesuiten anzuvertrauen. Da war es Abend geworden, und der Tag hatte sich geneigt.

Dürfen wir das Friedrichs-Collegium beklagen, dass es diesen Tag nicht erlebt hat, dass es von diesen Prüfungen verschont ward, dass es nicht mit erlag, um wohl nie wieder zu kräftigem Leben zu erstehen? Denn nur wenigen grossen, fest in sich gegründeten Anstalten blieb die Wahl erspart, entweder mit dem Alten abzusterben, oder der eigenen Vergangenheit fast ganz zu entsagen und von neuem die

ahn zu betreten, auf der sie sich weit fortgeschritten wähnten. Wie hwer aber ist eine solche Umkehr!

Soll ich nun erzählen, wie in August Hermann Francke's Hause me Kinder, behaftet mit körperlichen und sittlichen Gebrechen mancher Art, zu gemeinsamem Unterrichte sich sammelten, wie im Verborgenen an ihnen treue Liebe geübt, und oft unter Thränen gesäet wurde? Soll ich schildern, was aus diesen Anfängen hervorging, wie r und mehr das Wort der Verheissung sich erfüllte, dass, die mit nen säen, mit Freuden erndten werden? Wer wüsste nicht von ser wundergleichen Entwicklung? Noch schauen wir voll Ehrfurcht mpor zu dem grossartigen Denkmale dieser That Gottes, dem Riesenwerke des Hallischen Waisenhauses, aus dessen Pforten einst über der protestantischen Schule der zweite Tag aufging. Wohl denen, die jene Zeit gesehen und deren Augen nicht gehalten waren. Da standen die beiden Männer, Spener und Francke, zwei Helden des Glaubens, so rein, dass manche an das Christenthum glauben lernten, weil sie an diesen Lehrern und Vorbildern nicht zu zweifeln vermochten, so erhaben über niederes, menschliches Treiben, dass mancher wähnte, an ihnen habe die Sünde sich keines Sieges zu rühmen. Verketzert, verflucht von zahllosen, oft leidenschaftlich erbitterten Gegnern, oft von den eignen Anhängern nur halb verstanden, nur äusserlich nachahmt und dadurch scheinbar gerechter Missgunst blosgestellt, gingen sie unbeirrt ihren Weg, ohne Falsch wie Tauben, aber, wo es galt, klug wie die Schlangen. Oft von den herrschenden Gewalten begünstigt und getragen, entsagten sie auch den Mächtigen der Erde gegenüber der Freiheit nicht, denn ihre Macht war nicht von dieser Welt. Sie verstanden es, die Berge zu erniedrigen und die Thäler zu erhöhen. An Demuth und strenge Zucht wurde der Adel gewöhnt, der zahlreich in die neu begründeten Schulen trat; nicht mit Worten allein, nicht mit staunenerregenden Beweisen des Geistes und der Kraft, sondern, was das grösseste ist, durch stets sich gleiche, selbstverläugnende Liebe ward den Armen das Evangelium geprediget. In dem Schüler den Bürger dieser und jener Welt zu bilden, aber vor allem in ihm das theuer erkaufte Kind Gottes zu erkennen und zu pflegen,

das war das Panier, das Francke vorantrug und um das Hunderte sich schaarten, die oft reiches Wissen und seltene Talente dem Dienste dieses Princips weiheten. Nicht darin erblicken wir den gültigsten Beweis für die wahre innere Lebenskraft jener Richtung, dass man im grossartigen Sinne volle Einheit aller Bildungsanstalten von der Armenschule bis zur Universität erstrebte; nicht darin, dass Lehrer, die in Halle gearbeitet hatten, bald in fast alle Theile des nördlichen Deutschlands berufen wurden und viele von ihnen zeigten, wie auch unter anders gestalteten Verhältnissen ein gleicher Geist leben könne. Wenn aber Francke es wagen durfte, im raschen Wechsel ganze Schaaren von kaum gereiften Männern an seinen Anstalten wirken zu lassen: wie musste er dem Geiste des Ganzen vertrauen können, der allein in diese Mannigfaltigkeit der Charaktere die innere Einheit zu bringen vermochte, welche das A und das O, höchstes Ziel und erste Grundbedingung war. Da hatte wieder belebende Wärme die Schule durchdrungen: es leuchtete ihr die Sonne des zweiten Tages.

Nicht ziemt es mir, an dieser Stätte als Lobredner des Friedrichs-Collegiums zu sprechen: aber glücklich darf ich es preisen, dass es die hellen Stunden dieses Tages mit jugendlich frischen Kräften zu mühevoller, doch reich belohnter Arbeit genutzt hat. Wir wissen, welch unscheinbaren Grund ein mässig begabter, mässig begüterter, aber christlich frommer Mann im Hinblick auf Halle zu dieser Anstalt legte; wir wissen eine wie bedeutende Entwickelung ihr beschieden war, seit vor nunmehr hundert und funfzig Jahren Heinrich Lysius als erster Direktor ihre Leitung übernahm. Arbeit und Segen geht von da ab Hand in Hand. Jeder Fussbreit war anfangs zu erkämpfen, über alles Maas mussten die Kräfte angespannt werden, um den immer wachsenden Anforderungen zu entsprechen, schon konnte die Anstalt ihre Märtyrer nennen: aber welche Direktoren und Lehrer, ein Franz Schulz, ein Kunde; welche Schüler, ein Kant, ein Ruhnkenius. Ueberall zeigte sich Kraft und Fortschritt; immer mehr ward es erkannt, wie Grosses diese Stadt, ja diese ganze Provinz dem Friedrichs-Collegium schuldete. Was aber den frommen Männern jener Zeit höher galt, sie durften sich sagen, dass sie ihr Werk vollbracht, dass durch sie

se Anstalt wahrhaft gelebt hatte in rechter Erfüllung des ernsten
ortes, nach welchem Mühe und Arbeit das Leben ist.

Doch auch dieser Tag neigte sich. So lange der erste Geist noch
lte, war es nur eine geringe Gefahr, dass selbst Francke die Schule
hr zu einem Bilde des Lebens, als zu einem Vorhofe des Lebens
staltete. Sobald der Geist zu erstarren begann, in der alten Form,
tte er nicht länger die Kraft, den Anstürmen des Alltaglebens zu
rstehen. Da drangen die Verkäufer wiederum in den Tempel:
s Treiben des Marktes zog ein in die Schule und mit ihm das Trei-
n einer auf unwahre Convenienz gegründeten Geselligkeit. Beque-
s, handliches Wissen, mit flachster Verehrung des grossen Geistes
lte die Kindschaft Gottes ersetzen: förmliche, berechnete Höflichkeit
n Hauch gottgeweihter, selbstvergessener Liebe. Da schien das Licht
mer fahler und matter, frostig und unheimlich wehte es durch die
hule, der Abend des zweiten Tages war gekommen.

Auch unsere Anstalt hat für diese Schuld der Zeit gebüsst. Mit
m alten Geiste schwand der alte Segen, den kein menschliches Thun
ı ersetzen oder zu erzwingen im Stande war. Schon zwei Jahr-
hnde vor dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts redete man laut
n dem Verfalle, dem gänzlichen Verfalle des Friedrichs-Collegiums.
dem Drucke äusserer Sorge, über welche nur die alte Begeisterung
tte erheben können, trat versagtes Vertrauen und entmuthigender
del; kein Rettungsanker wollte haften. Dreissig Jahre hat diese
ile, unerfreuliche Zeit der Prüfung gewährt: wahrlich, das muss
gelebt haben, was so sich überleben konnte.

Sollte der Schule ein dritter Tag erscheinen, sollte das Wort „ich
abe gelebt“ nicht mehr ein Laut der Klage sein, so galt es, von
euem zu finden, was den Menschen über sich selbst erhebt. Schon
ar es gefunden: je stärker in ihm der Gegensatz gegen das Gewohnte
raustrat, desto gewisser war der Sieg. Nicht auf das Leben der
egenwart mit seinem oft engen und kleinlichen Treiben, nicht auf
s Praktische, nicht auf Beruf und Erwerb, nein auf das scheinbar
rnste und Unnützeste wies man die Jugend hin, auf das klassische
lterthum, in dem Glauben, dass dieses dem Menschen als Menschen

nie ferne und fremd sein könne. Solche Einsicht war an sich nicht neu: dass sie aber Leben und Gestalt gewann, dass sie die verflachte Schule rettete, das ist das Werk Friedrich August Wolf's. Wohl mögen wir es beklagen, dass auch dieser Stern gesunken ist, aber nie wollen wir vergessen, wie wir ihm es danken, dass der Sinn für Ernst und Wissenschaftlichkeit in den Schulen wieder heimisch ward. Bald leuchtete aus zahlreichen Genossen und ebenbürtigen Schülern des Meisters Geist: neu belebt traten die Alten aus den Rüstkammern der Gelehrsamkeit hervor. Da sang Homer von neuem, da wandelte man wieder in Akademos Hain, da erschienen wie leibhafte Zeugen antiker Herrlichkeit die hohen Gestalten der Tragödie. Auch die Segel der heimischen Poesie schwellte dieser Hauch von Joniens und Hellas' Gestaden; von ihm getragen, fühlten grosse Dichter die Lust des Werdens und die Freude des Schaffens zugleich. Wenige Jahre und Deutschlands Jugend hatte die Waffen zum Kampfe für das Vaterland ergriffen; Thaten geschahen, die an Marathon, an die Thermopylen erinnerten. Welches jugendlich frische Herz hätte solchen Eindrücken sich verschliessen können? verklärt doch noch heute ein Wiederschein der Jugend die Züge auch der ernstesten Männer, wenn sie uns Nachgebornen von jener Zeit erzählen. Edle Begeisterung, redlicher Fleiss, ernste Zucht, diese Güter waren der Schule von neuem geschenkt: ein neuer Tag war ihr aufgegangen.

Brauche ich es zu sagen, wie auch das Friedrichs-Collegium sich neu erhob, um in dem Lichte dieses Tages zu wandeln? wie es seine Ehre wiedergewann, und wieder die Stätte ward, zu der die Gedanken Vieler nahe und fern in den geistigsten Stunden des Lebens durch das Gefühl innigen Dankes zurückgeführt werden? Es ist nicht blos die Achtung vor einer bedeutenden Kraft, die stets treu, stets rüstig sich bewährt hat; nicht blos die Ehrerbietung vor einem Manne, den in edlem Thun fast unvermerkt das Alter beschlich: nicht so natürlichen Gefühlen allein leihe ich Worte, wenn ich mit voller Zuversicht es ausspreche, dass die Schule, so lange sie ihrer selbst sich wahrhaft bewusst ist, mit hohen Ehren Gotthold's Namen nennen wird. Und welche Männer haben in vierzig Jahren neben ihm gewirkt! Dank den

Lebenden, treues Andenken den Geschiedenen: aber ein voller Kranz sei auch von dieser Stätte aus auf Lachmann's schnöde entweihtes Grab gelegt.

Wir treten in die Gegenwart. Leuchtet dieser dritte Tag auch jetzt den Gymnasien? Tausend Stimmen antworten: Er ist dahin. Die sagen es am bestimmtesten, die am meisten sich seines Lichtes gefreut haben: und wer könnte sie widerlegen? Woher stammen doch diese Zweifel, die in nie geahnter Fülle gegen die Leistungen und die Gestaltung der gelehrten Schule sich erheben, zu einer Zeit, wo grade das Aufblühn zahlreicher Anstalten, welche vorzugsweis für das praktische Leben vorbereiten, wohl die Zahl der Jünger des Gymnasiums verringern kann, sein Wesen aber doch nun mehr und mehr zum festen, inneren Abschluss, seine Kräfte mehr und mehr zur Concentration führen sollte? Es ist nicht blos das Geschrei des Marktes, das so unfreundlich tönt; nicht blos die Kurzsichtigkeit richtet also, die nicht fortzublicken vermag über die letzte Zeit mit ihrem wilden, verworrenen Treiben, das manchen Jüngling verderbt hat. Wohl ist bisweilen von der Schule selbst ein missgünstiges Urtheil herausgefordert worden, wenn sie in Ueberschätzung der Macht, welche sie in Lehre und Zucht besitzt, eine Stellung im geistigen, wohl auch im äusseren Leben beanspruchte, die sie nur in den glücklichsten Zeiten des gesegnetsten Wirkens annähernd erreicht, aber dann am wenigsten gefordert hat. Doch selbst die Ueberhebung pflegt man sonst der bewährten und anerkannten Kraft zu verzeihen: woher diese Strenge, durch die so wenig Liebe schimmert? Suchen wir nicht nach Motiven, von denen doch keines die ganze Erscheinung nach allen ihren Seiten uns begreiflich macht: mehr besagt es, dass verwandte Zweifel in nicht wenigen der Männer sich regen, die ihr Leben der Schule geweiht haben. So viel Theorie und Methodik, so wenig freudiger Muth; so viel Selbstbespiegelung statt unbefangenen Schaffens; so viel combinirende und abwägende Künstlichkeit statt schlichter, ihres Erfolges gewisser Kunst; so viel Glaube an das blutlose Gespenst einer rein formalen Bildung, als ob der warme, belebende Geist, der die Hingabe aller Kräfte des Menschen verlangt, um sie alle zu ver-

klären, nicht früh genug entschwinden könnte. Das ist nicht die Wärme, nicht das klare gleichmässige Licht eines Tages der Schule. Ob wir dem Abend, ob dem neuen Morgen näher sind, welcher Mensch wagte das zu sagen? Blicken wir mit Hoffnung auf alle diese Unruhe, die dieses Gebiet erfüllt, auf alle Zweifel, auf alles Regen so vieler edler Kräfte, die nach der Gemeinsamkeit des Zieles sich sehnen und ihr nachjagen: scheint doch der Morgenhimmel zu zittern und zu beben, wenn die Sonne eines neuen Tages herauf will.

Schwerlich wird diese Sonne, die über einer veränderten Welt sich erhebt, den Tag Wolf's, schwerlich den Tag Francke's uns wiederbringen. Die Vermittelung beider Richtungen, wie sie jetzt möglich ist, wird edle Früchte tragen, an denen es ohnehin der Schule nie ganz gefehlt hat; aber in der blossen Vermittelung zwischen schon Gewesenem pflegen nicht die treibenden Kräfte zu liegen, die Neues zu schaffen befähigt sind. Ahnen lässt sich freilich eine höhere Einigung: eine Zeit, wo alle Beschränktheit, alle Einseitigkeit dieser oder jener Richtung verschwindet, weil an alle dem, wodurch die Bildung des Geistes und des Gemüthes gedeiht, die Verheissung von dem einen Hirten und der einen Heerde sich erfüllt hat; eine Zeit, wo im Mittelpunkte alles Forschens und Wissens die ewige That Gottes, die Erlösung, steht, wo das ganze Alterthum als eine grossartige Prophetie erscheint, wo Alles zum Ganzen, Alles zu dem Einen strebt. Noch indessen hat die Wissenschaft kaum die ersten, unsicheren Schritte zu diesem Ziele gethan. Kommt der Tag einst, dann wird die Schule unwandelbar auf diesem Grunde ruhen, weil ein Höheres nicht denkbar ist: aber sollte ihr der Tag der Ruhe vor dem siebenten Tage beschieden sein?

An diesen Pforten der Zukunft steht die menschliche Voraussicht still: verborgen bleibt es ihr, von wannen das auserwählte Rüstzeug kommen, in welcher Weise es sein Werk vollbringen wird. Vertrauen wir der Wahrheit, dass auch die Tage der Schulen in der Hand des Herrn liegen: lassen wir uns tragen von der erhebenden Zuversicht, dass das Friedrichs-Collegium, wie es zwei grosse Tage gelebt hat, so auch den zukünftigen leben wird.

Aber bis zu der neuen Ausgiessung eines Geistes, der alles Schlummernde weckt, alles Zweifelnde und in sich Unsichere zu einem Ziele mit sich fortreisst, wollen wir, um nicht maasslos zu schwanken, hiehin und dorthin, dem grössten der deutschen Dichter es nachsprechen: dies ist unser, so lasst es uns halten, und so es bewahren.

Unser ist das protestantische Gymnasium. Das Gymnasium: eine Stätte, wo nicht blos gelehrt, nicht blos angeregt, wo die menschliche Kraft durch Uebung gestählt, durch rechte Uebung geläutert werden soll. Eine weise Lehre aber giebt uns jenes weltherrschende Volk, das grade dem Knaben gegenüber die Ehrerbietung zur Pflicht machte und den Knaben das Gewand tragen liess, welches sonst das Kleid der Ehre war. An das Beste muss die Jugend sich gewöhnen, wenn sie menschlich edel durch das Leben gehen soll; der schönste und klarste Gedanke, eingewachsen in die schönste und klarste Form muss ihre Geistesnahrung sein. Und wo finden wir diese Muster vollendeter, von allen widerstrebenden Elementen reiner, als in dem klassischen Alterthum? Halten wir an ihm fest, an dem Alterthume, auf das wir mit höherem Rechte noch die homerischen Worte beziehn, welche die Alten wohl auf Homer selbst, den Sänger ihres Alterthums deuteten: dass aus diesem Ocean alles Meer und alle Ströme geistiger Bildung fliessen. In dieser Schule lernen wir die Fülle der menschlichen Kraft und ihre Beschränkung kennen; mit wahrem Muthe und wahrer Demuth kann sie uns ausrüsten.

Wo aber Muth und Demuth wohnen, da findet der echte Geist des Protestantismus eine bereite Statt. Wir haben die jungen Glieder der Kirche, die ihr Name und ihre Geschichte als eine streitende Kirche bezeichnet, von früh an hinzuweisen auf die gute Wehr und Waffen unserer Väter im Glauben, auf die Erkenntniss Gottes und seines Rathschlusses aus der lauteren Quelle seines Wortes. Wir haben sie zu lehren, wie das Verständniss der Sprachen jene Waffen vor der Abstumpfung durch flaches, zügelloses Deuten, vor der Befleckung durch unreines Gelüste sichert. Doch während sie zu einem Kampfe gerüstet wird, der tausend Formen hat, und keinem tieferen Geiste ganz

erspart bleibt, soll die Jugend schon ahnen und fühlen, dass mit unserer Macht nichts gethan ist, dass allein der Erlöser, indem er mehr und mehr in uns Gestalt gewinnt, wahrhaft kämpfen und siegen kann, dass seine Kraft mächtig ist in dem Schwachen, der einzig seiner Gnade vertraut. Sie soll es verstehen lernen, wie alle unsre Kämpfe das eine Ziel haben, dass wir rein und klar den Erlöser schauen, in dessen heiligender Liebe uns die Blüthe alles geistigen Seins sich erschliesst.

Unser im engeren Sinne ist noch eine theure Erbschaft, die wir aus der Zeit des ersten Tages dieser Anstalt überkommen haben. Wer auf die grössten Meister, auf die am reichsten begabten, durch späteres Verdienst am meisten bewährten Schüler, die damals dem Friedrichs-Collegium angehörten, jetzt seinen Blick richtet, wo ihr Bild, befreit von allem Zufälligen und Unwesentlichen, schon der Geschichte angehört: der bemerkt leicht in ihnen allen einen gemeinsamen, bestimmt ausgeprägten Zug, den wir wohl als einen Grundzug des Ganzen selbst betrachten dürfen. In Franz Schulz und Kunde ehrte man das seltene Wissen, den treuen Eifer, den klaren Blick in das menschliche Herz: aber tiefer beugte sich Alles vor ihnen, weil sie mit ihrem Wissen nie Gepränge trieben, weil ihr Eifer nicht herausfordernd war, weil sie Grosses durch ihre Persönlichkeit wirkten, ohne dass sie je sich zu vertrauen schienen. Dankbare Zöglinge gaben ihnen die volle Ehre, weil sie, höher oder niedriger gestellt, nie um eigene Ehre warben. Und nun die Schüler, der vor allen, dessen Geburtsfest heut diese Stadt begeht, Immanuel Kant. Doppelt theuer ist er uns, weil in dem tiefen, schneidend scharfen Denker bis in sein hohes Alter ein kindliches Herz lebte, das ihn auch Kindern zu einem Gegenstande der Verehrung und Liebe machte, das ihn nie geistige Auszeichnung als Maassstab wahren Menschenwerthes ansehen liess. Wie verstand es Ruhnkenius, in der Schule der Alten, aber auch in dieser Schule gebildet, seinen grossen Lehrer Hemsterhuys so einfach und so vollendet, so kräftig und doch so zart für die Nachwelt zu schildern, dass wir noch fühlen, wie ein gesunder Geist und ein redliches Herz hier einen innerlich verwandten Lobredner gefunden haben. Zu gleichem

Ton war sein wissenschaftliches Wirken gestimmt, fern von allem Geschrobenen und Ueberladenen, reich, tüchtig und wahr; zu gleichem sein Leben, welches bis an das Ende so frei blieb von pedantischer Verbitterung, dass noch der Greis in rüstiger Frische, mit jugendlichem Sinne an der Freude seine Lust hatte. In das Vaterland zurück führt uns Borowski's Name. Es waren grosse Augenblicke, als dieser Mann, schon damals hochbetagt, seinem Könige gegenüber stand, dem das Reich genommen war, dem Himmel und Erde zu wanken schien. Da redete er ernst und gewaltig, nicht in dem Tone des Herkommens; allen Zweifeln und Sorgen, aller klugen Berechnung, hielt er wie mit eiserner Hand das eine Gebot entgegen: Sie müssen glauben lernen. Und der König lernte glauben. Bald erschienen ihm auf den Siegesfeldern unserer grossen Jahre die Tage des Schauens: aber unauslöschlich trug er fortan im Grunde seines frommen Herzens Borowski's Bild, als eines Boten Gottes, eines Propheten der alten Zeit. Welch ein Boden ist es, auf dem solche Früchte wuchsen? solch innerer Wohllaut, solche rückhaltlose Hingebung, solche unerschütterliche Festigkeit? Kurz und vielsagend ist die Antwort: das sind die Segnungen des schlichten, geraden Sinnes, indem die Gradheit des Herzens sich offenbart. Behaupten wir dieses Erbe unserer Vorzeit; Pflicht und Lohn ist hier untrennbar eins.

Und so sei denn dies der Wunsch, dies die Losung, dies das Gebet, womit ich an die Spitze des Friedrichs-Collegiums trete: der heilige Geist der protestantischen Kirche, der hohe Geist des klassischen Alterthums, der stille Geist rechtschaffener Schlichtheit, das müssen die Leuchten sein, die ihm hell und heller ihren Schein geben, bis uns in voller Klarheit der Morgen des neuen Tages der Schulen aufgeht, dessen wir harren.

Ich wende mich an Sie, meine Herren, in denen ich die Vertreter der vorgesetzten Behörden verehre. Bewahren Sie mir das Vertrauen, mit dem Sie mich an diese Stelle beriefen, das Vertrauen, dem auch Geduld kein zu schweres Opfer ist. Bewähren Sie der ehrwürdigen Anstalt ein Wohlwollen, um welches diese Jugend, die Hoffnung so vieler Häuser, um welches dies dumpfige Gemäuer selbst Sie anruft.

Und nun reiche ich Ihnen, meine Herren, in deren Mitte ich heut, ein Gleicher unter Gleiche, trete, die Hand — Gott gebe es — zu festem Bunde. Wahlspruch unseres Bundes sei jenes tiefsinnige Wort, das edelste Grundgesetz aller Gemeinschaften, die geistige und sittliche Ziele erstreben: Liebe in Allem, Freiheit im Zweifelhaften, Einheit im Nothwendigen.

Euch aber, Ihr Jünglinge und Knaben, die Ihr von dieser Stunde an auch die meinen seid, Euch rufe ich als ersten Gruss das Eine zu: rettet und bewahret, so viel an Euch ist, dem Friedrichs-Collegium das köstliche Erbe der Väter, lasst in ihm leben und walten den alten graden, schlichten Sinn. Seiner bedürft Ihr vor allem in einer Zeit, in welcher nicht die Schule blos nach einem neuen Tage voll Wärme und Klarheit sich sehnt. Vergesset es nie, dass was glänzt für den Augenblick geboren ist, dass nur das Schlichte, Echte, Wahre Euch durch das Leben leitet, dass nur dieser Sinn dem Menschen ein kindliches Herz bewahrt. Und das kindliche Gemüth allein versteht jenes herrliche Jugendalter der Menschheit, in welches die Alten auch Euch einführen sollen; nur in ein kindliches Gemüth senken sich die vollen Segnungen des Evangeliums, das nicht denen, die sich dünkten etwas zu sein, sondern den Unmündigen offenbart ist.

In feierlichen Stunden, wie diese, weht ein eigener Geist. Bliebe er, o wie verzagt müssten alle Bedenken, wie so klein alle Schwierigkeiten sein. Doch dieser Geist ist nicht unvergänglich. Was ich gesagt habe, es sind Wünsche, Hoffnungen, Aussichten vielleicht. — Wahres Wollen und rechtes Vollbringen kann nur Einer geben: Herr, bleibe bei uns! Amen.

Rede,

halten bei der Einweihung des neuen Gymnasiums in Königsberg 1855.

Wo heute ein stattliches Haus zur festlich-ernsten Feier uns auf-
genommen hat, da ist vor noch nicht drei Jahren ein altes unschein-
bares Gebäude in Trümmer gesunken, an welches für Viele theure
Erinnerungen sich knüpften. Manches Auge hat auf den schwindenden
Mauern mit wehmüthigem Ernste geruht, weil die Bilder hoffnungs-
reicher Jugendtage neu erwachten und liebe Schatten früh geschiede-
ner Freunde aufstiegen; in manchem Herzen tönten die Worte des
Dichters nach: Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten, und was ver-
schwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Rings umher ist Alles neu geworden: aber mit nichten hat die
rgangenheit ihr Recht verloren. Wer mit ganzem Gemüth Antheil
t an der heutigen Feier, dessen Auge wendet sich unwillkührlich
der heiteren Höhe, welche heut diese Anstalt betritt, rückwärts
die mühevolle, in anderthalb Jahrhunderten durchwanderte Bahn;
dessen Seele führt der heutige Tag die grossen Tage, die gleich
n Sternen im Leben dieser Schule glänzen, die Gedenktage des
iedrichs-Collegiums.

In ernster Würde tritt uns der 11. December 1702 entgegen, zu-
ich ein Tag des Abschlusses und des Beginnens. Schon war der
d zu dieser Stiftung gelegt, schon mehr als ein Angriff erbitterter
er zurückgeschlagen. Jetzt war das Feld gesäubert, und der neue
sollte emporsteigen, ein geistiger Bau auf dem Fundament und
Sinne des echten Pietismus. Es bedurfte einer Persönlichkeit sel-
r Art: eines Mannes, so ganz durchdrungen von jenem noch wenig

verstandenen und vielfach beargwöhnten Geiste, so ganz aus jenem Geiste geboren, dass beim Handeln wie beim Leiden ihn nie der leiseste Zweifel beschlich, dass er ausharrte in allen Kämpfen und Nöthen, weil die innere Stimme ihm bezeugte: ich kann nicht anders. Ein solcher Mann ward gefunden: an jenem ersten unserer Gedenktage trat Heinrich Lysius an die Spitze dieser Anstalt, deren Haupt und Seele er beinahe dreissig Jahre gewesen ist. Der Meister schied: aber treue Jünger wirkten an seiner Stelle in gleichem Sinne. Bei wachsendem Vertrauen gewann Kirche und Schule des Friedrichs-Collegiums mit jedem Jahre höhere Bedeutsamkeit. Immer fester in sich und gediegener ward das Ganze der Anstalt, die mitten in dem lauten Treiben und Drängen eines geschäftigen Lebens als eine Stätte heiligen Friedens dastand, froh im Besitze, weise in der Verwendung der Macht, welche die Huld des Königs ihr fast in zu reichem Maasse verlieh. Hier fanden die suchenden Seelen, das Alter wie die Jugend, Rath und Belehrung: hierher, als zu einem innerlich verwandten Kreise, fühlten sich die bedeutenden Männer gezogen, die am wärmsten für das allgemeine geistige Interesse jener Zeit, für die Förderung des Heils der Seelen begeistert waren. Auf solche Höhe führt uns ein zweiter Gedenktag dieser Stiftung, der Oktobertag des Jahres 1736, an welchem der wunderbarste religiöse Genius des achtzehnten Jahrhunderts, Graf Ludwig von Zinzendorf, aus weiter Ferne kommend, in dem Friedrichs-Collegium eine seiner Reden hielt, in denen das helle Licht evangelischer Erkenntniss in tausend Farben funkelt und blitzt, oft seltsam und fremdartig, immer jedoch so, dass zündende Strahlen in jede Seele fallen, die überhaupt einen höheren Aufschwung zu fassen vermag.

Aber schon vier Jahre früher, kurz vor Ostern 1732, war ein dritter Gedenktag erschienen, mochte auch Keiner damals ahnen, dass man nach einem Jahrhundert noch dieses Tages sich erinnern würde. Ein armer, fähiger Knabe aus der Vorstadt bat um Aufnahme in diese Schule, und er bat nicht vergeblich, da man wohl hoffen durfte, er werde einer der besseren, wo nicht der besten Schüler sein. Aber es schlummerte in diesem Immanuel Kant ein weltbewegender Geist:

er erwuchs zu einem der Männer, denen ein unsterblicher Name gesichert ist, weil sie nach einer Seite hin eines der Ziele erreicht haben, welche der menschlichen Kraft als Endziele gesteckt sind. An solchen Thaten im Reiche des Geistes hat freilich die Schule nur geringen Antheil: wie aber diese Stadt unter ihren erhebenden Erinnerungen mit Recht des Tages sich freut, an welchem sie zuerst die Königskrone auf dem Haupte des Landesherrn erblickte, mit gleichem und, ich meine, mit höherem Rechte darf das Friedrichs-Collegium den Tag zu seinen Gedenktagen zählen, an dem die selbstvergessene Treue frommer und tüchtiger Lehrer durch diesen Schüler gekrönt wurde.

In unerquicklicher Eintönigkeit und Oede dehnt sich vor unserem Auge ein langer Zeitraum, von keinem Tage unterbrochen, dessen man mit Freude gedenken möchte. Es war die traurige Zeit, da aus den alten Formen der alte Geist entwich, da das frühere Leben abstarb und doch kein neues Leben gedeihen wollte, da man nach Strohhalmen haschte, und mit ihnen das sinkende Gebäude sich zu stützen vermass. Aber nach langem Harren und Irren schlug die Stunde, wo das Abgestorbene als todt erkannt und für todt erklärt ward. Als vierter Gedenktag steht in unserer Geschichte der 28. November 1810, mit welchem für das Friedrichs - Collegium eine neue Epoche seines Daseins begann. Nicht Weniges ging an jenem Tage verloren, was einst zu der echten Schönheit, zu der segensvollen Wirksamkeit des Ganzen wesentlich beitrug: aber es blieb keine Wahl und von Neuem bewährte sich in diesem Falle das weise Wort des alten griechischen Dichters, den es dünkte, dass die Hälfte mehr sei als das Ganze. Zum Gymnasium umgeformt und unter die Hut des neu erwachten Sinnes für das Alterthum und alles Klassische gestellt, ist das alte, absterbende Friedrichs-Collegium noch einmal jung geworden. Man darf es dem Baume vergleichen, der reichbelaubter und scheinbar starker Aeste beraubt wird, damit in dem vereinsamten Stamme neue Kraft und neues Leben erwache.

Die Frage liegt nahe und ich verschweige sie nicht: verdient es der heutige Tag, dass wir ihn neben jene vier Gedenktage stellen? darf mit jenen bedeutungsvollen Stunden eine Feier verglichen wer-

den, die doch allein dem Aeussern zu gelten scheint? — Wahrlich kaum bedürfte es heute der Festlichkeit, wenn nur Aeusserliches ihren Kern bildete: denn die Schule braucht zu ihrem Gedeihen des Aeussern nur sehr wenig, und selbst die gemässigte Freude über den Gewinn dieses Wenigen möchte verstummen vor dem Gedanken, wie auch die Geschichte der Schulen Beispiele davon bietet, dass über allzufröhlicher Hingabe an die Aeusserlichkeit die innere Ehre verloren ging. Die Schule ist und bleibt ein geistiger Bau, ein geistiger Organismus; geistiger Fortschritt und Segen muss ihre Freudentage erfüllen. Innerlich eng verbunden sein mit alle dem, was im geistigen Leben der Zeit als von echtem und wahrhaftigem Gehalte sich bewährt und deshalb, bald mehr, bald minder sichtlich, mitwirkt zum Baue der Zukunft; selbst in dieser Kette fruchtbarer Gedanken und Bestrebungen ein, immerhin unscheinbares und schwaches, Glied zu bilden; endlich Jünglinge auszusenden, die einst zu Männern gereift, die volle Kraft in sich tragen, den berechtigten Forderungen einer neugestalteten Zeit zu genügen, weil sie von früher Jugend an nur mit dem echten und wahrhaft gesundem Geiste einer Gegenwart genährt sind, die ihnen dann schon zur Vergangenheit geworden ist: das sind die drei Aufgaben, das ist die eine Aufgabe der Schule. Und die Tage, an denen das Band zwischen ihr und dem wahrhaftigen Geiste der Zeit geknüpft oder wiederum geknüpft ward; die Tage, an denen es sich bewährte, dass die einzelne Anstalt wirklich auf der Höhe stand, die man in Wahrheit als die Höhe des Zeitalters bezeichnen kann; die Tage endlich, an denen ihr die Möglichkeit geschenkt wurde, an einzelnen Schülern ihr vorbereitendes Werk mit unvergleichlichem, alle Berechnung übersteigendem Erfolge zu vollbringen: solche Tage darf die Schule ihre Gedenktage nennen. Doch die Ziele zu bezeichnen, ist leicht; sie aus eigener Macht zu erreichen, schwer und misslich. Wer getraute sich in dem Leben einer Gegenwart, die ihn ja selbst in ihren Schranken gefangen hält, Wahrheit und Schein stets mit Zuversicht zu sondern? Wer blickte scharf genug, um die gesunde Fülle echter Kraft stets von ungesunder und künstlicher Ueberspannung zu scheiden, und so überall zu berechnen, welche der treibenden und gestaltenden

äfte der Zeit in sich echt und stark genug sind, um in die Zukunft
ein fortzuwirken? Was es aber heissen will, wenn man den Grund
s Lebens und der Zukunft schon in der Oberfläche der Gegenwart
finden wähnt und in voreiliger Freude über die vermeinte Ent-
ckung auf kahler Fläche niedrig und eintönig in die Breite baut, das
hrt mit grauenhaftem Ernste die trostlose Periode, in der eine fal-
Aufklärung und eine falsche Nützlichkeit am Steuer der Jugendbil-
sass. Fürwahr es bleibt ein starker Beweis für die Dauerhaf-
eit der menschlichen Natur, dass damals nicht Geist und Poesie
ig aus der Welt geschwunden ist. Nachdrücklich genug mahnt jene
it aberwitziger Verirrung durch ihre eigene Armseligkeit, nur in der
fe die echten Wurzeln des geistigen Lebens zu suchen und jedes
italter prüfend und forschend zu betrachten unter dem Gesichts-
nkte der Ewigkeit: wer aber darf, wenn er zur Lösung solcher Auf-
ben sich anschickt, in jedem Falle des Erfolges gewiss sein? Fern
leibe darum von uns die eitle Vermessenheit, die von einer Schule
er Zukunft zu reden weiss. Freuen wir uns vielmehr in Demuth
ssen, was ohne unser Verdienst zu weisem Gebrauche uns anver-
ut ist, der Erbweisheit unserer Vorzeit, die schon vier inhaltsvolle
denktage über dem Friedrichs - Collegium heraufgeführt hat. Das
n ist der Segen unserer Vergangenheit, dass wir mit freudiger Zu-
sicht sagen dürfen: auch der heutige Tag wird ein echter Gedenk-
g dieser Schule werden, wenn er uns von Neuem feststellt auf dem
en Grunde, wenn er von Neuem den ernsten Vorsatz in uns weckt,
Aufbietung aller Kraft den Forderungen zu genügen, welche unsere
rzeit an uns richtet.

Welches dieser alte Grund ist, welcher Art die Forderungen der
Vergangenheit an uns sind, Alles liegt umschlossen in dem Namen,
n diese Stiftung seit 152 Jahren trägt, in dem bedeutungsvollen
men Collegium Fridericianum.

Ein Collegium sich zu nennen, auf die Gefahr hin, dass der
ler klingende Titel auch höhere Ansprüche nach sich zog, als sie
n eine Schule gestellt zu werden pflegen; ja einen solchen Titel be-
reits zu einer Zeit anzunehmen, wo die Existenz kaum nothdürftig ge-

sichert schien: dazu mag diese Anstalt zum Theil auch durch den Jugendmuth bestimmt worden sein, der zumeist nur das eigene Wollen, seltener schon das eigene Können, kaum jemals aber die unbezwingliche, bald fördernde, bald hemmende Macht der Umstände in Rechnung bringt. Was möglich war, das hat das Friedrichs-Collegium in mehr als einem Decennium des vorigen, wie des gegenwärtigen Jahrhunderts geleistet: es hat in seiner alten, wie in seiner neuen Gestalt Perioden durchlebt, in denen es fast über alle Lehranstalten der Provinz und neben die besten Schulen Deutschlands gestellt wurde. Die besten zu übertreffen und in diesem Sinne den unterscheidenden Namen vollständig zu verdienen, das ist ihm nicht gelungen, mochte es auch in älterer Zeit durch die Zusammenfassung einer Kirche, einer lateinischen und mehrerer deutscher, und Armen-Schulen zu einem grossen, kunstvoll gegliederten Ganzen eine ungewöhnliche und ausgezeichnete Stellung einnehmen. Es wäre ein thörichtes, selbst ein sträfliches Unterfangen, wenn wir uns vermessen wollten, unbekümmert um die nach und nach den Schulen vorgeschriebenen Grenzen, um das gleiche Gesetz, welches alle Gymnasien regelt, jene nicht eingelöste Schuld zu bezahlen und nach einem Vorrange zu trachten, wo die Gemeinsamkeit der Aufgaben und der Hülfsmittel Gemeinsamkeit des Wirkens zur Pflicht und zur Nothwendigkeit macht. Aber hoffen dürfen auch wir, worauf so Viele hoffen, dass bald die Zeit kommen wird, wo die Gymnasien gesetzlich handeln, wenn sie dem weiteren Umfange der Bildung die grössere Tiefe, der Addition der Kenntnisse die Potenzirung des Wissens vorziehn: und Niemand kann es uns verargen, wenn wir in unserem alten Namen eine besondere, heilsame Aufforderung erblicken, unsere Schüler schon jetzt auf diese Wendung nach bestem Vermögen vorzubereiten. Dazu bedarf es nicht eines willkührlichen Ueberschreitens der noch gültigen Gränzen: es bedarf nur der unermüdlichen, energischen Weckung des echt wissenschaftlichen Geistes, der dem heranwachsenden Jünglinge auch seinerseits das Sursum corda zuruft und ihm stets die schwerere Aufgabe als die willkommnere erscheinen lässt.

Doch der Name Collegium hat noch einen anderen Sinn und

[illegible]t noch andere Forderungen: Forderungen, denen einst mit be-[illegible]dernswerther Treue in dieser Anstalt genügt wurde, denen auch [illegible]kunft zu genügen, unbedingte und heilige Pflicht für uns Lebende [illegible] Oft, wenn wir auf die gesegnete Wirklichkeit der echten Pieti-[illegible]chulen zurücksehen, regt sich in uns die Frage: wie war es doch [illegible], solche Erndten der Liebe und des Dankes mit solchen Mit-[illegible] erzielen? wie konnten so zahlreiche Lehrer, die, kaum in etwas [illegible]t, schon wieder anderen Lehrkräften in schnellem Wechsel Platz [illegible]en, so in einem Geiste und Sinne wirken, so einer die Arbeit [illegible]anderen wieder aufnehmen und weiter fördern? Viel hat dazu [illegible]Strenge der Ordnung beigetragen; mehr aber, unendlich mehr das [illegible]sstsein, es solle jedwede Schule ein Collegium sein, in wel-[illegible] jedes Glied dem anderen diene mit der Gabe, die es empfan-[illegible], weil sie alle durch Wahl zu dem einen Werke berufen seien, [illegible] durch Wahl des eigenen Gelüstes, nicht durch Wahl einer Be-[illegible]le, sondern durch Wahl und Ordnung dessen, der Jeden führt [illegible] seinem Rathschlusse. Halten wir Lehrer denn, gehorsam unse-[illegible] ererbten Namen, dieses Gebot unserer Vorzeit mit unverbrüchli-[illegible]r Treue, um auch so bei unserem Thun des rechten Erfolges ge-[illegible] zu werden. Höre Keiner von uns, die wir zu vereinter Arbeit [illegible]hlt sind, auf die Stimmen derer, welche kurzsichtiges oder matt-[illegible]iges Verkennen der Fehler und Schwächen, gemeinsames Bergab-[illegible] in behaglicher Indolenz, mit dem ehrwürdigen Namen der Colle-[illegible]t bezeichnen. Erkenne Jeder an sich und an denen, die ihm [illegible]ie Nächsten berufen sind, was noch mangelt und wo es fehlt: aber [illegible]fe auch ein Jeder mit seiner Gabe, damit in einmüthigem Wirken [illegible]e Anstalt ein Collegium sei und bleibe. Und so wollen wir, dem [illegible]te unserer Vorfahren treu, auch unsere Schüler betrachten als [illegible]ch die Wahl des Herrn uns anvertraut und zu Gliedern dieser Ge-[illegible]nschaft ausersehen. Freilich ist es oft sehr schwer, solchen Glau-[illegible] zu bewahren, wenn man von Jahr zu Jahr beobachtet, wie so [illegible]fig unlautere Motive der Eitelkeit oder eines kleinlich-spekulirenden [illegible]ngens nach Nahrung und Fortkommen in launenhaftem Wechsel [illegible] geknüpfte Band zerreissen und bald hier, bald da ein neues knüpfen.

Ermuthige uns denn unser alter Name, mannhaft Stand zu halten gegen das Wanken eines Glaubens, der doch allein das mühevolle und sorgenvolle Lehrerleben zu heiligen vermag, aus dem allein die rechte Fülle der Geduld und Liebe strömt.

Und dieses Collegium heisst das Collegium Fridericianum. Es trägt den Namen eines Königs, der im Leben kein glücklicher Mann, nach seinem Tode keiner der glücklichen Fürsten gewesen ist. Mit eiserner Strenge hat die Geschichte über die Schwächen des ersten Friedrich Gericht gehalten, wie oft er über der Pracht des tieferen Gehalts vergass, und die treusten Herzen verkannt, ja gebrochen hat. Der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, mit Ernst und Nachdruck darauf hinzuweisen, dass eben dieser König an unermüdlicher, pflichttreuer Thätigkeit keinem Herrscher nachstand, dass er von seinem Volke geliebt ward wie wenige. Es wäre ein schwacher Ausdruck des Danks, wenn wir uns begnügten, um unseres Namens willen die Lichtseiten Friedrichs I. hervorzuheben, wo und wie wir können: denn wir erfüllten dann nur eine Pflicht der Pietät, die wir mit allen preussischen Schulen theilen. Aber dass diese Schule das Königliche Friedrich-Collegium heisst, das selbst ist ein bedeutsames Moment in der Geschichte des ersten Königs. Ein schlichter, frommer Mann hatte den Grund der Stiftung gelegt, stark im Glauben und Hoffen; er hatte ausgeharrt im Kampfe und siegreich gestritten: aber, so muthig er von der Zukunft immer fröhlicheres Gedeihen erwartete, das Werk selbst war äusserlich noch schwach und unscheinbar, ein Bild der Demuth. Da blickte Friedrich I., wenige Wochen nach seiner Königskrönung, huldvoll auf das stille, abgelegene Haus, wohin Prachtliebe sein Auge nimmermehr lenken konnte. Er versprach nicht Geld und Gut, nicht Förderung durch Zwang und Gebot: aber den königlichen Namen verlieh er einer Schule, die kaum zu werden begann, und zwei Jahre später, als der Geist sich dort immer lebendiger regte und Schritt auf Schritt vorwärts that, fügte er als neue Gabe den eigenen Namen hinzu. Was kann edler sein, als dieses Vertrauen, mit dem er die erhabensten Namen getrost in die Hände von Männern gab, welche nur die Reinheit des Herzens und der heilige Ernst des Wollens, kein

blendender Erfolg zu solchem Vorzuge berechtigte? Welch ein Bündniss wäre in sich schöner, als dieser Bund, den die Würde des Thrones mit der Würde des Charakters schloss, im festen Glauben, dass eine die andere heben und mehren werde? Wohl dürfen wir fragen: wann hat ein Fürst edleren Glauben an seine Bestimmung gehegt, wann hat ein König königlicher gehandelt? Wie aber das Friedrichs-Collegium schon in seinen Anfängen dasteht als ein Denkmal des Königsglaubens der Hohenzollern, so hat es, je mehr dieser Glaube in Thaten und Erfolgen sich bewährte, von dem ersten Friedrich Wilhelm an, in immer reicherem Maasse, Huld und Hülfe am Throne gefunden. Als mitten in den Stürmen, welche die halbe Welt erschüttern, das theure Vaterland in jener Ruhe beharrte, die mehr als jeder Sieg die Höhe seiner Macht bezeichnet, da ist für uns der neue Wohnsitz gegründet worden. — Wahrlich, wir müssten blind für die Gegenwart, taub gegen die Stimme unserer Vergangenheit sein, wenn wir je aufhörten, in jeder der Seelen, die Gottes Wahl uns anvertraut, Liebe zu dem wahrhaft edlen Königsgeschlechte zu wecken und zu nähren: jene echte Liebe, die nicht allein lobpreist und bewundert, sondern lernt und nachahmt. Denn hat unser alter königlicher Name mit jedem Menschenalter höheren und volleren Klang gewonnen, weil der Glaube an ihren Königsberuf die Hohenzollern von einer Stufe der Macht zur anderen trug: so wollen auch wir für unseren engen Kreis, im Hinblicke auf das erhabene Vorbild den Glauben lernen und üben, dass Segen für ihn selbst und die Kraft Anderen zum Segen zu werden dem zufällt, der nicht muthlos verzagt im Gefühl eigener Schwäche, sondern unermüdlich nachjagt dem Kleinod seiner göttlichen Berufung, vertrauend auf den Herrn, der auch die Stätten der Jugendbildung, bei aller Schlichtheit ihres Thuns, zu in sich hohen Zielen berufen hat.

Vertrauend auf den Herrn. — Sehen wir heute, froh im Besitze des alten Namens, auf diese ganze Anstalt, wie sie in neuem Schmucke emporgestiegen ist, als auf ein Haus des Königs hin: wie sollte nicht in unserem Herzen das Wort anklingen, welches einst des Königs Majestät an der Schwelle einer inhaltsschweren Zukunft aus tief be-

wegter Seele sprach: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen?

Wohl ruhte auf dem alten Gebäude, das vormals an diesem Platze stand, für das tiefer blickende Auge ein eigenthümlich milder Lichtschein der Ehrwürdigkeit und Heiligkeit. Kein Zimmer war in ihm zu finden, in dem nicht einst die Verheissungen des Heils gepredigt, heilige Gedanken gehegt, fromme Entschliessungen gefasst wären: es war, als fühlte man überall das Wehen des Geistes unserer Vorzeit. Doch dieser Geist ist nicht erstorben: er soll mit uns einziehen auch in die neuen Räume, dem Herrn soll in dem Friedrichs-Collegium gedient werden fortan und immerdar. Wolle der Herr selbst uns Weisheit geben, es stets zu thun im Geiste unserer Vorfahren, die in gläubigem und nicht beschämtem Vertrauen alle die als Mitarbeiter am heiligen Werke begrüssten, in welchen der Erlöser eine Gestalt gewonnen hatte, die treu waren im Kleinen und es nie vergassen, an welchen Ort ein jeder von ihnen durch Gottes Wahl gestellt sei. Wolle er uns behüten, dass nie der hier gepflanzte Glaube in sich erstarre und Misstrauen erzeuge statt der Freudigkeit, dass nie die hier geweckte Liebe nach den fernen Pflichten hasche und darüber die nächsten, aber unscheinbaren verkenne. Wolle er uns schenken und bewahren den schlicht-demüthigen, den königlich-vertrauenden Geist der echten Frömmigkeit.

So gründe sich denn das Friedrichs-Collegium, wie es äusserlich neu erstanden ist auf dem alten Grunde, so heute auch geistig von Neuem auf dem alten Fundament. Möge es dastehn als eine Werkstätte des wissenschaftlichen Geistes, wo die Jugend belebt und geweckt wird durch treue Gemeinsamkeit des Dienstes, zu dem wir Lehrer erwählt sind: als ein Denkmal des Königsglaubens der Hohenzollern, bei welchem die jungen Herzen den König ehren und lieben lernen: als ein Haus des Königs, in welchem dem Herrn gedient wird im königlichen Geiste. Möge ihm dieser Tag ein echter Gedenktag werden, indem es fortan durch treue Erfüllung seines ererbten Berufes, den der eigene Name ihm vorhält, von Neuem sich aufthut den wahrhaftigen und lauteren Lebensströmen, welche diese Zeit durchziehen, um so den Besten der Zeit zu genügen und auch an seinem

Theile mitzubauen an einer gesegneten Zukunft. Aber nicht durch
Einen, nicht durch Wenige sind solche Aufgaben zu lösen: hier muss
as Hohe dem Niederen, das reife Alter der Jugend die Hand bieten.

Ich wende mich an Sie, meine Herren, in denen ich die Ver-
reter vorgesetzter Behörden verehre. Seien Sie unsere Mittler, auf
ass dieser Anstalt die Huld des Königs erhalten bleibe: überwachen
und fördern Sie unser Thun in königlichem Geiste, mit christlichem
auen. Und Sie, meine Amtsgenossen, mit denen die Wahl des
rn mich hier vereint hat, lassen Sie uns treu erfüllen die Forde-
ngen unserer Vergangenheit und eins sein im Geiste unserer Vor-
it, damit jede Kraft in der Vereinigung Zehnfaches wirke. Ihr Schü-
ler endlich, bringt Ihr in diese neuen Räume mit Euch den Geist der
ucht, der Treue, des willigen Gehorsams, damit Ihr durch uns, wir
urch Euch gesegnet werden. Versammelt ihr Euch morgen zum er-
en Male wieder zur gewohnten Arbeit, so denkt daran, wie vor 42
ahren auch am 18. Oktober, bei Leipzig eine jugendliche Heldenschaar
ach der anderen, erfüllt vom Geiste der Zucht, der Treue und des
Gehorsams, freudig in den Tod gegangen ist; wie aber nicht blos auf
utigen Schlachtfeldern, sondern überall, wo Zucht, Treue und Ge-
orsam waltet, bei allem Thun, auch in unserem stillen Kreise, auch
rch Euch bewährt werden kann der glorreiche Wahlspruch unserer
ter: Mit Gott für König und Vaterland.

Du aber, Herr, der Du vor anderthalb Jahrhunderten in dieser
stalt ein gutes Werk begonnen, der Du gefördert und gesegnet, ge-
gen und vergeben hast, der Du in trüben Zeiten, wenn der bange
uf: Herr, bleibe bei uns aus bekümmerten Herzen zu Dir aufstieg,
en Glauben nicht liessest zu Schanden werden: gründe uns heut von
euem auf dem alten Grunde, werde nicht müde zu segnen und zu
rzeihen; und will es jemals unter den Sorgen des Amtes, zu dem
u uns Lehrer beriefest, Abend werden in unserem Glauben und in
nserer Liebe, dann bleibe Du bei uns. Von Dir das Gedeihen,
ir die Ehre. Amen.

Rede

bei Enthüllung des Bildes König Friedrichs I. im Friedrichs-Collegium zu Königsberg

gehalten am 15. Oktober 1856*).

Der 15. Oktober verbreitet Freude über ein weites Land und ein treues Volk. Räumlich getrennt, verschieden nach Sitte und nationalem Charakter fühlen die Provinzen des preussischen Staates an diesem Tage vorzüglich tief wie sie durch die Fürsten des Landes zu einem Ganzen vereinigt sind, innerhalb dessen das einzelne Glied höhere Macht und Bedeutsamkeit besitzt, als es je in der Vereinzelung hätte gewinnen können, und dankbar blicken sie zu dem Könige empor, der mit fester Hand das Ganze leitet und am Meisten auch dem einzelnen Theile des Staates Segen und Gedeihen sichert. Auch durch Preussen ist in dem letzten Jahrzehend ein finstrer Geist gegangen, der Manchen verleitet hat der Ehrfurcht gegen seinen Herrn und König zu vergessen, aber auch dieses düstre Gewölk ist vorüber gezogen: in alter Treue feiert aller Orten ein freudig bewegtes Volk das Geburtsfest des Königs, zum neuen tröstlichen Beweise, dass das wahrhaft Edle nicht auf lange verkannt wird.

Vorzüglich innig aber, und ich möchte sagen patriarchalisch, pflegt die heutige Feier in den Gegenden zu sein, welche der theure Herrscher im Laufe des Jahres betreten, wo man mit eigenen Augen ge-

---

*) An diesem vaterländischen Festtag wurde in der Aula des Friedrichs-Collegiums das schöne Portrait König Friedrichs I. enthüllt, ein Geschenk unsres unvergesslichen Königs an das Friedrichs-Collegium. Es stellt Friedrich I. etwas über Lebensgrösse dar, in vollem Krönungsornat. Das Original von A. Pesne befindet sich im Königlichen Schlosse zu Potsdam; die Copie ist von dem Maler Bülow.

sehen hat wie er mit tiefem Ernste den fröhlichen Muth und den heiteren Witz zu verbinden weiss und seine Freude darin findet, Wunden zu heilen, Ehre und Auszeichnung dem Verdienste zu spenden. Solches Glück ist dieser Provinz und dieser unserer Stadt zweimal nach einander in jüngster Vergangenheit zu Theil geworden. Und blicken wir, die wir, lehrend oder lernend, Glieder dieser alten ehrwürdigen Anstalt sind — heute um uns her; wie sollten wir nicht aus voller Seele einstimmen in das Bekenntniss der vielen, die voll freudiger Rührung bezeugen, dass sie in dem letzten Jahre von ihrem Könige und Herrn über ihr Verdienst geehrt sind, und dass sie, vor Allen am heutigen Tage ein Opfer des Danks zu bringen haben. — Noch ist kein volles Jahr vergangen, seit unserer Schule die schönen und würdigen Räume sich aufthaten, die uns täglich erinnern, wie viel der König für uns gethan hat: und heute schon glänzt dieser Saal in einem neuen Schmucke, der uns ein neues Denkmal der Huld unseres Königs ist. Seit länger als 150 Jahren hat diese Anstalt in ihrem Namen den Namen Friedrichs I. getragen: jetzt ist es als schaute Friedrich I. selbst milde und segnend auf unser Thun hernieder. Und wenn sonst Ehren und Auszeichnungen, die ein König verleiht, selten über das Leben dessen hinaus reichen, der sie empfing, so ist die Königsgabe, durch welche wir geehrt sind, von dauerhafterer Art, und wie heute, so wird man nach 100 Jahren noch an dieser Stätte dankbar des Königs gedenken, der uns den König gab!

Aber unser Dank wäre nicht von rechter Art, wenn er nur auf die Freude über die Schönheit unseres Königsbildes sich gründete, oder wenn wir gar in eitler Selbstüberhebung prahlen wollten mit einem Geschenke, das sicherlich nicht wir allein und schwerlich wir vor Allen verdient haben. Freuen wollen wir uns unserer Königsgabe und heute zumeist, am Geburtsfeste des erhabenen Gebers, aber wir wollen es nicht vergessen, dass dieser Saal, wie diese ganze Anstalt, der Lehre und der Ermahnung geweiht ist. Darum, auf dass dieses Bild wahrhaft heimisch werde in unserem Kreise, fragen wir heute: welche Mahnungen das Bild Königs Friedrichs I. an uns richtet. Es sind, meine ich, dieselben Mahnungen, die einst Julius Cäsar beim

Anblick eines Bildes Alexanders des Grossen im Innern seines Herzens vernahm, es ist dieselbe Mahnung, die aus jedem Bilde denkwürdiger und bedeutender Männer dem sinnigen Beschauer entgegen tönt, die ernste Mahnung: Folget mir nach und übet an Eurer Stelle die Tugenden, die ich an meiner geübt habe. Möchte diese mahnende Stimme unseres Königsbildes heute uns Allen tief in das Herz dringen, würdiger könnte unserem theueren Könige nicht gedankt, würdiger sein Geburtsfest nicht von uns begangen werden. Denn die Tugenden, die Friedrich I. im Leben übte, sind von hoher Art. Vor wenigen Wochen ward in diesem Saale den Jünglingen, die ihre Schul-Laufbahn rühmlich beendet hatten und nun sich anschickten eine höhere Bahn zu betreten, ein Lied des Segens gesungen, welches sie ermahnte ihre Wege glaubend, liebend und hoffend zu wandeln: und wie könnte man einem Menschen, den man liebt, Grösseres und Edleres wünschen. Ein Vorbild eben dieser höchsten Tugenden, die man wohl als die Cardinal-Tugenden des Christenthums bezeichnet hat, ist Friedrich I. gewesen. Leben und Sterben hat ihn bewährt als einen Mann des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung.

Ihm war das liebliche Loos gefallen schon in früher Kindheit durch Lehre und Vorbild seiner Eltern zum Glauben an das Evangelium hingeleitet zu werden. Sein Vater war jener unvergessliche Friedrich Wilhelm, den die Geschichte den grossen Kurfürsten nennt: ein wahrhaft grosser Mann und ein gläubig demüthiger Christ. Einst sollte eine Statue des Kurfürsten errichtet werden und man wusste, dass er selbst die Inschrift des Postaments bestimmen wolle. Wohl meinte man, es werde in jenen Zeilen ein berechtigtes Gefühl des eigenen Werthes sich aussprechen; aber statt aller Ehren und Titel und Thaten waren auf dem Steine nur die wenigen Worte zu lesen: „Herr, lass den Weg mich wissen, den ich wandeln soll.“ — Der gleiche Geist inniger Frömmigkeit erfüllte auch die Mutter Friedrichs I., die edle Kurfürstin Luise, eine hochbegabte Dichterin christlicher Lieder, deren Ostergesang „Jesus meine Zuversicht“ an unzählbaren Gräbern den Trost der Auferstehung verkündet hat und heute noch verkündet. Solchem Eingange in das Leben war auch der Ausgang gleich.

Als Friedrich I. 1713 zum Sterben kam, sah er dem Tode mit ruhiger Freudigkeit entgegen und sprach die denkwürdigen Worte: „Die Welt ist doch nur ein Schauspiel, das bald zu Ende geht; wer Nichts mehr als diese hätte, der wäre übel daran; Gott ist meines Lebens Kraft gewesen von meiner Jugend auf; Er ist allein der gute Hirt. Was mein Gott will, das gescheh' allzeit." Wer fühlte es nicht wie aus dieser schlichten Rede der Geist der Wahrheit uns anweht! Das ist nicht das Angstbekenntniss eines Sterbenden, den das Dunkel des Todes die eigene Vergangenheit schon nicht mehr klar überblicken lässt: es ist der schlichte Ausdruck der durch ein ganzes Leben befolgten und erprobten Ueberzeugung. Friedrich I. war kein glücklicher Mann. Nach dem Tode der geliebten Mutter brach in dem Herrscherhause ein Partheiwesen aus, welches selbst die Mittel des Meuchelmords und der Vergiftung nicht verschmähte, und mehr als ein Mal sah der Kurprinz sein Leben bedroht. Zum Manne gereift, musste er nur zu oft die sterben sehn, die ihm die Nächsten und Theuersten waren; oft fand er sich getäuscht, wo jeder Argwohn ihm ferne geblieben war und von Jahr zu Jahr hatte er zu kämpfen mit den Ränken einer verschlagenen Politik, die sich unablässig bemühte, ihm in der kränkendsten Weise sein gutes Recht zu verkümmern. Als er älter ward und mehr schon der Ruhe bedurfte, da grade traf ihn die schwerste Prüfung. Seine dritte Gemahlin, die in ängstlicher Selbstqual nach dem Heil ihrer Seele rang, erlag einem rastlosen Streben, das doch zu keiner tröstlichen Ueberzeugung führte, und versank tief und tiefer in die Nacht des Wahnsinns. Wer in diese Prüfungen des Lebens blickt, und die leidenden schmerzvollen Züge dieses Bildes betrachtet, der wird es verstehn, wie tief und innig der Glaube war, der eine schwache und zarte Natur unter solchen Leiden aufrecht erhielt, und am Ziele seinen Ausdruck in jenen Worten des Bekenntnisses fand: „Gott ist gewisslich meines Lebens Kraft gewesen von meiner Jugend auf; Er ist allein der gute Hirt; was mein Gott will, das gescheh' allzeit."

Darum, wenn Friedrich I. auch mit Strenge darüber wachte, dass in den äusseren Formen des Lebens in Stadt und Land Nichts zu

Tage trat, was der christlichen Sittenzucht zuwider lief, so hasste er doch auf der anderen Seite nichts mehr als die einengenden Schranken, die ohne hinlänglichen Grund es erschwerten, dem Herrn, den er als den einigen guten Hirten erkannt hatte, die eine Heerde der Gläubigen zuzuführen, auf welche das Wort Gottes uns hoffen lässt. Er sah es nur mit tiefem Schmerze wie die evangelische Kirche in die zwei Heerlager der Lutheraner und Reformirten zerfallen war, die sich unter einander oft mit bitterer Feindseligkeit befehdeten. Wo er es vermochte, da hat er durch Wort und That Frieden zwischen den streitenden Partheien gestiftet, und sich redlich gemüht, überall die Union der evangelischen Kirche vorzubereiten. Als er am 18. Januar 1701 hier in Königsberg die preussische Königskrone auf sein Haupt setzte, assistirten ihm zwei neu ernannte Bischöfe, ein lutherischer und ein reformirter. Auch das hiesige Waisenhaus, welches er am Tage der Krönung stiftete, hat er beiden Confessionen bestimmt, und als dort mehrere Jahre lang die Union der zwei Kirchen in der Form des gemeinsamen Abendmahls dargestellt wurde, war ihm das eine Freude, was laut von beiden Partheien als ein frevelhafter Greuel verworfen wurde.

Wie aber in göttlichen Dingen sein Glaube ein freier und weiter war, so trug er auch den Menschen Glauben und Vertrauen entgegen. Je bittrer er nicht selten getäuscht wurde, desto inniger wollen wir uns freuen, dass in unserem Friedrichs-Collegium sein Glaube nicht zu Schanden geworden ist. Ihr hört es heute nicht zum ersten Male, aber es kann nicht zu oft gesagt werden, wie edel das gläubige Vertrauen war, mit dem er den eigenen Namen als ein Ehrengeschenk in die Hände unserer Vorfahren legte, als diese Anstalt erst eben begonnen hatte unter Verfolgung und Armuth aus der Schwäche ihrer ersten Anfänge emporzustreben.

Wo auf Erden ein Glaube waltet, der nicht erlernt oder erzwungen ist, und der nicht absichtlich zur Schau gestellt wird, sondern immer neu aus der Fülle des Herzens strömend das Leben nach allen Seiten hin durchdringt, da ist untrennbar mit ihm die Liebe verbunden. Wüssten wir es nicht, die Geschichte der Zeit König Friedrichs I.

würde es lehren. Durch Gottes Gnade und den treuen Dienst hochbegabter Männer hatte damals eine neue Ausgiessung des Geistes, eine neue Zeit der Pfingsten für die evangelische Kirche begonnen. Wo länger als ein Jahrhundert fast ausschliesslich nur gestritten war um die Deutung kirchlicher Lehren und die Folgerungen, die aus ihnen zu ziehen seien, da strebte man nun mehr in kindlicher Einfalt dem Worte Gottes treu zu bleiben und nicht das Unerforschliche zu ersuchen. Wo so lange Zeit hindurch fast nur der Verstand mit seiner heroischen Schärfe und Kälte gewaltet hatte, da suchte man jetzt den Forderungen des Herzens und des Gemüthes gerecht zu werden, und wiederum den Armen das Evangelium zu predigen. Ich spreche von jener grossartigen Bewegung im geistigen Leben der Zeit, die meistens mit dem zufälligen und leicht der Missdeutung unterworfenen Namen des Pietismus bezeichnet wird. Zahllos sind die Werke der Liebe, in denen der neu erwachte Geist sich bethätigt hat. Die meisten von ihnen sind in unscheinbarer Stille geübt und auf Erden schon längst vergessen, aber es ragen noch in unsre Zeit einige grosse Stiftungen, die noch heute bezeugen, welche Erfolge die Liebe zu erringen weiss, die aus dem Glauben strömt. Solche Werke aber sind nicht Werke der Menschen und grade darin fanden die Männer Gottes, die das Grösste gewirkt haben, bei allen Prüfungen Trost und Ermuthigung, dass sie glaubten Nichts selbst zu thun, sondern als Werkzeuge in der Hand des Herrn zu dienen. In diesem Reiche der Gnade erscheint auch der Fürst nur als einzelner sündiger Mensch. Aber trägt er, wie Friedrich I., in sich den Glauben, der die Liebe wirkt, dann fällt ihm der Segen zu, dass er Felder bereiten darf, auf denen die Saat Gottes aufgeht, und dass er aus der Fülle seiner Macht das Ehrwürdige ehren und den Muth beleben kann. Ein solches Feld hat Friedrich I. bereitet, als er die Universität in Halle gründete. Dort hat jener A. H. Francke gewirkt, der in den grossartigen Stiftungen, die seinen Namen tragen, ein unvergessliches Denkmal gesetzt hat, nicht sich selbst, sondern dem Geist Gottes, der in ihm mächtig war. Das Ehrwürdige ehrte Friedrich I., als er den Gründern unseres Friedrichs-Collegiums, den theueren Glaubenshelden Gehr und Lysius stets

von Neuem Trost und Hülfe bereitete; ihm danken wir es, dass diese Anstalt alle Anfechtungen überdauert hat, und durch ihren Namen und ihr Dasein noch heute Zeugniss ablegt, dass König Friedrich I. ein Herz voll Liebe besass.

Leider giebt es eine Liebe, die Schönes wirkt und dennoch die natürliche Richtung verfehlt, die man halb loben und halb tadeln muss. Ich meine jene Liebe, die in seltsamer Verblendung das Ferne höher achtet als das Nahe, die treulich der Armen und Hülfsbedürftigen sich annimmt, jedoch über ihnen des eigenen Hauses und der nächsten Umgebung vergisst. Friedrich I. hat sich auch von dieser Beschränktheit und Einengung fern gehalten. Mit treuer Liebe blieb er den Seinigen zugethan, selbst dann noch, wenn er von ihnen nicht verstanden und nicht nach Gebühr gewürdigt ward. Seine zweite Gemahlin, die geistvolle Königin Sophie Charlotte, die gern im Kreise grosser Gelehrter dem freien Fluge des Gedankens folgte, und den Glanz der Genialität höher achtete als den Glanz des Thrones, konnte sich so wenig mit dem ernster gemessenen Wesen ihres Gemahls befreunden, dass sie mehr neben ihm als mit ihm durch das Leben ging. Aber als ein früher Tod sie aus dem vollen Genusse edler Geistesfreuden abrief, brach Friedrich I. zusammen unter der Last des Schmerzes, und wo er es nur vermochte, hat er in der zartesten und liebevollsten Weise ihr Andenken geehrt. Leicht war es, ihm zu dienen, denn er wusste jedweden Dienst mit Liebe zu belohnen bis an sein Ende. Als er in den Tagen seines Scheidens die Wehklagen seiner treuen Diener vernahm, wies er auf seinen Nachfolger, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, hin und sprach zu ihnen die trostvollen Worte: „Hier habt Ihr wieder einen Vater, der für Euch sorgen wird.“ Oft hat man es ihm zum schweren Vorwurfe gemacht, dass der Mensch in ihm von der Liebe nicht lassen konnte, auch wenn dem Könige der Zorn besser gestanden hätte. Der Vorwurf ist nicht unbegründet, aber hören wir auf das Wort der Schrift, dass dem, der viel geliebt hat, auch viel vergeben wird; und am Gewissesten doch wohl das, was er Irriges in Liebe gethan hat. — Der Glaube empfängt seine Krone in jener Welt; Liebe wird oft hienieden schon mit Liebe ver-

...ten, und so hat es Friedrich I. erfahren. Als er dem Tode nahe ...dem Schloss zu Potsdam krank und matt an das Fenster trat, sah ...eine grosse Menschenmenge vor dem Schlosse versammelt, welche ...Hände zum Himmel erhob und für seine Erhaltung betete. Freude ...te seine matten Züge, und diese Freude hat ihm mit mildem ...die letzten düsteren Lebenstage erhellt und hinüber in jene ...geleuchtet.

Aber mit dem Glauben und der Liebe hat auch die Hoffnung ...rich I. durch das Leben geleitet, die edle Treiberin, Trösterin ...nung, wie der Dichter mit tiefem Sinne sie nennt. Oft ist freilich ...Hoffnung der einzige Trost des Menschen, wenn aller seiner Mühe ...Arbeit der Erfolg so gar nicht entsprechen will, dass er verzagen ...chte an sich selbst und seinem Berufe, aber es liegt doch wenig ...hrheit und Sicherheit in diesem Troste, wenn die Hoffnung nicht ...h die edle Treiberin ist, die neue fruchtbare Gedanken weckt, zu ...en Thaten und neuer Arbeit die Kräfte stärkt. Friedrich I. war ...e stille und ernste Natur, ein Mann von wenigen Worten, in dessen ...t es nicht lag, viel von der Zukunft und seinen Hoffnungen zu re... Aber grosse, weit in eine kommende Zukunft hinausgreifende ...nken hat er gehegt, und sie ausgesprochen in Thaten, die echte ...hte der edlen Treiberin, Trösterin Hoffnung gewesen sind. Zu ...n Thaten der Hoffnung gehörte Alles was er gethan hat, um die ...gung der evangelischen Kirchen herbeizuführen. Unmöglich konnte ...m verborgen bleiben, dass er in seinem Leben die reife Frucht ...r Arbeit nicht erndten würde: aber er hat nach dem Ausdruck ...s alten Dichters „den Baum gepflanzt zum Segen eines zukünfti... Geschlechts“. Eine That der Hoffnung war es, dass er Preussen ...m Königreiche erhob und inmitten einer grossartigen Pracht, wie ...sie liebte, in edler Selbständigkeit mit eigener Hand die Krone auf ...n Haupt setzte. Wohl fühlte er es, dass schon damals die preussi...e Macht zu gross war für ein Kurfürstenthum und ihn berechtigte, ...neuer Würde sich neben den deutschen Kaiser zu stellen. Wie ...viel Grösseres er aber im ahnenden Geiste voraus sah, darauf meine ...ich, deutet der Adler hin, mit dem er seinen neu gestifteten Ritter-

orden schmückte, der Adler, der den Blitz und den Lorbeer in den Krallen trägt, und Jedem das Seine verheisst: ein inhaltvolles Symbol, zu welchem Aufschwunge das neue Königreich berufen sei, und wo es die Kraft zu immer höherem und weiterem Fluge zu suchen habe. Eine That der Hoffnung war es, dass er sich entschloss, den Leibeigenen auf seinen Krongütern die Freiheit anzubieten und so die persönliche Freiheit des gesammten Volkes vorzubereiten. Auch die Erfüllung dieser Hoffnung hat er nicht gesehen, aber die Ehre dieses Gedankens bleibt ein helles Juwel in seiner Krone. Eine That der Hoffnung war es endlich, dass er ganz gegen die Ansichten seiner und auch der nächstkommenden Zeit neben dem stehenden Heere eine Bewaffnung des wehrhaften Theiles der Nation anordnete, um so die Widerstandskraft des Landes zu erhöhen. Der Anfang war nur ein schwacher, aber welcher Entwickelung er fähig war, das steht auf glorreichen Blättern der preussischen Geschichte verzeichnet.

Wohl dem Fürsten, der durch solche Gedanken und Thaten die Zukunft berieth: aber vollendet wird sein Glück, wenn, was er hoffte und ahnte, zur That und Wirklichkeit sich entfaltet. Könnte Friedrich I., wie er so leibhaftig und lebendig aus seinem Bilde auf uns niederschaut, so jetzt in Preussen sich umblicken und sehen, was nach seinem Tode gethan ist und wer es gethan hat: wie würde er vor Gott dem Herrn voll demüthigen Dankes sich beugen, dass er ihm solche Nachfolger gegeben; wie würde er die Sprösslinge seines Hauses segnen, die sein kühnstes Hoffen erfüllt und überboten haben! Segnen würde er den König ohne Gleichen, Friedrich den Grossen, der auf die nämlichen Ansprüche sich stützend, um derenwillen er so manche Kränkung vom Hause Oestreich erdulden musste, Preussen eine Stelle in der Zahl der europäischen Grossmächte erstritt; der in unvergleichlicher Weisheit alle Glieder und Adern des Staates mit frischem gesundem Leben durchdrang, und so zu jeder künftigen Entfaltung der preussischen Macht den Grund gelegt hat. Segnen würde er Friedrich Wilhelm III., den ritterlichen König voll Treue und Wahrheit, der in der Freude und in der Trauer eines langen, thatenreichen Lebens es erfuhr, dass Gott dem Demüthigen Gnade giebt; der die persönliche

ıiheit seines Volkes fest gegründet, die Bewaffnung der Nation im itesten Umfange durchgeführt, die Einigung der evangelischen Kir- n durch sein Unionswerk vollendet hat. Segnen würde er unseren ıig und Herrn Friedrich Wilhelm IV., der so ganz im Sinne seines herrn freudig vor aller Welt bekannte: „Ich und mein Haus wollen Herrn dienen;“ dem Gott, wie die Kirche darum betet, könig- Gedanken und einen starken Arm, weise Rathgeber und tapfere e geschenkt hat; der gern den Thron mit heiterer Pracht umgiebt, r in hoher Bildung vor Allem die Zierden der Kunst und Wissen- aft sucht; dessen königliche Worte uns mit der Zuversicht erfüllen, s der Frieden der evangelischen Kirche erhalten bleibt. Und seg- würde er ihn auch darum, dass er unser Friedrichs-Collegium um nes Ahnherrn willen geehrt und mit dem Bilde des Ahnherrn ge- mückt hat.

Was aber ihm, dem längst Entschlafenen, nicht gegönnt ist, das uns Lebenden gegönnt. Wir wandeln in dem Lichte, das seit zwei rhunderten hell und immer heller über unserem Vaterlande auf- g; wir freuen uns der Ehren, mit denen aller Orten die schwarz- isse Fahne begrüsst wird, des kecken Stolzes, den das Bewusstsein Wahrhaftigkeit in einem freien Volke weckt und nährt, des Schutzes, Kunst und Wissenschaft am Throne findet und des Friedens der che.

Darum Ihr Aelteren, die Ihr schon den Werth solcher Güter zu n vermögt, danket an diesem Tage mit uns Gott, dass er uns in n theueren Könige einen treuen Hüter und Mehrer unseres Glückes . Ihr Jüngeren aber, deren Blick so weit nicht trägt, seht Euch in dieser Schule und freuet Euch, dass heute der König geboren , der Euch und uns das neue Haus, den stattlichen Saal und die cht unseres Königsbildes geschenkt hat. Wenn Ihr Alle nun bald sen Saal verlasst, ob älter, ob jünger, ob weiter vorgeschritten in stiger Bildung, ob noch auf ihre Anfänge beschränkt: Jeder von ch spreche still im tiefsten Grunde des Herzens: Gott segne den nig!

Rede

bei Entlassung der Abiturienten im Friedrichs-Collegium zu Königsberg.

Michaelis 1852.

Nachdem gestern und heute das ganze Friedrichs-Collegium, wenn auch nur mit raschem und flüchtigem Schritt an uns vorübergegangen ist, stehen wir nunmehr an der Grenze wo das Gymnasium sein Werk beendet, damit dasselbe im weiteren Umfange und höheren Style fortgeführt werde von der Universität. Sie, meine Freunde, die Sie uns jetzt mit dem Zeugniss der Reife verlassen, sind vor wenigen Wochen zum ersten Male aus der Schule heraus, dem Gesetz gegenüber getreten: heute gehören Sie noch einmal der Schule an, welche sich nicht auf das Gesetz, sondern auf die Pietät gründet. Es würde Ihnen keine Ehre bringen, wenn Sie am heutigen Tage nicht etwas vermissten. Statt des Mannes, unter dessen treuer Hut Sie in einer Reihe von Jahren Ihre Bildung empfingen, steht heute ein halb Fremder vor Ihnen; und dem warm und gesund schlagenden Herzen fehlt immer etwas, wenn das Wort der Schrift sich erfüllt, dass der Eine säet und der Andre erndtet. Sei denn der Abschied kurz, wie das Zusammensein ein kurzes gewesen ist.

Sie scheiden heute von einer Anstalt, in der Sie gewiss nicht lauter frohe Stunden verlebt haben: aber schon jetzt werden Sie es erkennen, dass grade die ernsten, ja die trüben Stunden es sind, in denen die Frucht der Gerechtigkeit gedeiht. Sie scheiden von Gefährten, die mit Ihnen erwuchsen, und auf allen Stufen der inneren Entwickelung, deren Sie seit den Jahren der Kindheit schon manche überstiegen haben, mit Ihnen dachten, mit Ihnen fühlten. Und wohl muss uns grade jetzt die Vorstellung des Abschiedes mit doppeltem

rnst erfüllen. Aus wie vielen Häusern tönt noch laut die Klage um euere Menschen, die in den letzten Wochen geschieden sind: und enn wir Gott zu danken haben, dass er keinen solchen Abschied er dieses Haus verhängt hat, so tritt uns der Gedanke vor die Seele, ss Sie vielleicht die letzten Abiturienten sind, die aus diesem alten äude entlassen werden, aus dem in 150 Jahren so mancher Mann höchstem Werthe hervorgegangen ist. Doch wie stark auch das hl des Scheidens sich heute regt, Sie werden unwillkührlich den k voll freudiger Hoffnung einer reichen Zukunft zuwenden; aber viel wird es auch über Sie vermögen, dass Ihr Herz dem letzten orte der Ermahnung und des Segens offen steht, das an dieser ätte zu Ihnen gesprochen wird. Und so rufe ich Ihnen zu: Vergesset der Schule nicht.

Ich spreche nicht von der Schule, als der Schwester der Kirche, e in den jungen Seelen auch ihrerseits den Glauben pflanzen und egründen soll, der die Kraft und das Licht unseres Lebens ist. In je arerer und je würdevollerer Gestalt späterhin der sich jetzt aller Orten neu regende christliche Sinn Ihnen entgegen treten wird, desto inder können Sie dieser Wirksamkeit der Schule vergessen, desto ewisser werden in Ihrem Herzen die feierlichen Töne nachklingen, it denen wir an jedem Morgen Gottes Segen auf unser Tagewerk erabflehn. Ich rede nicht von der Schule, als der Dienerin des Staates. Je mehr Sie es würdigen lernen, was das ist, worin die wahre aft des Staates beruht, desto weniger werden Sie der Schule vergessen, die sich bemüht, in diesem Sinne treu zu sein. Ich rede von der Schule insofern sie im Dienste der Wissenschaft ihr eigenstes Werk vollbringt: und dieses ist nicht die Ueberlieferung einzelner Kenntnisse, nicht die Vorbildung für ein bestimmtes Fach, es ist kein anderes, als die Begründung des wissenschaftlichen Sinnes. In diesem Geiste rufe ich Ihnen nochmals zu: Vergesset der Schule nicht. Und grade zu Ihnen spreche ich so, denn Ihnen wird das Leben Stunden bringen, in denen dieses Andenken Sie über den Druck des Augenblicks erheben, und gegen seine Lockungen waffnen kann.

Sie Alle widmen sich dem Studium von Wissenschaften, welche

Sie bald auf die Bahnen des praktischen Lebens, und damit ernsten Gefahren entgegen führen werden. Tief in dem Menschen liegt ein Zug, der über die Enge des Lebens hinaus, aufwärts strebt; wohl sagt man, dass grade die Jugend am liebsten im Reich der Ideale wohnt, aber diese Jugend erstirbt nie ganz. Die feurige Hoffnung in dem irdischen Leben Ideale verwirklicht zu sehn, welche nicht von dieser Welt sind, sie hält freilich nicht Stand in den Stürmen des Lebens, und meistens hinterlässt sie im Herzen das Gefühl innerer Missstimmung und trüber Resignation. Eine hohe und seltene Weisheit ist es, welche die Ideale fest im Auge behält, und doch dem Leben genug ist; und wie oft mag selbst diese Weisheit nur Schein, nur eine Selbsttäuschung sein, die doch die innere Harmonie nicht gewährt, und ernsten Prüfungen nicht gewachsen ist. Fest und unerschütterlich steht sie nur, wenn sie sich gründet auf den wissenschaftlichen Sinn. — Wenn das stete Einerlei in sich geringfügiger Aufgaben, sei es vor Gericht, sei es im Krankenzimmer, Ihre Kraft mehr abspannt als erschöpft: wenden Sie sich nicht ab von dem, was Ihr Beruf ist, und suchen Sie nicht in Träumen Trost. Gedenken Sie der Schule, und des Sinnes, den sie in Ihnen gepflegt hat. Erkennen Sie, dass jede Schuld, mag sie auch nach bürgerlichem Maassstab klein erscheinen, nur durch die ewigen Gesetze des Rechts und der Sittlichkeit zur Schuld gestempelt wird, dass jede fast dem scharfen Auge tiefe Blicke in das räthselhafte Treiben des menschlichen Herzens verstattet; erkennen Sie, dass die Natur, krank und gesund, auch in dem kleinsten Theile und in der leisesten Regung, dem tieferen Geiste ihre Gesetze offenbart, die zu verstehn das höchste Ziel der Wissenschaft ist. Dann wird Ihnen selbst das Kleine gross, und als würdiger Gegenstand ernster Lebensarbeit erscheinen.

Wohl dem, der in den Augenblicken, wo das Herz verzagen will, in dieser Weise Muth und Freudigkeit wieder gewinnt: gelingt dies nicht, so verwandelt sich die Verzagtheit in Trotz. Dieser Trotz der Praxis gegen die Ansprüche der Wissenschaft ist ein altes Leiden, das in langer Zeit nur immer tiefere Wurzeln geschlagen hat. Vielen werden Sie im Leben begegnen, die diesen Stempel tragen. Was die

immer vorwärts strebende Wissenschaft halb zaghaft, als den Gewinn der Arbeit hinstellt, wird von seinem heimischen Boden losgerissen, und als fertiges Resultat mit der Gewandtheit, welche die tägliche Übung giebt, praktisch gehandhabt. Immer neue Resultate werden der Wissenschaft entlehnt, und in gleicher Weise verarbeitet. So entsteht nach und nach nicht ein System im höheren Sinne, sondern eine Zusammenstellung zahlreicher Einzelheiten, die durch ein Band vereinigt sind, welches den inneren Kern der Dinge nicht berührt. Und von der Höhe herab betrachten nicht Wenige die Wissenschaft als ihre Dienerin, deren Arbeit erst von den unpraktischen Zusätzen zu befreien, und dadurch der Menschheit nutzbar zu machen sei. Ich will Ihnen nicht misstrauen: in Ihren guten Stunden werden Sie die Propheten dieser Lehren in ihrer Halbheit durchschauen. Aber die trüberen Zeiten bleiben nicht aus, wo die Enge der wirklichen Bedürfnisse zu der Weite der Wissenschaft in keinem Verhältnisse zu stehen scheint. Das sind die Stunden, in denen die Selbstzufriedenheit jener Praktiker, ja selbst ihr äusserer Erfolg, nur zu leicht den Schwachen bethören: und hier ist jeder schwach, der seine Kraft nicht findet in dem wissenschaftlichen Geiste, welcher allein die Wahrheit sucht, und zugleich ein Geist der Geduld ist. Dieser Geist aber lehrt, dass bei der Unendlichkeit der Arbeit, welche der Wissenschaft bestimmt ist, kein Fertige und Abgeschlossene nicht das Wahre sein kann, dass der Einzelne nie völlig das Ziel erreicht, dass aber das Streben seinen Segen findet, dass aus dem Streben selbst ein frisches Leben kömmt, welches von keinem Stocken und Erstarren weiss, und in seiner Demuth reich und neidlos genug ist, um jenen Stolzen die Mittel zu borgen, deren sie nicht entrathen, und die sie selbst sich doch nicht erwerben können. Wird Ihnen aber diese Versuchung einmal zu stark, ist Ihr Blick schon zu befangen, als dass er in jene geistigen Regionen trüge: dann schauen Sie entschlossen von der Mittelmässigkeit fort zu den wahren Meistern der Praxis, die immer neue Kraft aus dem mütterlichen Boden ihres Könnens, aus der Wissenschaft ziehn; dann schauen Sie von der beengenden Gegenwart fort in die glorreiche Zeit, wo das Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung bei

der Wissenschaft neue Kräftigung suchte, und im Bunde mit ihr sich herrlich erhob. Zeigen Sie sich Ihres Vaterlandes werth, indem Sie festhalten an dem wissenschaftlichen Sinne, und nie dem Trotze der Praxis sich beugen; vergessen Sie dieser Schule nicht, die auch einst zu ihrem Verderben dem Praktischen sich rückhaltlos hingab, und in eben jener unvergesslichen Zeit nur dadurch gerettet ist, dass sie wieder auf den Boden der Wissenschaftlichkeit gestellt ward.

Wenn Sie so durch das Leben gehn, so durch festes Behaupten des wissenschaftlichen Sinnes vor Verzagtheit und Trotz sich wahren, dann wird, wie auch die Gegenwart Sie in Anspruch nimmt, im Hintergrunde Ihrer Gedanken unverrückt das Bild dieser Anstalt stehn, die Ihnen jetzt durch mich ihr Lebewohl sagt.

Empfangen Sie die Zeugnisse der Reife, die Ihnen zuerkannt sind.

Und nun ist unser Werk an Ihnen beendet. Er aber, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, Er zeige Ihnen selbst den Weg zu Seiner Wahrheit, und Seine Wahrheit heilige Ihr Leben durch und durch. Leben Sie wohl.

Rede

bei Entlassung der Abiturienten im Friedrichs-Collegium zu Königsberg.

Den 6. Oktober 1857.

„Magnificat anima mea deum, quia fecit mihi magna, qui potens est“ — dieses Wort der Schrift ist eben im vollen Strome heiliger Töne an uns vorüber gerauscht, und tief klingt es nach in Ihren Herzen, die Sie jetzt aus unserem Kreise scheiden, und in unserem

lerzen, die wir bisher Ihre Lehrer gewesen sind. Denn gross ist für lie der Tag, der Sie an eine Grenzscheide gestellt hat, welcher sich an Bedeutsamkeit kaum irgend einer der anderen Wendepunkte im menschlichen Leben vergleichen kann; und Sie wissen es, wer es ist, von dem jegliche gute Gabe kommt. Und wir — was könnte uns in dem stillen und allem äusseren Glanze abgewandten Lehrerleben wohl gross erscheinen, wenn es nicht die Freude ist, eine Saat, welche wir säeten, grünen und blühen zu sehn: fest aber sind wir überzeugt, dass, der da pflanzet, nichts ist, und der da begiesset nichts, sondern dass Gott es ist, der das Gedeihen giebt.

Indessen, so wahr und so rein das Gefühl des Dankes auch ist, welches diese Stunde in unserer Seele weckt, so haben wir uns doch sehr vor der Selbsttäuschung zu hüten, als dürften wir uns heute des Vollbringens freuen und zurückblicken auf ein vollendetes Werk.

Gefährlich wäre ein solcher Wahn für uns Lehrer, — denn er würde uns verkennen lassen, wie viele Mängel und Schwächen immer auch da noch übrig bleiben, wo wir keinen Grund haben, über verlorne Mühe zu klagen, und wie die Arbeit der Schule, auch wo sie eine gesegnete ist, zuletzt doch immer eine Arbeit auf Hoffnung bleibt. Gefährlicher wäre die Täuschung für Sie, — denn auf das Vollbringen folgt die Ruhe, und die Ruhe ist der Jünglinge Verderben. In ihr ermattet das bessere Selbst, und leichten Zugang findet dann oft jene niedrige und rohe Lust, die auch in den Kreisen, die ganz erfüllt sein sollten von dem edlen Geiste der Kunst und Wissenschaft, dem Neuling auflauert, und ihn an sich zu locken weiss, unter dem falschen Scheine einer harmlosen jugendlichen Fröhlichkeit. Wen aber die höhere Stimmung des Gemüths vor diesen Gefahren sichert, in dem reizt die Ruhe auf den erträumten Lorbeern das Selbstgefühl nur allzu oft zu krankhafter Ueberspannung. Was vor 150 Jahren der theure, unvergessliche Mann Gottes A. H. Francke gesagt hat: im ersten Jahre des akademischen Lebens glaube man ein Doctor zu sein, im zweiten ein Magister, im dritten werde man ein Studiosus, und dann fange man an einzusehn, dass man auch noch seine Schwächen habe — dieses Wort ist heute noch Wahrheit, und es trifft noch immer am häufig-

der Wissenschaft neue Kräftigung suchte, und im Bunde mit ihr sich herrlich erhob. Zeigen Sie sich Ihres Vaterlandes werth, indem Sie festhalten an dem wissenschaftlichen Sinne, und nie dem Trotze der Praxis sich beugen; vergessen Sie dieser Schule nicht, die auch einst zu ihrem Verderben dem Praktischen sich rückhaltlos hingab, und eben jener unvergesslichen Zeit nur dadurch gerettet ist, dass sie wieder auf den Boden der Wissenschaftlichkeit gestellt ward.

Wenn Sie so durch das Leben gehn, so durch festes Behaupten des wissenschaftlichen Sinnes vor Verzagtheit und Trotz sich wahren, dann wird, wie auch die Gegenwart Sie in Anspruch nimmt, im Hintergrunde Ihrer Gedanken unverrückt das Bild dieser Anstalt stehn, die Ihnen jetzt durch mich ihr Lebewohl sagt.

Empfangen Sie die Zeugnisse der Reife, die Ihnen zuerkannt sind. Und nun ist unser Werk an Ihnen beendet. Er aber, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, Er zeige Ihnen selbst den Weg zu Seiner Wahrheit, und Seine Wahrheit heilige Ihr Leben durch und durch. Leben Sie wohl.

Rede

bei Entlassung der Abiturienten im Friedrichs-Collegium zu Königsberg.

Den 6. Oktober 1857.

„Magnificat anima mea deum, quia fecit mihi magna, qui potens est" — dieses Wort der Schrift ist eben im vollen Strome heiliger Töne an uns vorüber gerauscht, und tief klingt es nach in Ihrem Herzen, die Sie jetzt aus unserem Kreise scheiden, und in unserem

Darum redet der Dichter von einem Schiffe mit tausend Masten, auf welchem der Jüngling hinaus in das Leben steuert, während der Greis froh ist, auf ärmlichem Kahne den Hafen zu erreichen. Und fragen wir die Alten, was ihnen im Hinblick auf das nahe Ziel als Inbegriff ihres Lebens erscheine, wie oft hören wir von ihnen das tief melancholische Wort, das zuerst auf dem Grabe eines Schulmannes stand und jetzt auch auf dem Grabe eines Staatsmannes zu lesen ist: voluit quiescit „er hat gewollt — nun ruht er".

Aber mit nichten sind die trüben Bilder, die ich aus dem Leben in uns und um uns Ihnen vorführte, dazu bestimmt, die erste und wahre Freude dieses Tages zu stören, und keineswegs ist es eine eitle Feier, die wir heute begehn. Wir dürfen diese Stunde als eine der tröstlichen Gnadenstunden betrachten, die dem schwachen Menschen geschenkt werden, damit seine Kraft nicht thatlos ermatte und erliege. Sie ist eine der Stunden, wo redliches Wollen belohnt wird, nicht durch ein wirkliches Vollbringen, wohl aber durch ein Bild des Vollbringens, das mit erquickendem Wohllaut die Seele durchdringt, nicht um der Mühe und Arbeit zu vergessen, sondern um sich ihrer zu freuen, nicht um zu ruhen, sondern um zu wachsen im Wollen und Streben, das schon kein erfolgloses mehr scheint.

Und sollte dieses Bild des Vollbringens nur ein schöner Traum, nicht Abbild einer wahrhaftigen Wirklichkeit sein? — Sie wissen, mit welcher Wärme tiefsinnige Denker des Alterthums von der unendlichen Sehnsucht geredet haben, welche den edleren Menschen hinzieht zur Tugend und Sittlichkeit, während er doch auf Erden nur einem halbdunklen Bilde der Tugend nachstrebe, und in der Beschränktheit seines Menschenlebens nicht durchdringen könne zu dem Glanze der Herrlichkeit, in den verhüllt die wahre und vollendete Sittlichkeit in den himmlischen Regionen wohne, die wahre Sittlichkeit, deren Dasein jene Sehnsucht selbst bezeuge. Sollten nicht in gleicher Weise die Stunden, in denen das Bild des Vollbringens uns so hoch erfreut, eine Gewähr sein für ein endliches wirkliches Vollbringen? — Wenn solche Gedanken den Blick hoch hinauf richten über das irdische Dasein des Einzelnen, dann meine ich, müssen jene melancholischen Seufzer der

müde und matt gewordenen Seele verstummen. Wir glauben an ein ewiges Leben, in welchem alle Widersprüche sich lösen werden, und gewisslich auch der Widerspruch zwischen der rastlosen Arbeit an uns selbst, und ihrem stets mangelhaften Erfolge. Wir glauben, dass der Gott, der das wahre Wollen giebt, zu diesem Wollen auch ein wahres Vollbringen gewähren wird. Nicht darf darum der Einzelne erwarten, je im Leben den vollen Ertrag seines Wollens zu erndten, aber er darf der Zukunft trauen, die, was einmal und nach Gottes Ordnung gewollt ist, auf diesem oder jenem Wege, in dieser oder jener Gestalt dem Vollbringen entgegen führt. Wohl mag der Einzelne dann schon längst vergessen sein, der durch sein Wollen den fort und fort wirkenden Kräften den ersten Anstoss gab: aber wir preisen sie selig, die mit Gott gewollt haben, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

O möchte diese Abschiedsstunde ihren vollen Segen ausgiessen über Sie Alle! Möchten Sie Alle in ihr eine Stunde erkennen, die bestimmt ist, Demuth in Ihnen zu wirken, und neues kräftiges Wollen, und den Glauben an ein endliches Vollbringen durch Gottes Gnade.

Ein schönes Zeugniss bin ich den Meisten von Ihnen schuldig. Sie haben gewollt, ohne Ihre Kraft zu überschätzen; Sie sind in der Demuth geblieben, die der Jünglinge Krone ist. Darum vertrauen wir, dass Sie, wie verschieden auch die Ziele sind, die Sie verfolgen, mit ernstem Wollen und Streben fortbilden werden an dem inneren Menschen des Geistes; dass auch Sie dereinst durch treues Wollen Keime ausstreuen werden, die einem endlichen Vollbringen entgegen reifen.

In dieser Hoffnung, mit diesem Segenswunsche entlasse ich Sie aus unserer Schule.

Gehen Sie denn hinaus auf die freiere Bahn des Lebens, Demuth im Herzen, und den Muth des Wollens, und freudiges Vertrauen auf Gott den Herrn! Er behüte Sie!

Rede

bei Entlassung der Abiturienten im Friedrichs-Collegium zu Königsberg.

Den 5. Oktober 1858.

Wenn eine Gemeinschaft unter Menschen sich löst, die manches Jahr in Segen bestanden hat, so pflegt man die Scheidenden gern mit einer Gabe zu entlassen, die sie erinnere an das, was nicht mehr ist; und um so passender gewählt erscheint die Gabe, je inniger sie verwandt ist mit dem, dessen Andenken sie bewahren soll. Was wir Ihnen heute bieten, in dieser Stunde des Abschieds, damit es Ihren Blick noch einmal in die Vergangenheit zurücklenke, und Sie geleite durch die nächsten Jahre Ihrer Zukunft, das kann gemäss dem Charakter unsrer bisherigen Gemeinschaft nichts Andres sein, als Gedanke und Wort. Schauen Sie aber heute rückwärts, wie sollten Sie nicht des ehrwürdigen Greises gedenken, der einst die meisten von Ihnen in diese Schule aufnahm, der noch vor einem Jahre ein theilnehmender und freudig bewegter Zeuge der nämlichen Festlichkeit war, die wir heute begehen, und an dessen Grabe vor wenigen Monaten Sie Alle standen. Das Alterthum wusste von einer Helena zu sagen, die dem Homer erschien, und ihn zu seinen ewigen Gesängen begeisterte; von einem Dionysos, der in stiller Nacht zu Aeschylus trat, und ihn zum Dichter weihte. Diese Götter und Heroen sind dahin: aber das verklärte Bild eines vorzüglichen Mannes vermag noch heute den zündenden Funken in jugendliche Seelen zu werfen. Darum gedenken Sie des alten Meisters und öffnen Sie auch um seinetwillen Ihr Herz dem Worte, welches ich an Sie richte. Es ist ein Wort, welches er oft in wechselnder Fassung selbst gesprochen, und immer freudig begrüsst

hat, wenn er es aus Anderer Munde vernahm; das mahnende Wort: Wandelt im Geiste.

Wandelt im Geiste — ist es eine Entweihung dieser schönen Stunde, wenn ich hinzufüge: und nicht im Fleische? Ich glaube es, dass jetzt Keiner von Ihnen daran denkt, wie leicht man die Freiheit, der Sie entgegen gehen, zur Frechheit umbilden kann; ich glaube es, dass in diesem ernsten Augenblicke Sie Alle den Zug einer höheren Berufung in sich fühlen. Aber noch eine kurze Zeit, und auch an Sie wird Rohheit und selbstsüchtiges Gelüste herantreten, und zwar in einer Form, die auch manche edle Natur bethört hat. Es ist gut, dass der kräftige und strebende Jüngling an Andere, die ihm gleich sind, sich anschliesst, um mit ihnen treu zusammen zu halten in Ernst und Lust. Es ist natürlich, dass ein solcher Verein durch feste Ordnungen sein Bestehen sichert, und dass der Jüngling sich am wohlsten fühlt in dieser Welt, die er sich im freien Thun nach seinem Bilde geschaffen hat. Und manche Verbindungen solcher Art sind in sich sehr edel gewesen; mancher Mann ging aus ihnen hervor, der zum Heile Vieler wahrhaft im Geiste wandelte. Aber in den nämlichen Formen wohnt oft und heut zu Tage weit häufiger als zur Zeit unsrer Väter ein böser Geist der Rohheit und wüster Selbstsucht, der viele Jünglinge um das Glück und den Segen ihres Lebens betrogen hat. Darum, wenn ein solcher Kreis Sie an sich lockt, dann denken Sie an das Wandeln im Geiste, denn darin liegt der Prüfstein, das Wahre von dem Unechten, das Edle von dem Unedlen zu unterscheiden. Fühlen Sie, wie die Schwingen zum Fluge aufwärts im Kreise dieser Genossen Ihnen wachsen, dann halten Sie fest am Bunde. Müssen Sie aber in den Stunden ruhiger Besinnung sich gestehn, dass Ihnen dort die drückende und betäubende Luft des Trivialen entgegenweht, dann seien Sie mannhaft genug, den Zug abwärts zu hemmen, oder sich loszureissen von den Banden einer unwürdigen Knechtschaft; und wähnen Sie nicht, dass es eine Pflicht der Ehre sei, sich wehrlos niederziehn zu lassen zur Unehre.

Aber nicht Jeder wandelt im Geiste, der an dieser Klippe nicht scheitert. Es giebt gegenwärtig der Jünglinge nur gar zu Viele, die

immer vorwärts strebende Wissenschaft halb zaghaft, als den Gewinn der Arbeit hinstellt, wird von seinem heimischen Boden losgerissen, als fertiges Resultat mit der Gewandtheit, welche die tägliche Übung giebt, praktisch gehandhabt. Immer neue Resultate werden Wissenschaft entlehnt, und in gleicher Weise verarbeitet. So entsteht nach und nach nicht ein System im höheren Sinne, sondern eine Zusammenstellung zahlreicher Einzelheiten, die durch ein Band vereinigt sind, welches den inneren Kern der Dinge nicht berührt. Und von der Höhe herab betrachten nicht Wenige die Wissenschaft als ihre Dienerin, deren Arbeit erst von den unpraktischen Zusätzen zu befreien, und dadurch der Menschheit nutzbar zu machen sei. Ich will Ihnen nicht misstrauen: in Ihren guten Stunden werden Sie die Prohibiten dieser Lehren in ihrer Halbheit durchschauen. Aber die trüberen Zeiten bleiben nicht aus, wo die Enge der wirklichen Bedürfnisse zu der Weite der Wissenschaft in keinem Verhältnisse zu stehen scheint. Das sind die Stunden, in denen die Selbstzufriedenheit jener Praktiker, ja selbst ihr äusserer Erfolg, nur zu leicht den Schwachen bethören: und hier ist jeder schwach, der seine Kraft nicht findet in dem wissenschaftlichen Geiste, welcher allein die Wahrheit sucht, und zugleich ein Geist der Geduld ist. Dieser Geist aber lehrt, dass bei der Unendlichkeit der Arbeit, welche der Wissenschaft bestimmt ist, alles Fertige und Abgeschlossene nicht das Wahre sein kann, dass der Einzelne nie völlig das Ziel erreicht, dass aber das Streben seinen Segen findet, dass aus dem Streben selbst ein frisches Leben strömt, welches von keinem Stocken und Erstarren weiss, und in seiner Demuth reich und neidlos genug ist, um jenen Stolzen die Mittel zu borgen, deren sie nicht entrathen, und die sie selbst sich doch nicht erwerben können. Wird Ihnen aber diese Versuchung einmal zu stark, ist Ihr Blick schon zu befangen, als dass er in jene geistigen Regionen trüge: dann schauen Sie entschlossen von der Mittelmässigkeit fort zu den wahren Meistern der Praxis, die immer neue Kraft aus dem mütterlichen Boden ihres Könnens, aus der Wissenschaft ziehn; dann schauen Sie von der beengenden Gegenwart fort in die glorreiche Zeit, wo das Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung bei

der Wissenschaft neue Kräftigung suchte, und im Bunde mit ihr sic herrlich erhob. Zeigen Sie sich Ihres Vaterlandes werth, indem Si festhalten an dem wissenschaftlichen Sinne, und nie dem Trotze de Praxis sich beugen; vergessen Sie dieser Schule nicht, die auch ei zu ihrem Verderben dem Praktischen sich rückhaltlos hingab, und eben jener unvergesslichen Zeit nur dadurch gerettet ist, dass sie wi der auf den Boden der Wissenschaftlichkeit gestellt ward.

Wenn Sie so durch das Leben gehn, so durch festes Behaup des wissenschaftlichen Sinnes vor Verzagtheit und Trotz sich wahr dann wird, wie auch die Gegenwart Sie in Anspruch nimmt, im Hin tergrunde Ihrer Gedanken unverrückt das Bild dieser Anstalt stehn, di Ihnen jetzt durch mich ihr Lebewohl sagt.

Empfangen Sie die Zeugnisse der Reife, die Ihnen zuerkannt sin Und nun ist unser Werk an Ihnen beendet. Er aber, der da is der Weg, die Wahrheit und das Leben, Er zeige Ihnen selbst de Weg zu Seiner Wahrheit, und Seine Wahrheit heilige Ihr Leben dur und durch. Leben Sie wohl.

Rede

bei Entlassung der Abiturienten im Friedrichs-Collegium zu Königsberg.

Den 6. Oktober 1857.

„Magnificat anima mea deum, quia fecit mihi magna, qui poten est“ — dieses Wort der Schrift ist eben im vollen Strome heilige Töne an uns vorüber gerauscht, und tief klingt es nach in Ihre Herzen, die Sie jetzt aus unserem Kreise scheiden, und in unsere

Herzen, die wir bisher Ihre Lehrer gewesen sind. Denn gross ist für Sie der Tag, der Sie an eine Grenzscheide gestellt hat, welcher sich an Bedeutsamkeit kaum irgend einer der anderen Wendepunkte im menschlichen Leben vergleichen kann; und Sie wissen es, wer es ist, von dem jegliche gute Gabe kommt. Und wir — was könnte uns in dem stillen und allem äusseren Glanze abgewandten Lehrerleben wohl gross scheinen, wenn es nicht die Freude ist, eine Saat, welche wir säe-[illegible] grünen und blühen zu sehn: fest aber sind wir überzeugt, dass, [illegible] da pflanzet, nichts ist, und der da begiesset nichts, sondern dass [illegible] es ist, der das Gedeihen giebt.

Indessen, so wahr und so rein das Gefühl des Dankes auch ist, welches diese Stunde in unserer Seele weckt, so haben wir uns doch [illegible] vor der Selbsttäuschung zu hüten, als dürften wir uns heute des Vollbringens freuen und zurückblicken auf ein vollendetes Werk.

Gefährlich wäre ein solcher Wahn für uns Lehrer, — denn er würde uns verkennen lassen, wie viele Mängel und Schwächen immer auch da noch übrig bleiben, wo wir keinen Grund haben, über ver-lorne Mühe zu klagen, und wie die Arbeit der Schule, auch wo sie eine gesegnete ist, zuletzt doch immer eine Arbeit auf Hoffnung bleibt. Gefährlicher wäre die Täuschung für Sie, — denn auf das Vollbrin-gen folgt die Ruhe, und die Ruhe ist der Jünglinge Verderben. In ihr ermattet das bessere Selbst, und leichten Zugang findet dann oft jene niedrige und rohe Lust, die auch in den Kreisen, die ganz erfüllt sein sollten von dem edlen Geiste der Kunst und Wissenschaft, dem Neuling auflauert, und ihn an sich zu locken weiss, unter dem falschen Scheine einer harmlosen jugendlichen Fröhlichkeit. Wen aber die höhere Stim-mung des Gemüths vor diesen Gefahren sichert, in dem reizt die Ruhe auf den erträumten Lorbeern das Selbstgefühl nur allzu oft zu krank-hafter Ueberspannung. Was vor 150 Jahren der theure, unvergess-liche Mann Gottes A. H. Francke gesagt hat: im ersten Jahre des akademischen Lebens glaube man ein Doctor zu sein, im zweiten ein Magister, im dritten werde man ein Studiosus, und dann fange man an einzusehn, dass man auch noch seine Schwächen habe — dieses Wort ist heute noch Wahrheit, und es trifft noch immer am häufig-

sten grade die besseren Naturen. — Auch das verkennen Sie nich es ist für Sie schwerer sich vor diesem Traume des Vollbringens z hüten als für uns. Könnten wir den Werth und Erfolg unsrer Ar an Ihnen überschätzen, nach wenigen Tagen würde die von Ne beginnende alte Ordnung unseres Thuns und Wirkens gebieterisch hinweisen auf die Masse dessen, was noch ungethan ist und so un volle Kraft in Anspruch nimmt, dass wir bald über der neuen Pfl des alten Erfolges vergessen würden. Sie aber gehen jetzt einer freier Bewegung und Selbstbestimmung entgegen; denn so gereg auch in sich die Kreise sind, in die Sie treten, dem Einzelnen bl es dennoch überlassen seine Stellung sich selbst zu suchen, und i sich müssen Sie die Kraft finden, die Ihnen Sicherheit gewährt v jener Täuschung und ihren Folgen. Und grade in dieser Bezieh kann die Abschiedsstunde eine Stunde des Segens für Sie werden wenn Sie klar und scharf ihren Sinn und ihren Gehalt erfassen.

Halten Sie es nicht für ein hartes Wort, wenn ich es wiederho Mag auch in dieser Stunde gar Manches enden und aufhören, ei Stunde des Vollbringens ist sie nicht. Glaube Keiner, ich hät nur ein Auge für Mängel und Fehler, und wüsste mich nicht zu freu über das Erfreuliche; aber es ist einmal ein Lebensgesetz, dass i Sittlichen und Geistigen Stunden des Vollbringens dem Menschen nic beschieden sind. Einmal ward das Himmel und Erde bewegende Wo gesprochen „es ist vollbracht", und wer dürfte es nachsprechen Je weiter man vorschreitet im Leben, je mehr die Kraft sich en wickelt, desto mehr erkennt man das Unzulängliche des eignen Thun das nach innen und nach aussen immer und immer wieder sein letzt Ziel verfehlt, weil bald ungeahnte Kräfte des Widerstandes die E folge hemmen, bald ein Andrer eingreift in das begonnene Werk u es fortführt in einem anderen Sinne. Je mehr der Jahre dahingeh je länger die Zeit sich dehnt, in der das Vollbringen sich wohl hä einstellen können: desto mehr sinkt das Vertrauen, das endlich durc zuführen, was Anfangs nicht einmal schwer erschien. Was die Sch von dem Trägen sagt, „er stirbt über seinen Wünschen," das wide fährt tagtäglich auch der rüstigen Kraft, die ihrer selbst nicht scho

rum redet der Dichter von einem Schiffe mit tausend Masten, auf lchem der Jüngling hinaus in das Leben steuert, während der Greis h ist, auf ärmlichem Kahne den Hafen zu erreichen. Und fragen die Alten, was ihnen im Hinblick auf das nahe Ziel als Inbegriff s Lebens erscheine, wie oft hören wir von ihnen das tief melanische Wort, das zuerst auf dem Grabe eines Schulmannes stand jetzt auch auf dem Grabe eines Staatsmannes zu lesen ist: voluit iescit „er hat gewollt — nun ruht er".

Aber mit nichten sind die trüben Bilder, die ich aus dem Leben s und um uns Ihnen vorführte, dazu bestimmt, die erste und re Freude dieses Tages zu stören, und keineswegs ist es eine eitle r, die wir heute begehn. Wir dürfen diese Stunde als eine der lichen Gnadenstunden betrachten, die dem schwachen Menschen chenkt werden, damit seine Kraft nicht thatlos ermatte und erliege. ist eine der Stunden, wo redliches Wollen belohnt wird, nicht ch ein wirkliches Vollbringen, wohl aber durch ein Bild des Vollgens, das mit erquickendem Wohllaut die Seele durchdringt, nicht der Mühe und Arbeit zu vergessen, sondern um sich ihrer zu en, nicht um zu ruhen, sondern um zu wachsen im Wollen und eben, das schon kein erfolgloses mehr scheint.

Und sollte dieses Bild des Vollbringens nur ein schöner Traum, ht Abbild einer wahrhaftigen Wirklichkeit sein? — Sie wissen, mit cher Wärme tiefsinnige Denker des Alterthums von der unendlichen nsucht geredet haben, welche den edleren Menschen hinzieht zur end und Sittlichkeit, während er doch auf Erden nur einem halbklen Bilde der Tugend nachstrebe, und in der Beschränktheit seis Menschenlebens nicht durchdringen könne zu dem Glanze der rlichkeit, in den verhüllt die wahre und vollendete Sittlichkeit in himmlischen Regionen wohne, die wahre Sittlichkeit, deren Dasein e Sehnsucht selbst bezeuge. Sollten nicht in gleicher Weise die nden, in denen das Bild des Vollbringens uns so hoch erfreut, eine währ sein für ein endliches wirkliches Vollbringen? — Wenn solche Gedanken den Blick hoch hinauf richten über das irdische Dasein des Einzelnen, dann meine ich, müssen jene melancholischen Seufzer der

müde und matt gewordenen Seele verstummen. Wir glauben an e
ewiges Leben, in welchem alle Widersprüche sich lösen werden, u
gewisslich auch der Widerspruch zwischen der rastlosen Arbeit an u
selbst, und ihrem stets mangelhaften Erfolge. Wir glauben, dass d
Gott, der das wahre Wollen giebt, zu diesem Wollen auch ein wa
res Vollbringen gewähren wird. Nicht darf darum der Einzel
erwarten, je im Leben den vollen Ertrag seines Wollens zu erndte
aber er darf der Zukunft trauen, die, was einmal und nach Gott
Ordnung gewollt ist, auf diesem oder jenem Wege, in dieser od
jener Gestalt dem Vollbringen entgegen führt. Wohl mag der Ei
zelne dann schon längst vergessen sein, der durch sein Wollen de
fort und fort wirkenden Kräften den ersten Anstoss gab: aber w
preisen sie selig, die mit Gott gewollt haben, denn ihre Werke fo
gen ihnen nach.

O möchte diese Abschiedsstunde ihren vollen Segen ausgiess
über Sie Alle! Möchten Sie Alle in ihr eine Stunde erkennen, d
bestimmt ist, Demuth in Ihnen zu wirken, und neues kräftiges Wolle
und den Glauben an ein endliches Vollbringen durch Gottes Gnade

Ein schönes Zeugniss bin ich den Meisten von Ihnen schuld
Sie haben gewollt, ohne Ihre Kraft zu überschätzen; Sie sind in d
Demuth geblieben, die der Jünglinge Krone ist. Darum vertrauen w
dass Sie, wie verschieden auch die Ziele sind, die Sie verfolgen, n
ernstem Wollen und Streben fortbilden werden an dem inneren Me
schen des Geistes; dass auch Sie dereinst durch treues Wollen Keir
ausstreuen werden, die einem endlichen Vollbringen entgegen reifen

In dieser Hoffnung, mit diesem Segenswunsche entlasse ich S
aus unserer Schule.

Gehen Sie denn hinaus auf die freiere Bahn des Lebens, Dem
im Herzen, und den Muth des Wollens, und freudiges Vertrauen a
Gott den Herrn! Er behüte Sie!

Rede

bei Entlassung der Abiturienten im Friedrichs-Collegium zu Königsberg.

Den 5. Oktober 1858.

Wenn eine Gemeinschaft unter Menschen sich löst, die manches hr in Segen bestanden hat, so pflegt man die Scheidenden gern mit er Gabe zu entlassen, die sie erinnere an das, was nicht mehr ist; d um so passender gewählt erscheint die Gabe, je inniger sie verndt ist mit dem, dessen Andenken sie bewahren soll. Was wir nen heute bieten, in dieser Stunde des Abschieds, damit es Ihren ck noch einmal in die Vergangenheit zurücklenke, und Sie geleite rch die nächsten Jahre Ihrer Zukunft, das kann gemäss dem Chater unsrer bisherigen Gemeinschaft nichts Andres sein, als Gedanke d Wort. Schauen Sie aber heute rückwärts, wie sollten Sie nicht s ehrwürdigen Greises gedenken, der einst die meisten von Ihnen diese Schule aufnahm, der noch vor einem Jahre ein theilnehmen- und freudig bewegter Zeuge der nämlichen Festlichkeit war, die r heute begehen, und an dessen Grabe vor wenigen Monaten Sie le standen. Das Alterthum wusste von einer Helena zu sagen, die m Homer erschien, und ihn zu seinen ewigen Gesängen begeisterte; n einem Dionysos, der in stiller Nacht zu Aeschylus trat, und ihn m Dichter weihte. Diese Götter und Heroen sind dahin: aber das rklärte Bild eines vorzüglichen Mannes vermag noch heute den zündenden Funken in jugendliche Seelen zu werfen. Darum gedenken Sie es alten Meisters und öffnen Sie auch um seinetwillen Ihr Herz dem Worte, welches ich an Sie richte. Es ist ein Wort, welches er oft in wechselnder Fassung selbst gesprochen, und immer freudig begrüsst

hat, wenn er es aus Anderer Munde vernahm; das mahnende Wor
Wandelt im Geiste.

Wandelt im Geiste — ist es eine Entweihung dieser schö
Stunde, wenn ich hinzufüge: und nicht im Fleische? Ich glaube
dass jetzt Keiner von Ihnen daran denkt, wie leicht man die Fr
heit, der Sie entgegen gehen, zur Frechheit umbilden kann; ich gla
es, dass in diesem ernsten Augenblicke Sie Alle den Zug einer hö
ren Berufung in sich fühlen. Aber noch eine kurze Zeit, und a
an Sie wird Rohheit und selbstsüchtiges Gelüste herantreten, und zw
in einer Form, die auch manche edle Natur bethört hat. Es ist g
dass der kräftige und strebende Jüngling an Andere, die ihm glei
sind, sich anschliesst, um mit ihnen treu zusammen zu halten in Er
und Lust. Es ist natürlich, dass ein solcher Verein durch feste Or
nungen sein Bestehen sichert, und dass der Jüngling sich am wohlst
fühlt in dieser Welt, die er sich im freien Thun nach seinem Bil
geschaffen hat. Und manche Verbindungen solcher Art sind in si
sehr edel gewesen; mancher Mann ging aus ihnen hervor, der zu
Heile Vieler wahrhaft im Geiste wandelte. Aber in den nämlich
Formen wohnt oft und heut zu Tage weit häufiger als zur Zeit unsr
Väter ein böser Geist der Rohheit und wüster Selbstsucht, der viel
Jünglinge um das Glück und den Segen ihres Lebens betrogen h
Darum, wenn ein solcher Kreis Sie an sich lockt, dann denken Si
an das Wandeln im Geiste, denn darin liegt der Prüfstein, das Wahr
von dem Unechten, das Edle von dem Unedlen zu unterscheiden. Fül
len Sie, wie die Schwingen zum Fluge aufwärts im Kreise dieser Ge
nossen Ihnen wachsen, dann halten Sie fest am Bunde. Müssen Si
aber in den Stunden ruhiger Besinnung sich gestehn, dass Ihnen de
die drückende und betäubende Luft des Trivialen entgegenweht, da
seien Sie mannhaft genug, den Zug abwärts zu hemmen, oder sic
loszureissen von den Banden einer unwürdigen Knechtschaft; und wäl
nen Sie nicht, dass es eine Pflicht der Ehre sei, sich wehrlos niede
ziehn zu lassen zur Unehre.

Aber nicht Jeder wandelt im Geiste, der an dieser Klippe nic
scheitert. Es giebt gegenwärtig der Jünglinge nur gar zu Viele, di

der breiten seichten Wasserstrasse, wo keinerlei Klippen zu fürchten sind, ihren Kahn bequem und langsam dahinrudern, und denen nur lästig wäre, wollte der Geist treibend in die Segel fahren. Äusserlich oft unbescholten, aber matt und in sich dürftig, vor der Zeit alt und klug geworden, halten sie es für Verdienst und Pflicht, dass sie sorgsam die Kraft schonen, nur lernen, was unerlässlich ist, um für ein nahrhaftes Amt geschickt zu werden und desto eifriger die Jahre und Termine und Connexionen berechnen, wie sie am schnellsten und sichersten aus der Freiheit in den Dienst gelangen. Und haben sie so ganz Unrecht? Ist nicht der Gang durchs Leben, den man gemeinhin das Fortkommen nennt, zwar sicherer geworden als sonst, und weniger dem Zufall unterworfen, aber auch um Vieles geordneter, so dass oft die Zeit des ersten Schrittes entscheidet wie bald man die folgenden thun kann? Grade diese halbe Wahrheit fordert auf, es mit doppeltem Nachdruck dem Jünglinge zuzurufen: Wandle im Geiste, und nicht in schlauer Berechnung. Glaube es der Schrift, dass solches Alles denen zufällt, die am ersten nach dem Reiche Gottes trachten; und glaube es der Erfahrung, dass es eine ausgleichende Gerechtigkeit giebt, welche der gediegenen, vom Geiste durchglühten und gestählten Kraft doch fast immer den Sieg über das nothdürftige Können verleiht. Und in den seltnen Fällen, wo aus Gründen, die das sterbliche Auge nicht durchschaut, der äussere Erfolg nicht von dem Wollen dieser Gerechtigkeit zeugt, da bietet der Geist selbst in reichem Ersatze inneres Glück und dauernde Jugend. Keinen habe ich gefunden, und Keinen werden Sie finden, der es bereute als Jüngling den Geist in vollen Zügen in sich getrunken, und im Geiste gewandelt zu haben; Keinen, der zum Tausche mit jenen nüchternen Rechenmeistern bereit wäre, auch wenn der äussere Erfolg für sie entschied.

Doch der Hinweisung auf den Geist bedarf der Jüngling selbst dann noch, wenn er von aller Rohheit und aller kleinlichen Berechnung abgewandt, treu und ernst, lernend und forschend, dem Studium sich weiht. Gross und bewunderungswürdig sind die Fortschritte, welche die meisten Wissenschaften in allseitiger Gründlichkeit und

Sicherheit des Erfolges seit etwa einem halben Jahrhundert gemacht haben. Bei der Mehrzahl war es die Theilung der Arbeit, die so edle Früchte trug. Was sonst ein Mann als ein Fach betrieb, das hat sich in eine immer grösser werdende Zahl von Fächern gesondert, deren jedes seine Meister zählt. Immer mehr hat die einzelne Kraft sich innerhalb engerer Grenzen conzentrirt, und so ward ein tüchtiger und fester Stein nach dem andern zum Fortbau der Wissenschaft gewonnen. In anderen Disciplinen wurde der Fortschritt durch scharfes Ergründen und sicheres Begründen der wissenschaftlichen Methode bedingt. Wo man früher gerathen und getastet hatte, da erreichte man nunmehr, freilich nicht im Fluge, das Ziel, aber ein gewisser Schritt folgte dem anderen, und wenige brauchte man zurückzuthun. Es liegt in diesem Entwicklungsgange etwas Ermuthigendes für die schwächere und erst sich bildende Kraft, die nun hoffen darf unter der Menge der Arbeiter auch für sich eine Stelle zu finden, und in der Methode festen Halt zu gewinnen. Aber um so berechtigter ist der Zuruf: Wandel im Geiste, und nicht allein in der Subtilität des Verstandes. Hat Theilung der Arbeit und Ausbildung der Methode das Heil der Wissenschaft gefördert, so ist das Heil des einzelnen Menschen durch das Streben in dieser Richtung nicht immer gefördert worden. Gar mancher ist in selbstgefällige Kleinmeisterei, oder in ein handwerksmässiges Thun verfallen, und oft gesellt sich dazu eine reizbare und rechthaberische Verbitterung des Gemüthes, das keine anderen Götter dulden will neben sich. Was heisst es aber, wenn man im Gegensatze gegen solche Abwege das Wandeln im Geiste betont? Nicht die grossartige und schöpferische Genialität kann gemeint sein, denn sie ist Weniger Theil, und nicht des Menschen Werk. Der wandelt im Geiste der bei allem seinem wissenschaftlichen Thun sich bewusst bleibt, dass hoch über der spaltenden und sondernden Thätigkeit des Verstandes ein Alles umfassender und einender Geist schwebt, nicht um im titanischen Uebermuthe eine Höhe erstürmen zu wollen, die bei der jetzigen Ausdehnung der Erkenntniss auch dem grössten Geiste unzugänglich ist, sondern um bei treuer Arbeit innerhalb engerer Grenzen die erkannte Beschränktheit der eigenen Leistung zu verklären durch den

vollen Aufblick zu dem unerfassbaren Ganzen der Wissenschaft.
ilige Sehnsucht die erste *φιλοσοφία* bleibt auf Erden unge-
ber ohne sie ist es geschehn um den Adel des Geistes.
r so im Geiste wandelt, hoch über die Rohheit, hoch über
einliche Berechnen erhaben, und immer auf das Ganze und
en Blick gerichtet, der allein geniesst die wahre akademische
, wie sie einst der göttliche Plato in den Laubhallen der Aka-
nit begeisternder Rede verkündiget hat.
er diese Freiheit trägt auch ernste Gefahren in sich. Es kann
ndeln im Geiste verleiten zu ungesunder Ueberhebung, zu einem
tischen Ueberschreiten der göttlichen Ordnungen, wenn es den
gelüstet dennoch in den Himmel zu wachsen, zum Schwärmen
hten statt des Lernens und Forschens, ja zur Verachtung der
und Gründlichkeit. Echtes Wandeln im Geiste wird darum nur
ι Theil, in dessen Herzen die Demuth wohnt. Warte Keiner
ıen, ob auch ihn das Leben beugen und niederdrücken wird
zagtheit, denn Mangel an Muth ist keine Demuth. Suchen Sie
nuth mit freiem Entschlusse, aber versuchen Sie nicht sie an
nschen zu lernen. Der tiefste Denker unter den griechischen
htschreibern hat das inhaltsvolle Wort gesprochen: Die Men-
seien nicht sehr von einander verschieden, aber am Besten seien
Druck und Noth. Leicht wird es immer dem Hochmuth gelin-
ıch an dem bedeutenden Manne die Schwächen zu finden, die
uen Anlass zur Gleichstellung mit ihm und Selbstverherrlichung
wer aber die Kreuzträger aufsucht, und die gedemüthigten See-
r hat bereits die Demuth. Wohin Sie immer und immer wie-
ı Blick zu richten haben, damit er dann stets heller und schär-
das eigene Innere dringe, und Sie so aus der Selbsterkenntniss
muth gewinnen, die allein den Menschen bewahrt, dass das
n im Geiste ihn nicht von dem leuchtenden Ziele der Treff-
ab in die Nebel des Selbstbetruges führe: auch das möge eine
aus dem griechischen Alterthume Ihnen sagen. Simonides von
t Ihnen kein unbekannter Name. Glücklich mag man den Dichter
, der die glorreiche Zeit des Perserkrieges durchlebte, und be-

rufen war, durch seine Kunst die Gräber der Helden zu schmück
die für die höchsten Güter ihr Leben geopfert hatten. Denn es w
ja jener Krieg ein Kampf des Geistes gegen die Wucht der Mas
ein Kampf der Freiheit gegen Tyrannei und knechtischen Sinn. U
wie redet nun dieser Sänger, der doch wahrlich im Grunde der Se
die höchste Begeisterung über das edelste menschliche Thun empf
den, und ihr unvergängliche Denkmäler gestiftet hat? Er redet al
„Ohne die Götter gewann die Trefflichkeit Keiner, keine Stadt, k
sterblicher Mann; Gott ist der Allberather, denn unter den Mensch
wird Alles des Verderbens Raub."

Wolle der Allberather denn auch Sie berathen. Möge Er Ihn
verleihen und bewahren die echte Hoheit des Geistes, und des H
zens echte Niedrigkeit.

Mit diesem Wunsche übergebe ich Ihnen die Zeugnisse, welc
bekunden, dass unsere Arbeit an Ihnen beendet ist.

Und nun entlasse ich Sie, kraft meines Amtes, von dieser Sch
Betreten Sie Ihre neuen Lebensbahnen im Namen des Herrn.

Rede
bei Entlassung der Abiturienten im Friedrichs-Collegium zu Königsberg.

Michaelis 1859.

Durch Stunden des Scheidens, wie die, welche jetzt Ihnen
uns gekommen ist, weht für ein tieferes Gemüth immer ein Geist d
Ernstes, und oft der Wehmuth. Mögen Sie auch mit Freude hina
blicken auf die freiere Laufbahn, die sich jetzt vor Ihnen aufth

mögen wir im Ganzen mit Befriedigung zurücksehn auf die Arbeit, deren Abschluss diese Stunde bezeichnet: dennoch scheidet man nicht ohne Empfindung von etwas Gutem, das man bisher gehabt hat. Und wenn eine solche Stunde durch ihre Lage am Ende eines ganzen Schuljahres zugleich die Aufforderung mit sich bringt, hinzusehn auf Alles, was die lange Reihe der Tage gebracht und genommen hat, so sieht in dieser Stimmung das Auge vor Allem die Lücken und ermisst noch einmal den vollen Werth dessen, was nicht mehr ist. Mehr als Einen könnte ich nennen, der im engeren oder weiteren Sinne uns, der auch uns angehörte, und der diesen Tag nicht mehr sieht. Vor Allen aber tritt vor meine Seele das Bild des Mannes, der einst in diesem Raume das erste Wort des Segens sprach, dessen theilnehmender Verwendung wir es verdanken, dass das Bild unseres königlichen Namengebers uns täglich erinnert, was Friedrich I., was Friedrich Wilhelm IV. dieser Anstalt Gutes gethan hat. Die Wege des theuren Mannes sind nicht immer, und nicht in allen Stücken die unsrigen gewesen: doch mit um so reinerem Dank, und so unbefangenerer Verehrung wird der Name des G. S. Sartorius von uns genannt, als der Name eines Mannes, der fest dastand, in tief innerlichem Umgang mit dem Heiligsten, der viel Liebe gesäet, und reichen Segen gestiftet hat. Wer so gerüstet wie er aus dem Leben geht, wer könnte um den klagen? Und das ist ja grade das Kennzeichen, ob ein Scheiden von echter Art ist, wenn in ihm selbst der Trost beruht, der das Herz ruhig und freudig macht.

Welche Anwendung dieser Satz auf Sie findet, die Sie jetzt von uns gehn, das hat so eben Einer aus Ihrer Mitte wahr und treffend bezeichnet. Und wären wir, die wir bleiben, schlimmer daran? Je gewissere Wahrheit das ist, was Einer der grossen Geister unserer Nation aussprach, dass es doch kein wahres Zusammensein, kein echtes Einssein unter Menschen giebt, als allein in Gedanken, desto sicherer wissen wir es: Sie bleiben bei uns. Mag der gegenwärtige, bedeutungsvolle Augenblick Ihres Lebens Ihren Blick auch vorzugsweise auf die Zukunft hinlenken: es ist ein Augenblick. Immer und immer zieht es den Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt in seine Jugend zurück,

und die Bildungsstätte seiner Jugend ist ihm eine heilige Stätte. Wohl gab es einst der harten und starren Naturen nicht wenige, die in wildem Ungestüm von den Banden der Schule sich losrissen, die meisten, um unterzugehn in dem breiten, schlammigen Strome der Rohheit und Alltäglichkeit; manche um später zu Heuchlern zu entarten, wenige um einst der Stolz der Lehrer zu werden, deren Plage sie gewesen waren. Aber wie selten sind solche Erscheinungen geworden, seitdem der Geist höherer und edlerer Bildung mehr und mehr zu gleichmässiger Herrschaft gelangt ist. Jetzt, in der Zeit der weichgeschaffenen Seelen, möchte man manchen Jüngling vielmehr ermahnen, nicht allzusehr und nicht in falscher Weise der Schule eingedenk zu sein. Denn grade in dem, was die edelste Zierde und das wirksamste Werkzeug der Schule bildet, liegt eine ernste Gefahr für Jeden, der beim Scheiden von der Schule es übersieht, dass jedes Erreichen auch ein Verzichten bedingt, und jeder entscheidende Schritt im Leben gebieterisch fordert, manches Gute, was man gehabt, mit Entschlossenheit dahinten zu lassen.

Dieser Schmuck, dieses Werkzeug der Schule ist die Gerechtigkeit, jene Gerechtigkeit, die Allen das gleiche, und wo dies der göttlichen Ordnung widerstreben würde, Jedem das Seine giebt. Allen das Gleiche. Was man im sechszehnten Jahrhundert an einem hochverdienten Schulmanne, einem Schüler Melanchthon's, hochgepriesen hat, dass er es als ein Gesetz seiner Schule hinstellte: ponit personam nobilis, qui sumit discipuli: wer würde das jetzt als etwas Besonderes loben. Wo sind in der Schule jene Grenzscheiden, die so oft im Leben sich zwischen die Menschen eindrängen? Wo ist hier Hoch und Niedrig? Wo ist Reich und Arm? Wahrlich, wir dürfen sagen: hier ist nicht Herr noch Knecht; die gesammte Jugendschaar steht vor uns, als Kinder des einen Vaters. Doch nicht allen hat der Vater gleiche Gaben verliehn; Mancher ist in sich fest, schon in jungen Jahren; Mancher gleicht dem schwankenden Rohre. Einer erarbeitet mit Noth und Mühe, was Anderen leicht zufällt, fast ohne ihr Thun. Aber Allen kommt die Schule entgegen mit Gerechtigkeit in Liebe und Geduld: sie giebt Jedem das Seine, und fordert von Jedem

das Seine. Sie gehorcht dem Gesetze des Staats, das auch ihr Thun regelt, aber sie weiss innerhalb dieser Schranke doch die Freiheit sich zu bewahren, gerecht zu sein in einem höheren Sinne. Und darum ist das ihr höchstes Gesetz, dass der Arbeiter seines Lohnes werth ist. Nicht des Lohnes, der in Worten des Lobes, oder in äusseren Zeichen der Anerkennung besteht, sondern jenes höheren Lohnes, der in dem selbstempfundenen Erfolge der eigenen Arbeit beschlossen liegt. „Er führet mich zum frischen Wasser" — dieses Wort der Schrift darf getrost auch die Schule auf ihre Thätigkeit beziehen. Sie haben noch keinen Schritt vorwärts umsonst gethan, Ihnen ward noch jede ernste Arbeit belohnt. Denn der Weg, den Sie zu gehen hatten, nach seinem Anfang, Fortgang und Ziel, und selbst die Irrwege, auf die ein Jeder, nach seiner besonderen Natur, am leichtesten geräth, sind aus der Erfahrung so manchen Jahres denen bekannt, die Ihre Leiter waren, und deren ganzes Streben darauf abzielte, Jeden von Ihnen zum Erfolge und zu dem frischen Wasser hinzuführen, welches die Mühe vergessen lässt, und zu neuer Anstrengung die Kräfte belebt.

Wie leicht aber die Gewöhnung an diese Gerechtigkeit der Schule zur Verwöhnung werden kann, das lehrt die Erfahrung nur gar zu oft. Leicht erwächst aus ihr ein störrisches und eckiges Wesen, wenn der in das Leben tretende Jüngling zuerst wahrnimmt, wie oft äussere Vorzüge mehr gelten, als der innere Werth, und wie eine freie, natürliche Bewegung noch immer vielfach durch Schranken der Verhältnisse gehemmt wird, denen jene höhere Gerechtigkeit keine Berechtigung zugestand. Leicht erwacht der Unmuth, wenn der Schwächere hinter dem höher Begabten im Leben zurücktritt, als wäre er selbst gar nichts. Oft regt sich Verstimmung und Ungeduld, wenn jene Leitung zum frischen Wasser gar manches Mal mangelt, und desshalb die Arbeit das Ziel und den Erfolg verfehlt. Ich spreche nicht von den schlaffen Naturen, die um des bequemeren Lebens willen selbst nach dem Diensthaus Egyptens sich sehnen können. Grade die Jünglinge, die am tiefsten von jenem frischen Wasser schöpften, und mit der fröhlichsten Lust neuer Belehrung und neuem Streben entgegen gingen, sie grade sind es oft, die diesen Prüfungen erliegen. Gar

manche von Ihnen verfallen dem Unmuth, und gehen lange rathlos in die Irre, weil sie nicht gewohnt sind, die Leitung erst zu suchen. Sie fühlen es, dass ihr Gang nicht der rechte ist, und in den besseren Stunden regt sich halb unbewusste Sehnsucht nach dem was sie einst besassen, als ihrer Arbeit noch der Lohn des Erfolges gewiss war.

Tief schmerzlich ist es, solche Verirrungen zu sehn. Aber soll darum die Schule ihr höchstes Gesetz ändern? Soll sie aufhören, eine Vorhalle des Lebens zu sein, und sich zum Bilde des Alltagslebens umgestalten? Sie kann es nicht. Sie wissen, was in uralter Zeit jener wunderbare Weise, dem Gross-Griechenland die tiefere Geistesbildung dankte, mit dem Fürsten von Phlius sprach, und wie er mit beredter Zunge von der höheren Welt und anderen Natur zeugte, aus welcher die Seele herniedersteige in das Marktgewühl dieses Lebens. Auf diese höhere Welt und andere Natur muss die Schule hinblicken, und in ihrem Gange und Geist von jener Harmonie darstellen, so viel sie vermag. Oft hat man die Gymnasien als Stätten des Idealismus gepriesen; gern nannte man sie in alter Zeit Werkstätten des heiligen Geistes: auf beide Namen, die doch ihr innerstes Wesen bezeichnen, müsste die Schule verzichten, wollte sie ihrer Gerechtigkeit entsagen. Und jene Prüfungen, die Ihnen jetzt bevorstehen, und sich noch viele Jahre lang oft wiederholen werden, sie sind zu bestehen. Es giebt einen höheren Standpunkt der Betrachtung, zu dem man nach und nach emporsteigt, meistens auf dem Wege mancher Trübsal, die den Menschen sich selbst tiefer erforschen, und ihn erkennen lehrt, was er zu seinem Heile bedarf. Von dieser Höhe aus beginnt man in dem Marktgewühl des Lebens das weise Walten einer höchsten Gerechtigkeit zu ahnen, und man erkennt an tausend Zügen, wie das wahre Glück und der echte Erfolg unendlich gleichmässiger vertheilt ist, als man oft in der Ungeduld wähnte. Aber das Leben wäre zu leicht, wenn das Wissen allgemeiner Wahrheiten bereits den lebendigen und tröstlichen Glauben an sie mit sich brächte. Auch Sie werden kämpfen und ringen müssen, um diesem Ziel immer näher zu

kommen, und was Ihnen dieses Aufwärts am sichersten verbürgt, das ist für jetzt ein entschlossenes Vorwärts.

Schreiben Sie sich noch einmal in dieser Stunde tief in das Herz das alte Wort: sustine et abstine. Nichts für sich verlangen, als das Bewusstsein treuen und ernsten Strebens, und die Arbeit lieben, weil sie Arbeit ist: wenn Sie danach mit festem Entschlusse trachten, dann sind Sie sicher vor allem Unmuth und aller Ungeduld, worin die Kraft sich nutzlos verzehrt, dann werden Sie Gnade finden vor Gott und den Menschen, dann wird die Leitung, so lange Sie ihrer bedürfen, und der endliche Erfolg Ihnen nicht fehlen, dann wird die Gerechtigkeit der Schule für Sie eine wohlthuende Erinnerung, und nicht ein Stein des Anstosses werden.

Mit solchen Wünschen, und in diesem Glauben entlasse ich Sie aus unserer Obhut. Ziehen Sie hin im Namen des Herrn.

Rede

zum Andenken an einen sehr lieben Schüler im Gymnasium in der Stunde gehalten, in der seine Leiche auf dem Familiengute beigesetzt wurde.

Den 19. Mai 1853.

Berliner Gesangbuch No. 742 V. 1. 3. 4. 5.

Geliebte Schüler!

Was das Grablied bedeutet, welches Ihr eben vernommen habt — danach fragt wohl Keiner von Euch. Ihr wisst es, dass der Tod in der letzten Woche eine Erndte bei uns gehalten hat, wie er sie — Gott sei Dank — nur selten in den Kreisen der Jugend hält. Binnen

weniger Tage sind zwei aus unserer Mitte dahingegangen und die sonst so fröhliche Pfingstzeit ist für uns eine Zeit der Trauer und des tiefen Schmerzes geworden.

Mit Vielen von Euch stand ich am Pfingstsonnabend bei dem Grabe, das für unsern frühgeschiedenen N. N. bereitet war. Ihn habt Ihr lange gekannt; Ihr wusstet was gut, was nicht gut an ihm ist. Ihr sahet den schwer geprüften blinden Vater am Sarge seines Sohnes stehen, wohl tief bekümmert, aber still und gefasst, weil er sich bewusst war im gläubigen Gebete die Seele des Knaben dem übergeben zu haben, der der Herr ist über Lebendige und Todte und in Gnaden Gebet erhört. Auch die Leichtsinnigeren unter Euch hat der Augenblick erschüttert da der Sarg eingesenkt ward, und das ernste Wort der Ermahnung, das an dem offenen Grabe an Euch gerichtet wurde, wird, ich hoffe es, noch nicht in Euren Seelen verklungen sein. Denn wenn dort der würdige Geistliche Euch erinnerte, auch schon mitten in Eurer jugendlichen Fröhlichkeit an den Tod zu denken und Euch bereit zu halten, so war es doch, wie wenn Gott der Herr selbst die Rede seines Dieners bestätigen wollte, als sich noch auf dem Kirchhofe die Nachricht unter uns verbreitete, dass am frühen Morgen desselben Tages auch N. N. entschlafen sei.

Und so war es — Ihr wisst, dass er nur wenige Wochen krank gewesen ist. Sein Leiden schien leicht, ja zweimal liess es sich an, als wäre er völlig genesen und als könnte er wieder zu uns kommen. Da traten am Donnerstag Zufälle ein, die eine sehr ernste Gefahr verkündigten. Am Freitag, als Ihr der nahen Festzeit Euch freutet, hat er noch Viel gelitten; der Athem ward ihm schwer und man konnte ahnen, dass Tod und Leben um ihn kämpften. So kam der Morgen des Sonnabend heran. Da sprach er seine letzten Worte: es ist genug; dann verliess ihn die Sprache, aber in rührender Weise drückte er noch durch Zeichen denen, die um ihn standen, vorzüglich seiner Mutter, seine Liebe aus. Um 5 Uhr entschlief er, so sanft und still, dass der Augenblick des Todes kaum zu erkennen war, und dass denen, welche bei ihm waren, sein Sterben wie ein Traum erschien. Gewiss hat er hier in der Stadt oft mit Verlangen an das Landgut

einer Familie gedacht, auf dem er viel frohe Stunden verlebt hatte und sich wohl gewünscht, wieder einmal dorthin zu kommen. Jetzt ist er dahin zurückgekehrt; und grade heut wird seine Leiche da zur Ruhe gebracht, wo er einst in unbefangener Kindlichkeit seines Lebens froh war. Diesen letzten Weg konnten wir nicht mit ihm gehn; aber im Geiste, geliebte Schüler, wollen auch wir heute an sein Grab treten und das liebe Bild des früh Entschlafenen uns noch einmal vor die Seele führen.

Das Leben, auf welches wir nun schon als auf ein vollendetes zurückblicken, ist ein sehr kurzes gewesen, aber auch ein sehr glückliches. Die ersten Jugendjahre kann man nicht schöner verleben, als der liebe Todte sie verlebt hat. Auf dem Gute seines Vaters geboren, brachte er dort auch seine ganze Kindheit zu. Innig geliebt von seinen Eltern, denen er stets ein gehorsamer und liebevoller Sohn gewesen ist, innig geliebt von seinem älteren Bruder, fern von vielen Verführungen, denen so mancher früh erliegt, sorgsam zu allem Guten angeleitet, genoss er jeden Tag die Freuden, welche das Leben mitten in der freien Natur jedem reinen Herzen gewährt; denn schon früh war der Sinn für diese Freuden in ihm erwacht und ihr Genuss blieb ihm unverkümmert, weil sein Herz sich rein erhielt. Nach diesen Jahren einer glücklichen Kindheit kam er im vorigen Herbste zu uns; vorher hatte er einige Monate lang das Gymnasium in Rastenburg besucht. Bei uns traf ihn zum ersten Male ein grosser Schmerz. Wenige Tage, nachdem ich ihn auf das Friedrichs-Collegium aufnahm, noch bevor der Unterricht wieder begann, verlor er den geliebten Vater durch den Tod. Diesen Schmerz hat er nie völlig überwunden, und noch vor Kurzem, als ihn Einer von Euch um etwas fragte, was seinen Vater betraf, bat er ihn, davon nicht zu sprechen; er fühlte sich noch nicht stark genug im ruhigen Gespräch von dem zu erzählen, dem er nun selbst so bald gefolgt ist. Noch tief bekümmert trat er dann unter Euch als ein neuer Gefährte. Kurze Zeit nur verging und er hatte die Liebe aller seiner Lehrer gewonnen. Was war es, was uns so zu ihm hinzog? Es giebt reicher begabte Schüler, als er war; es giebt Schüler, die mit grösserem Feuer und gespannterer Kraft das

angreifen, was hier Eure Aufgabe ist. Aber die richtige Antwort werdet Ihr wohl selbst zu geben wissen. Was uns an ihn fesselte, das war das reine Herz und der lautere Sinn, wovon selbst äusserlich die Unschuld seiner Mienen und der klare offene Blick seiner Augen zeugte; das war die Hingebung in Willigkeit und Gehorsam, die er stets bewiesen hat, das war die Bescheidenheit und innere Feinheit, die in seiner ganzen anmuthigen Persönlichkeit sich aussprach. — Ob auch Ihr, geliebte Schüler, ihn immer ganz so verstanden habt? — Wohl nicht alle, und ich mache es Euch nicht zum Vorwurfe. Vieles was Euch ergötzt, war nicht nach dem Sinn dieses Gefährten. Das laute Getümmel, in dem Ihr Euch gerne bewegt, sprach ihn nicht an. Ihm war von Gott ein stilles, in sich gekehrtes Gemüth beschieden; ein stiller Gang in das Freie, das frische Grün und die Blumen — das waren seine Freuden und hätte er das Mannesalter erreicht, würde er wahrscheinlich die Wissenschaft von der Natur zu seinem Studium erwählt haben. Diese Stille und Zurückgezogenheit machte es, dass Manche unter Euch ihn für stolz hielten, dass namentlich unter Euch Quartanern, als er nach Tertia versetzt wurde, Manche meinten, wie hoch er nun auf Euch herabsehn würde? Ist das geschehen? — O nein: Ihr habt es erfahren, dass diese kindlich reine Seele von Stolz und Hoffahrt nichts wusste, Ihr habt es alle immer mehr und mehr erkannt, dass sein Gemüth das vollste Maass der Liebe verdiente. Mit Freude habe ich gehört, dass Mehrere von Euch auf die Nachricht von seinem Tode an sein Sterbebett gegangen sind, weil sie das Herz trieb, ihm noch einmal zum Abschied in das blasse Gesicht zu blicken. Ihr habt recht gethan, denn er war einer Liebe werth, die hinausreicht bis über den Tod.

Wie gerne hätten wir alle diese anmuthige Erscheinung noch lange unter uns gesehn, wie gerne hätten wir Lehrer die schönen Keime, die in diesem Knaben lagen, weiter gepflegt und entwickelt. Aber wen der Herr auch abruft, jung oder alt, wir müssen sprechen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan," auch wenn wir Gottes Führungen nicht verstehen. Und das erkennen wir wohl, dass dieser geliebte Todte durch sein Scheiden vielen Schmerzen entnommen ist. Die ernsten,

rauhen Prüfungen, die das Leben Keinem erspart, treffen am ge-
[illegible]ügsten grade diese stillen, in sich gekehrten Gemüther: wohl glau-
[illegible] wir zuversichtlich, dass er rein und edel durch das Leben gegan-
[illegible] wäre, aber ihm würden oft die schweren Stunden gekommen sein,
[illegible] denen wir sagen: sie gefallen uns nicht. Und nicht darauf kommt
[illegible], wie lang ein Leben gewesen ist, sondern wie es geführt ward.
[illegible] wir daran zurück, wie in seine glückliche Jugend nur so viel
[illegible]erz sich mischte, dass ihm das Herz auch für den tiefsten Ernst
[illegible]et, und dass seine Gedanken auch auf den Tod hingerichtet wur-
[illegible]; wie er überall Liebe gab und Liebe erndtete, wie er den Platz,
[illegible]dem er stand, so löblich ausgefüllt und gethan hat was er konnte:
[illegible]nn fallen uns wohl von selbst die Worte ein, die seine letzten
[illegible]en und wir sprechen ihm aus bewegtem Herzen nach: es ist ge-
[illegible]g, er hat auch so genug gelebt! Hoch aber über allem mensch-
[illegible]en Troste erhaben steht der göttliche: „Selig sind die reines Her-
[illegible] sind, denn sie werden Gott schauen."

Geliebte Schüler! Lasst Euch das Andenken an die Todten heilig
[illegible]! Denkt an die zwei Gräber, die sich in so kurzer Zeit geöffnet
[illegible]en und lasst sie Euch erinnern an das Wort der Schrift, dass es
[illegible] Menschen gesetzt ist zu sterben und danach das Gericht. Denkt
[illegible]n, dass Ihr nicht wisset, wie bald wieder ein Grab sich aufthun
[illegible], und dass auch Ihr bereit sein müsset, im Glauben an den Er-
[illegible] vor Gott zu treten, wenn er Euch ruft. Lernet aber auch, was
[illegible], was dem Menschen, wenn er scheidet, auf Erden ein liebevolles
[illegible]chtniss sichert. Dazu bedarf es nicht grosser Thaten, nicht grosser
[illegible]enste um Viele, das vermag das reine Herz und das kindlich lie-
[illegible]de Gemüth.

Du aber, Herr, der Du auch diese junge Seele so unerwartet von
[illegible] abgerufen, nimm sie auf in Dein Reich des Friedens und der
[illegible]de. Siehe Du erbarmend herab auf die schwer geprüfte Mutter,
[illegible] selbst krank, heute nicht einmal an dem Grabe ihres Kindes ste-
[illegible] kann, auf den Bruder, der heute den schweren Gang hinter dem
[illegible]ge des geliebten Bruders geht: lass sie Beide in dieser heiligen
[illegible] der Pfingsten reichlich erfahren, dass Dein heiliger Geist ein Geist

des Trostes ist. Lass das verklärte Bild des lieben Todten, an dessen Grab wir heute versammelt sind, zum Segen unter uns Allen, vornehmlich auch unter dieser Jugend fortleben. Du hast ihn gegeben, Du hast ihn genommen: gelobt sei Dein heiliger Name. Amen.

Der Holzkämmerer
Theodor Gehr
und die
Anfänge des Königlichen Friedrichs-Collegiums zu Königsberg,
nach handschriftlichen Quellen dargestellt.

Schon seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts besitzt das Archiv des Königlichen Friedrichs-Collegiums zwei gleichlautende, umfangreiche Handschriften, welche die Akten des mehrjährigen Streites, den die Gründung dieser Pietisten-Anstalt hervorrief, in grösster Vollständigkeit enthalten. Das eine Exemplar hat der Holzkämmerer Gehr grossentheils mit eigener Hand geschrieben, das andere ist sorgsam von ihm korrigirt. Als willkommene Ergänzung dient die ausführliche Selbstbiographie des Dr. Heinrich Lysius, der das Friedrichs-Collegium als erster Director fast dreissig Jahre lang mit aller Energie eines gewaltigen Charakters durch Gefahren und Stürme geleitet hat. Auch von ihr befinden sich in der Bibliothek des Collegiums zwei alte Abschriften. Was bei diesem verhältnissmässig reichen Besitze doch noch mangelte, daran musste die bevorstehende Einweihung des neuen Schulgebäudes um so mehr erinnern, je mehr jeder neue Anfang dieser Art die Bedeutsamkeit des ersten Anfangs würdigen lehrt. Der Stifter

bst, der Holzkämmerer in seiner schlichten Gestalt, trat noch zu
r zurück, theils hinter dem Werke, dem er selbst sich willig un-
rdnete, theils hinter dem reicher begabten Freunde. Doch auch
em Mangel ist abgeholfen, und ich ergreife mit Freuden die Gele-
heit, einem Nachkommen des bisher nicht nach Verdienst gekann-
Mannes, Herrn Major Gehr, öffentlich meinen Dank abzustatten für
undliche Bereitwilligkeit, mit der mir derselbe eine handschrift-
Selbstbiographie dieses seines Ahnherrn zu freiester Benutzung
traut hat. Da überdies glückliche Zufälle auch aus entlegeneren
len noch einzelne nicht unwichtige Notizen gewinnen liessen, run-
sich der Stoff zu einer Vollständigkeit ab, über der man es bei-
e vergessen kann, dass jene Zeit des Werdens von der Gegenwart
ch anderthalb Jahrhunderte geschieden ist. Nicht nur die äusseren
rgänge, selbst die inneren Triebfedern, die Gedanken und Gefühle,
lange in jenen edlen Seelen lebten, bevor sie durch die That sich
d gaben, werden uns klar und verständlich dargelegt. Manche
gbare, aber irrige Angaben über die Anfänge des Friedrichs-Colle-
ms im Einzelnen zu erwähnen und zu berichtigen, schien bei der
erlässigkeit der hier benutzten Quellen nicht nothwendig.

Spät erst wird durch die nachfolgende anspruchslose Darstellung
Versuch gemacht, eine unzweifelhafte Schuld der Pietät zu bezah-
: aber schwerlich zu spät. Mit grösserer Gewissheit, als in früheren
n, kann jetzt die Persönlichkeit eines Mannes auf gerechte Wür-
ng und volles Verständniss rechnen, der kein Spener, kein Francke,
Zinzendorf, aber doch der Männer einer war, die gesetzet sind
ucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibe.

I.

Theodor Gehr ward 1663, in der Mittagsstunde des 12. Okto-
s, zu Christburg geboren. Sein Vater war der dortige Prediger
ob Gehr, seine Mutter die Tochter des Danziger Amtsschreibers
chim Buchholtz. Gleich in den ersten Monaten erschütterten heftige

Krankheiten die scheinbar feste Gesundheit des Knaben so gewaltsam, dass man schon damals fürchtete, das kaum begonnene Leben werde ein leidensvolles und nicht allzu langes sein. Mit Rührung dachte man an die Thränen, mit denen das Kind in die Welt getreten war, als scheute es sich vor der dunkeln Zukunft. Schon ein halbes Jahr nach der Geburt dieses Sohnes der Sorge folgte der Vater einem Ruf als Prediger nach Alt-Thorn. Ein Jahr später verliess er auch diese Stelle wieder, um nach Königsberg zu ziehen, wo ihm das Diaconat an der deutschen Kirche auf dem Sackheim übertragen war. So wenig Ruhe ward dem schwachen, kranken Kinde zur Genesung gelassen; und kaum war die erste Einrichtung des neuen Hausstandes beendet, als die sorgsame Mutter im Mai 1665 einer kurzen, aber schweren Krankheit erlag.

An die Stelle der Unersetzlichen trat einstweilen die alte Mutter des Predigers. Ihre treue Pflege hat der Enkel sein Lebelang in dankbarem Andenken bewahrt: der Geist jedoch, der jetzt in dem Pfarrhause waltete, war der strenge Ernst eines liebevollen, aber aller Weichlichkeit abholden Vaters, der, selbst in altväterischer Schlichtheit herangewachsen, allen Zuwachs von Kraft nur von angestrengter Uebung erwartete. Seine Grundsätze bewährten sich. Der schwächliche Knabe zeigte sich mehr und mehr den Forderungen gewachsen, und diese Forderungen waren nicht gering. Kaum hatte er in der Sackheimischen Schule das Lesen und Schreiben nothdürftig gelernt, als er in die lateinische Schule im Löbenicht gebracht ward; er mochte zusehen, wie er den öffentlichen Unterricht und daneben die Lehrstunden zahlreicher Privatinformatoren und Studiosen, welche täglich in das Haus kamen, durch eigenen Fleiss bewältigen und echten Gewinn aus ihnen ziehen konnte. Durch strenge Aufsicht suchte der Vater die guten Vorsätze vor allem Schwanken zu sichern und dem Sohne die Arbeit zur anderen Natur zu machen. Jeden Morgen um 5 musste das Studiren mit Gebet begonnen werden, und vor 9 ward am Abend keine Müdigkeit und kein Ausruhen geduldet. Aber der Mann, der rücksichtslos auf solche Beachtung der gleichmässigen Form hielt, war kein herzloser Zuchtmeister. Es galt ihm als heiligste Pflicht, früh-

itig in Verstand und Herz seines Kindes die Religion zu pflanzen, ren Diener er auch in seinem Hause sein wollte. Hier heiligte ihm r Zweck Mittel, die er in seiner Strenge bei den Sprachen und Wisschaften kaum dulden mochte. Er fügte sich in den kindischen n des Kindes, um erst allmählich mit den Jahren auch den Ernst Erkenntniss zunehmen zu sehen: denn süss und angenehm sollte Wort Gottes dem Knaben erscheinen, nicht als eine Last, die man späteren Leben mit anderen Lasten der Schule abwerfen darf. rdies war jeder Zuwachs an Kenntniss der Schrift und sicherer ntirung in ihr ein Schritt näher zu dem Ziele, welches dem Kna- als eigentliches Lebensziel gesteckt war. Dass er nämlich ein eolog werden sollte, stand unbedingt fest, und weder der Vater noch r Sohn zweifelte an der Naturnothwendigkeit dieser Bestimmung: um weniger, da der so sorgsam geleitete Schüler auch in seiner wisschaftlichen Bildung eine Stufe nach der andern mit Sicherheit erstieg und, erst vierzehn Jahre alt, seinen Platz in Prima mit Ehren hauptete. Dennoch sah Gehr, zum Manne gereift, nicht mit ungeilter Befriedigung auf diese seine Jugendzeit zurück. Durch unes Gesinde war die Verführung bis in das Pfarrhaus gedrungen d hatte den Schulstunden und ihrer ansteckenden Gewalt den Boden reitet. Gehr war freilich sich selbst ein strenger Richter, aber grund- kann es nicht sein, wenn er klagt, nicht nur durch Andere geirrt, sondern auch selbst Manchem zum Aergerniss geworden zu sein. tief in ihm die Keime selbstständiger religiöser Entwickelung lagen, heimisch er in religiösen Formen war, scheint doch die zu sorgsame itung die schnelle Erreichung des einen nothwendigen Zieles fast chwert zu haben: es fehlte ihm noch, was keine menschliche Lehre d Zucht zu geben vermag, die Erneuerung des Herzens.

Im Jahre 1678, am Sonnabend vor Palmarum, starb der Prediger ehr. Einen treueren Sohn, als Theodor Gehr, konnte es nicht gen, aber dennoch betrachtete er das frühe Scheiden des Vaters als ne rettende Gnadenführung Gottes. Wie ein Schreckbild stand ihm er Gedanke vor der Seele, dass er vielleicht, ohne diese Katastrophe, ethodisch immer tiefer in das System der Theologie eingeleitet und

mehr und mehr von blinder Gewohnheit umstrickt, ein Prediger
worden wäre, der ohne den Felsengrund eigener Herzenserfahrung
unerkannten Fluch mit sich trug, ein tönendes Erz und ein blin
Leiter der Blinden zu sein. Wer einen weltlicheren Massstab anle
mochte den verwaisten Knaben beklagen. Noch war seine Bild
eine sehr unfertige, und doch fehlte es an der Möglichkeit, sie
zum Abschluss fortzuführen, da die ohnehin sehr geringe Hinterlass
schaft des Predigers durch Unklugheit und Untreue fast gänzlich
loren ging. Es blieb ihm nichts übrig, als in der Fremde die
zur Fristung seines Lebens zu suchen, welche die Heimath ihm
mehr bot, und zum erstenmale seinen Nacken unter ein fremdes
zu beugen.

Ein wohlhabender Verwandter in Danzig, wahrscheinlich ein Ka
mann, nahm sich des Verlassenen an, so gut er es verstand. Ab
der schüchterne, in sich gekehrte Knabe zeigte gar zu wenig Anla
vernünftige Wege zu gehen, so oft man sie ihm auch zeigte. A
Genüsse, welche die reiche und stolze Stadt darbot, liessen ihn glei
gültig, ja er wandte sich mit Widerwillen von ihnen ab, je mehr i
klar gemacht wurde, worin hauptsächlich ihr Reiz bestehen sollte. V
Lernen und geistiger Arbeit war nicht mehr die Rede, da im Noth
schon eine möglichst kleine Beschränkung des Müssiggangs vor all
grosser Hungersnoth sichern konnte. Wo dem geistigen Bedürfniss
wenig genügt wird, wendet sich das tiefere Gemüth, das die Le
nicht zu ertragen vermag, mit verdoppeltem Ernst den Quellen eines hö
heren Trostes zu, welche keine Gewalt der Umstände verschliesst. I
stiller Einsamkeit gewährte das Gebet, oft von heissen Thränen be-
gleitet, dem tief verwundeten Herzen Linderung; selbst die Zukunf
für die ein so zerflossenes Leben wenig gute Folgen versprach, schi
merte dann zuweilen im Lichte freudiger Hoffnung. In späteren Jah
ren sah Gehr diese Erfahrungen von der erhebenden Kraft des Gebe
als reichlichen Ersatz für den Druck an, mit dem damals das Gef
auf ihm lastete, wie übel berathen der ist, der sich auf Menschen ver
lässt. Selbst dass für seine Bildung so gar keine Sorge getrage
ward, erschien ihm als eine segensvolle Fügung: nur so habe di

ıung in ihm geweckt werden können, dass der jugendliche Lern-
r geneigt sei, dem Wissen an sich einen Werth beizulegen, der
ı nicht gebühre, wenn es nicht ruhe auf dem allein sicheren Grunde.
r. die unmittelbare Empfindung aber war diese Schule des Gebets
l der Demüthigung doch eine überaus schwere. Nach langen an-
halb Jahren löste sich endlich ein Verhältniss, bei dem beide Theile
in ihren Hoffnungen getäuscht sahen. Frohen Muths und unbe-
nert um alle Noth der Armuth, die seiner warten konnte, verliess
dor Gehr, zum Jünglinge gereift, die Stadt, an die kein innerliches
d ihn fesselte. Lange genug hatte er die Last des Fremdseins ge-
gen, jetzt schritt er der Heimath zu. Im December 1679 traf er
eder in Königsberg ein.

Hier ward der Ankömmling von einer Schaar junger Studenten
hlich begrüsst, die einst mit ihm auf den Bänken der Löbenichtschen
hule gesessen hatten und nun in ungebundener Jugendlust die der-
n Freuden des damaligen akademischen Lebens genossen. Daran
eifelten sie nicht, dass er sich beeilen würde, in jedem Sinne ihnen
eich zu werden. Auch der Landhofmeister von Wallenrod, der das
ohlwollen, das er oft dem Prediger Gehr erwiesen hatte, auf den
hn zu übertragen schien, rieth dringend zum sofortigen Besuch der
iversität. Aber der Charakter des Jünglings war schon in sich stark
ug geworden, um selbst solchen Lockungen zu widerstehen. Erst
t es, die Nachwehen der trostlosen Danziger Zeit gänzlich zu über-
den und den Grund, auf dem die höhere Bildung fussen sollte, von
em zu befestigen; überdies konnte der Gedanke, wieder ein Schüler
werden und an manches Gesetz der Disciplin gebunden zu sein,
als für Gehr nicht viel Abschreckendes haben, da ihm die grössere
eit so wenig Freude bereitet hatte und das innere Verlangen nach
stiger Thätigkeit durch die lange Entbehrung nur gesteigert war.
ch alter Weise wanderte er Vor- und Nachmittags in die Löbenicht-
e Schule, in sich froh und zufrieden; denn auch die niederen Sor-
n des Lebens drückten ihn weniger, als er befürchten musste. Ein
hlichter, redlicher Mann, der damalige kurfürstliche Holzkämmerer,
tte ihn fast umsonst in sein Haus und an seinen Tisch genommen

und liess es den strebsamen Jüngling nie empfinden, dass jede
pfangene Wohlthat Verpflichtungen mit sich führt. Unter diesem
lichen Dache hat Gehr viel reine Freude genossen: das ahnte er
mals nicht, dass er einst in eben diesem Hause leben und ste
sollte.

Solche Gunst der Verhältnisse erleichterte die Erreichung des n
sten Zieles bedeutend. Was in anderthalb Jahren verloren war,
schon in der Hälfte dieser Zeit wieder gewonnen, und wie ma
neue Kenntniss kam zu dem alten Vorrath hinzu. Schon um Mich
des Jahres 1680 fertigte der Rector im Löbenicht dem nun vollst
vorbereiteten Schüler ein rühmliches Zeugniss aus, welches den
deutenden Hoffnungen berechtigenden Jüngling den akademischen L
rern empfehlen, auch wohl nebenbei durch die Zierlichkeit des la
nischen Ausdrucks seinem Verfasser selbst Ehre machen sollte.
lag vor Theodor Gehr die Zukunft offen: er hatte zu wählen, wel
Weg er einzuschlagen gedachte. Anfangs schien es, als würde
die Hoffnung erfüllen, mit welcher der Prediger Gehr gestorben
denn nicht nur die Erinnerung an den Wunsch und so manches
des Vaters, auch die eigene innere Erfahrung wies den Sohn auf
Studium der Theologie hin. Mit dem lebendigen Eifer, der in sei
ganzen Wesen begründet lag, vertiefte er sich in die Wissenschaft,
ihm ohnehin keine ganz fremde mehr war. Selbst die Kanzel be
er schon damals, und schwerlich missfielen ihm seine mühsam
den Regeln der Kunst gezimmerten Predigten, wenn er sie auc
späteren Jahren als arm an eigenen Gedanken und Erfahrungen,
gar als „gestohlenes" Gut verachtete. Aber dieser scheinbar v
geordnete Gang sollte bald durch schwere Anfechtungen unterbro
werden. Auf Zureden mancher Freunde, auch wohl durch einen
wissen Kastengeist bestimmt, ward Gehr noch in seinem ersten
dienjahre Haus- und Tischgenosse eines Professors, dessen Namen
nicht erfahren. Hier an der Quelle der Weisheit, meinte er, mü
nur Himmelsblumen spriessen. Bitter sah er sich getäuscht, j
Schrecken fühlte er, wie nachdrücklich ihm hier jeder Tag das
sche Wort deutete, dass wenige Gelehrte und Weise dieser We

n Auserwählten gehören. Es ist neuerdings Mancherlei über die
ofessorenwelt jener Zeit bekannt geworden, was gern glauben lässt,
ss man auch wohl bei mehr Welterfahrung, als der achtzehnjährige
ngling besass, damals solche Beobachtungen machen und solche Fol-
rungen ziehen konnte. Aber noch weit erschütternder wirkte ein
erer Vorfall. Es ward nach herrschender Sitte auf dem Albertinum
ogisch disputirt, und zwar über die Lehre vom Abendmahl. Alle
e der Streitlogik wurden aufgeboten, Termini gezählt, Urtheile
kehrt, falsche Schlüsse in der Hast des Hin- und Herredens auf
ne Weise mit untergeschoben. Während die Disputanten so, voll
ndernder Freude über die Biegsamkeit des eigenen Verstandes,
tummelten und die Zuhörer an dem gelehrten Feuerwerk sich er-
ten, blutete ein jugendliches Herz, das durch jedes neue Argument
r in Sorge und Zweifel versenkt ward. War das die Theologie
Universitäten? War das christliche Demuth, wenn man das heilige
kel des tiefsten Mysteriums zu benutzen wagte, um heimliche Fech-
künste zu üben? War das christlicher Wahrheitssinn, wenn man
h vermass, in das wunderbarste Geheimniss der göttlichen Liebe
ne die Kraft der Liebe mit wohlfeilem Schulwitz eindringen zu wol-
? Wenn die Meister solche Wege gingen, wie sollte der Schüler
sichern, nicht ebenfalls in schwachen Stunden durch die unmerk-
e Gewalt der Beispiele auf falsche Bahnen geführt zu werden? —
hrend Theodor Gehr Tag und Nacht von solchen Gedanken gequält
de, machte er auch an sich selbst Erfahrungen, die ihn um so
r ängstigten, je höher er sich die Ziele sittlicher Entwickelung ge-
kt hatte. Vor jedem wilderen Ausbruche der Sünde wusste er sich
ch ernste Selbstbewachung zu hüten, und nicht nur sein Fleiss,
h sein unsträflicher Wandel erwarb ihm von allen Seiten grosses
. Aber mit scharfem Blicke entdeckte er in seinem Herzen doch
che Regungen, vor denen er erschrak. Namentlich ward ihm eine
slehrerstelle, die er als reiferer Student übernahm, eine Quelle stets
en Kummers. Je mehr Liebe ihm auch in diesem Verhältniss ent-
gen gebracht wurde, desto tiefer betrübte ihn jeder pädagogische
hlgriff, über den er selbst mit schonungsloser Strenge Gericht hielt;

oft zweifelte er, ob nur Ungeschick, oder innere Unlauterkeit das
deihen des guten Werks hindere. Seine Lage war in der That
bedauernswerthe. Drei Studienjahre waren vergangen, reiches the
gisches Wissen hatte er gesammelt, auch der echte theologische
waltete kräftig in ihm: aber zwischen dem Wissen und dem eig
Gefühl war eine Scheidewand befestigt, die er nicht niederzurei
vermochte, da drückende Zweifel an der eigenen Würdigkeit seine H
lähmten. Oft regte sich in ihm der Gedanke, ganz der Theologi
entsagen und sich durch juristische Studien zu einem Dienste vo
bereiten, der weniger Verantwortlichkeit auferlegte: aber der Entsch
war gar zu schwierig, da noch zu viele Bedenken ihm die in
Sicherheit raubten. Eine seltsame Katastrophe trat ein, wie sie
bei einer geängstigten Seele begreiflich ist. Die frommen Ideale
Jugend wichen für einige Monate dem Andringen einer sehr rau
Wirklichkeit.

Im Jahre 1684 rückte aus Königsberg ein schnell geworb
Freicorps aus, um nach Holstein zu ziehen und dort dem Herzog
Gottorp gegen die Uebergriffe des Königs von Dänemark wirks
Hülfe zu leisten. An der Spitze stand ein Oberstlieutenant, der
Kurzem nach dem Beispiele Vieler, auch besser Unterrichteter, in s
kretistische Unklarheit gerathen und so der römischen Kirche zugef
war. Die Mannschaft in ihrer Zusammensetzung erinnert sehr an
Wallensteinsches Lager: zahlreiche junge Adlige aus der Provinz,
Anzahl Studenten, kurz fast Keiner, als dessen eigentliches Handw
man den Krieg betrachten konnte. In dieser abentheuerlichen Ge
schaft zog Theodor Gehr als Stabs-Secretarius in das Feld, statt
und modisch kostümirt, denn er hatte seine wenigen Habseligke
verkauft, um dem neuen Stande Ehre zu machen. Nach kurzer
fahrt ward Kiel erreicht und von da auf Glückstadt marschirt.
begann für Gehr die Schule der Enttäuschungen. Neben ihm tau
ein zweiter Stabs-Secretarius auf, der seine Prioritätsrechte mit N
druck geltend machte. Gage ward nicht gezahlt, selbst für Qua
und Kost musste er selbst sorgen, so gut es ging. Das ehrende V
trauen des Oberstlieutenants, der ihm gelegentlich ein Kleidungsst

ch dem andern, auch die Uhr abborgte, fing an sehr bedenklich zu rden, da sich manche Gläubiger im Lager einfanden, die selbst vor Hoheit des Befehlshabers nicht verstummen wollten. Bei einer sterung musste Gehr als einfacher Fourier mit aufziehn, und doch d dem beleidigten Ehrgefühl nicht einmal die Genugthuung eines hen Abschiedes. Ein langweiliger Marsch nach Krempe gab Musse g, aus allen Erlebnissen dieser Art das Facit zu ziehen und im che mit Kameraden, die Aehnliches zu berichten wussten, die gbare Wahrheit zu erörtern, dass sie alle in die Gewalt eines gers gerathen waren. Soviel stand bei Gehr fest, dieser Weg nimmermehr der Weg zum Heil für diese und jene Welt, und um n Preis müsse dem unerträglichen Müssiggange ein Ende gemacht den. Bald zeigte sich eine unerwartet günstige Gelegenheit zur cht. Mit einem gleich entschlossenen Landsmanne trat Gehr am eiten Pfingsttage die heimliche Reise nach Hamburg an, und schon s danach waren die Flüchtlinge dort in Sicherheit. Da brachte die mburger Zeitung einen Steckbrief, in welchem der Oberstlieutenant i näher bezeichnete Individuen requirirte, die ihm mit vielen Pretio- entlaufen seien. Der vor dem Senat verhandelte Process ergab die ige Unschuld der beiden Angeklagten und führte zur Widerrufung Steckbriefs. Die Ehre war gerettet, sonst aber, bis auf weniges ück, Alles verloren. Sehr kleinlaut wanderte Gehr in seine Hei- h zurück, die er als halber Cavalier verlassen hatte. Erst im Sep- ber erreichte er Königsberg.

Auch dieser zweite kühnere Versuch, in der Fremde sein Fort- mmen zu finden, trieb ihn an, von Neuem die verlassene Bahn der dien zu betreten. Selbst die widerwärtigen Erfahrungen des Som- rs zeigten sich jetzt als nicht völlig nutzlos: das Selbstvertrauen r gewachsen, der Wille unter so ernsten Prüfungen erstarkt. Wenn früher der Uebergang zum juristischen Studium fast als eine Un- glichkeit erschien, so ward der entscheidende Schritt jetzt mit Leich- keit gethan, und hatte Gehr schon mitten in der Trostlosigkeit eines thätigen Lagerlebens das Gelübde abgelegt, wenn Gott ihn aus die- m Elend errette, durch verdoppelten Fleiss die verlorene Zeit wieder

zu erobern, so war er nun der Mann, sich der erfahrenen Rett
auch in diesem Sinne werth zu zeigen. Seine äusseren Verhält
waren so traurig, dass schon das natürliche Mitleid ihm viele chr
lich-wohlthätige Häuser öffnen musste, wenn man auch so wunde
Lebenserfahrungen nicht überall verstehen mochte. So ward es
möglich, noch zwei Jahre auf Erwerbung der Kenntnisse zu ver
den, auf welche hin sich eine achtbare Stellung im weltlichen
schäftsleben hoffen liess. Vor Allem beschäftigte ihn das Rech
seinem ganzen Umfange, aber er betrieb auch die unerlässlichen
benwerke: „humaniora und den stylum, poësin und mathesin
der französischen Sprache.“ Am 1. August 1686 entliess ihn die j
stische Facultät mit einem sehr rühmlichen Zeugnisse aus ihrer O
Der Grund war gelegt: jetzt kam es darauf an, mit Umsicht
Lebensplan zu entwerfen, der nicht wieder die kümmerliche Fr
eines verschüchterten Gemüths und ungesunder Romantik war.

Kein Ort schien mehr Gelegenheit zur Erwerbung praktischer
schäftsroutine, mehr Aussicht auf ehrenvolle Anstellung zu bieten,
Berlin. Ein Freund streckte bereitwillig das Reisegeld vor und, sch
entschlossen, sah Gehr sich schon am Ende des August in eine U
gebung versetzt, welche an Grossartigkeit der Verhältnisse Alles üb
traf, was ihm bis dahin vorgekommen war. Seine eigene Stell
blieb Anfangs eine sehr bescheidene. Der Garnisonprediger Nagel
pfing zwar den Sohn seines alten Freundes, des Predigers Gehr,
offenen Armen, aber was er bieten konnte, war doch nur ein Pl
im Hause und am Tische, wofür dann die Kinder des Hauses inf
mirt und allerlei Schreiberarbeiten verrichtet werden mussten. All
ein höheres Glück liess nicht lange auf sich warten. Der kurfürstl
Wirkliche Geheimerath Friedrich von Rhez verlor seinen Sekretär du
den Tod und war um Ersatz verlegen, obwohl von allen Seiten, sel
von fürstlichen Personen zahlreiche Bewerber ihm empfohlen wurd
Die Stellung war eine einträgliche und bedeutende: Vieles, was j
durch eine Kette einander controllirender Beamten geht, lag bei grösst
rer Einfachheit des Geschäftsganges in den Händen des einen Mannes
der durch ein Wort, zu gelegener Stunde gesprochen, viel nutzen

ber auch viel schaden konnte. Wir erfahren nicht, auf welchem Wege die Kunde von Gehr und seiner Geschicklichkeit bis in diese hohen Regionen gedrungen ist. Wider alles Erwarten fiel der Blick des mächtigen Mannes auf den jungen Fremdling, der freilich auch in Berlin schon viele Freunde gewonnen hatte, aber doch immer in stiller Dunkelheit lebte. Gehr ward zu dem Geheimerath berufen und sofort einem scharfen Examen unterworfen. Der Erfolg war, dass er im März 1767 die demüthige Pfarrwohnung verlassen und nun als wohlberechtigtes Mitglied in eins der ersten Häuser der Residenz eintreten konnte. Ein Leben voll Arbeit begann, in welches selbst der Sonntag keine Ruhe brachte: aber auch die Anerkennung fehlte nicht. Mehr als ein Minister streckte seine Hand nach dem musterhaft-fleissigen und dabei durch und durch treuen Manne aus, dem sich so ein hohes Haus nach dem andern öffnete, wenn er auch alle verlockenden Anerbietungen ausschlug, um den Urheber seines Glücks nicht zu verlassen. Es regte sich damals in Berlin durchweg ein edles, patriotisches Selbstbewusstsein, das in den Siegen des grossen Kurfürsten seinen Ursprung und seine Berechtigung hatte. Der höher aufwallende, freiere Geist verschmähte die heimathliche Barbarei noch der letzten Jahrzehnde, um sich durch die feineren Formen des französischen Lebens auf die Höhen zu stellen, auf denen das gebildetste Volk zu Aller Bewunderung stand, um in diesen Formen die Schutzwehr gegen Wiederkehr der alten Rohheit zu finden. Selbst die Frivolität, die nicht ausblieb, erschien nur unter der Maske höherer Eleganz. Solche Eindrücke nahm Gehr in sich auf, wenn er nach übermässiger Arbeit die Erholung da suchte, wo sie ihm geboten ward. Er war nicht mehr, wie einst in Danzig, der hülflose Knabe, der von den Fleischtöpfen Aegyptens doch höchstens den Schaum erhielt: und wie viel tiefer musste ein feiner organisirter Sinn durch diese Umgebungen berührt werden, als durch den Pomp der reichen Handelsstadt. Kein Wunder, wenn er mehr und mehr in ein ganz weltliches Leben gerieth, wie es durch den Wechsel ernster Arbeit und nicht gemeiner Genüsse wohl eine längere Zeit hindurch in dem Menschen ein selbstgenugsames Gefühl von Glück und Zufriedenheit zu erhalten vermag.

Durch ein Weltereigniss ward diesem voreiligen Frieden ein E
gemacht. Am 9. Mai des Jahres 1688 starb der grosse Kurfürst.
mit einem Schlage waren die Geschäfte des Geheimeraths von B
sehr merklich vermindert, um bald noch mehr abzunehmen. So w
den dem Herrn, wie dem Diener, während über Berlin der dunl
Schleier einer nicht blos officiellen Trauer um den geschiedenen l
den lag, manche Stunden stiller Einkehr in sich selbst zu Theil. Be
benutzten sie in gleicher Weise. Die ganz abhanden gekommene Bi
ward wieder in das Haus geschafft, und ihre Heilsworte fanden ei
fruchtbaren Boden. Aber in schweren Kämpfen musste Gehr erst
fahren, wie so starker Seeleneindrücke es bedurfte, um ihn wieder
den Weg zu leiten, der aufwärts führt. Im Bewusstsein eines unstr
lichen Wandels, einer ererbten Frömmigkeit, die er von früher Ki
heit an nie ganz ausser Augen gelassen, hatte er bis dahin die sich
Gewähr einer Seligkeit erblickt, und Mancher war schon erstaunt ü
die Freudigkeit seiner Zuversicht. Jetzt wollte die Rechnung n
mehr stimmen: aus jedem Blatte der heiligen Schrift, aus jeder Pre
des Probst Lütcke, aus jedem praktisch-religiösen Buche, deren er v
las, tönte ihm das Schreckenswort entgegen: Schaffet Eure Selig
mit Furcht und Zittern. Wieder flossen zahllose Thränen in sti
Einsamkeit, aber verzweifeln konnte Gehr nicht: tief im Herzen
wahrte er den Glauben, auch sein Zittern und Zagen werde Erban
finden, auch zu ihm werde der Engel treten und ihn trösten. Im
dringender regte sich zugleich das Verlangen in ihm, in unabhängi
Verhältnisse zu treten, welche ihm mehr Spielraum zu eigenthümlic
selbstständiger Entwickelung böten, um sich in der Umgebung se
einen Vorhof des Himmels zu schaffen, fest geschlossen gegen das
dringen alles ungeistlichen Wesens. Ueberdies hatte er sich in Be
verlobt und musste bedacht sein, das eigene Haus zu gründen.

In der Residenz wünschte er nicht zu bleiben: zu bitter hatt
empfunden, dass die Weltlichkeit, die derbe, wie die verfeinerte,
nem Herzen dauernde Befriedigung nicht gewähren konnte. Auch n
Königsberg verlangte er nicht. Aber dennoch sah er es als eine g
dige Fügung des Himmels an, als ein Brief von dort ihm meldete,

sten des kurfürstlichen Holzkämmerers sei erledigt. Der Erfolg seiner werbung konnte kaum zweifelhaft erscheinen. . Im August 1689 erlt Gehr seine Ernennung, noch am letzten December des nämlichen res trat er seinen Dienst an.

Unter gleichmässiger, treuer Pflichtarbeit vergingen die ersten Mo. In dem schlichteren Leben kehrte Ruhe in das vor Kurzem so sam erschütterte Gemüth zurück, aber nicht die Ruhe der Erng: das Herz ward fest auf dem Grunde, auf den es durch die n Erfahrungen gestellt war. Dies zeigte sich, als Gehr im Fer des nächsten Jahres wieder nach Berlin kam, um seine Hochzeit Anna Christina Dümmler zu feiern. Viele Freunde sahen hier sei Rückkehr theilnehmend entgegen, aber er wandelte unter ihnen ein Fremder unter Fremden, denen seine Sprache, seine ganze kweise unverständlich blieb. Nur wenige Tage konnte er die unneidlichen Schmerzen einer solchen inneren Trennung ertragen, n trieb es ihn nach Königsberg zurück. Aber auch hier wartete er kein besseres Schicksal. Selbst den Menschen, die es einst am en mit ihm gemeint hatten, erschien er unbegreiflich und deshalb heimlich. Jetzt zum ersten Male hörte er hier in spöttischen Reden Namen Pietist. Der verhängnissvolle Begriff, der nicht nur für eigenes Leben so bedeutsam werden, sondern länger als ein hal Jahrhundert die Gestaltung des geistigen Lebens der Zeit so welich bedingen sollte, war ihm noch völlig unbekannt, da er sein giöses Denken und Lesen immer nur auf das Herz bezog, und nicht h Parteien fragte, wo er nur den Frieden mit Gott und mit sich bst zu suchen bemüht war.

So kündigten sich die Kämpfe an, in denen auch der schlichte lzkämmerer sich eine edle Krone erworben hat. Aber dem treuen treiter ward noch vor ihrem Ausbruche eine Stärkung wunderbarer rt zu Theil, die ihm Kraft zum Handeln wie zum Leiden in stets ersater Fülle verlieh. Am Matthäustage des Jahres 1691 ging Gehr m heiligen Abendmahl. Da ward ihm, als thäte sich über ihm der immel auf, um durch einen belebenden Lichtstrahl alles Heilige, was och als Keim oder halb entwickelt in seinem Herzen lag, wie im

Augenblick zu fröhlicher Blüthe zu fördern. Er erlebte eine jener Stunden, die als ein Abglanz der Ewigkeit ausserhalb aller Geschichte liegen, deren Gefühlsinhalt keine Sprache zu nennen oder zu schildern vermag. Diesen Tag betrachtete er Zeitlebens als den Tag des Durchbruchs und der neuen Geburt. Dreizehn Jahre danach schrieb er die Worte nieder: „Ich kann wohl sagen, dass ich nicht weiss, was mir geschehen und wie mir zu Muthe gewesen ist: **gelobt sei Dein heiliger Name!**" —

II.

Der Eindruck jener Segensstunde blieb für Gehr nicht blos ein Gut, das er in stillem Herzen bewahrte, um sich der Gefühle zu freuen, welche die Erinnerung an das einmal Erlebte stets von Neuem hervorrief: auch die ganze Umgebung erschien dem begnadigten Manne in einem andern Lichte. Treu im Dienste war er auch zuvor gewesen: jetzt aber dachte er nicht mehr allein an die Interessen des Fürsten, der ihm seine Stellung zugewiesen hatte; täglich richtete er an sich selbst die Frage, ob die Einnahmen, die er mit gutem Rechte, wie alle seine Vorgänger, bezog, nicht doch zu gross seien und das Gewissen dabei unvermerkt Schaden leide. So manchen Accidentien er auch freiwillig entsagte, immer blieb ihm doch noch zu Viel. Selbst als die höchsten Behörden auf sein dringendes Gesuch seine äusserliche Lage neu geregelt hatten, ängstigte ihn noch der Ueberfluss, bis spätere Jahre lehrten, wie auch dieser zu Gottes Ehre zu verwenden sei. In gleichem Sinne entfernte er aus seinem Hause Alles, was nur irgend an Luxus erinnern konnte: sein heiliger Ernst imponirte der jungen Gattin, die willig geschehen liess, was sie schwerlich als nothwendig anerkannte. Doch der Holzkämmerer verlor sich nicht in den Aeusserlichkeiten eines heiligen Lebens. Jede freie Stunde, welche sein Amt ihm gewährte, benutzte er zu immer tieferer Bildung des Inneren. Vorzugsweise zogen ihn Schriften an, die ohne jene Umwege, zu welchen die damals herrschende umständliche Gelehrsamkeit

len Theologen Anlass gab, schlicht und einfach, aber aus der Fülle
r Erfahrung heraus, den Weg zu dem einen Nothwendigen sicher
ndeln lehrten. Immer klarer ward es ihm, dass dem Herzen manche
hen zugänglich sind, zu denen das Denken nicht emporzuklimmen
rmag, und sein Wahlspruch wurde das schöne Wort: „Wir erken-
n Christum, so viel wir können, wir lieben ihn aber, wie er ist."
noch ergriff ihn zu Zeiten ein Verlangen nach Erweiterung der
nschaftlichen Kenntnisse, die er sich in den ersten Jahren seines
demischen Lebens erworben hatte; namentlich trieb er mit Eifer
s Hebräische, bis der Drang der Geschäfte und das überwallende
fühl ihn empfinden liess, dass dieser Weg nicht der ihm angemes-
ne sei. Um so fleissiger suchte er dann alle Mitglieder seines Haus-
ndes zu Gottes Wort anzuleiten und im Katechismus zu unterrich-
n, damit aus dem geheiligten Kreise alle Missklänge verschwänden.
ilerweile war die erste Tochter geboren. Wenig schien zum Glücke
s Hausvaters zu fehlen, der in den Räumen, die ihm einst in Zeiten
r Noth eine Zuflucht geboten hatten, mit der Liebe waltete, welche
mer die Herzen gewinnt und Frieden bewahrt. Bei solchem Wohl-
ehn war es leicht, die spöttischen Reden zu ertragen, die über den
dkämmerer und seine wenigen gleichgesinnten Freunde vieler Orten
führt wurden. Auch fehlte diesen Reden noch der schärfste Stachel,
Gehr still duldete und Niemandes Ruhe störte. Die Streitschriften
er den Pietismus waren ihm jetzt nicht mehr unbekannt, aber noch
r er von der ihm innerlich verwandteren Geistesrichtung nicht so ganz
griffen, dass er Anlass gehabt hätte, sich zu dem verachteten Namen
ietist den Spöttern gegenüber freudig zu bekennen, ja sich seiner
u rühmen.

Wie ängstlich er damals um die Reinheit seines Glaubens besorgt
ar, wie sehr er selbst den Kampf mit möglicher Verführung fürchtete,
igte sich auf einer Reise, die er 1693 mit Frau und Kind nach
achsen, zum Besuch dortiger Verwandten, unternahm. In Magdeburg
t man ihm die Schriften des innig frommen und geistvollen, aber
ı poetisirender Schwärmerei geneigten Dr. Petersen als Geschenk an:
r nahm sie nicht, um vor Schaden sicher zu sein. Auch Jakob

Böhme's Werke, welche ein Zufall ihm in die Hände führte, bli
völlig unbeachtet. Aber alle ängstlichen Sorgen verschwanden
ein Nebel, als Gehr in Berlin vor den Mann Gottes trat, der
1691 diese Stadt für zahllose Seelen zu einer Stätte des Se
machte.

Aus vielfachen Zeugnissen ist es bekannt, wie unwidersteh
Gewalt Dr. Philipp Jakob Spener, der ehrwürdige Patriarch des
tismus, über jedes nicht völlig verstockte Gemüth ausübte. So
er auch einst zu hohen geistlichen Würden gelangt war, blieb d
sein Lebenselement die Demuth. Gehasst und verfolgt von eifern
Theologen, denen die neuen, bisweilen gewaltsamen Regungen
alten christlichen Geistes unbegreiflich waren, hielt er ohne Wan
an der Alles zum Besten deutenden Liebe fest, die sein Blick, ı
ganzes Wesen predigte. In eine riesenhafte, weit ausgreifende T
tigkeit hineingezogen, liess er sich von Jedem finden, der ihn su
mochte, und kannte keinen würdigeren Gegenstand alles Thuns als
einzelne, theuer erkaufte Seele. Niemand verstand es besser, als
mit der heiligsten Lauterkeit, wenn es galt, berechnende und aus
tende Klugheit zu verbinden, aber nie hat er etwas für sich se
gesucht. Sobald die erste Wuth des erbitterten Widerspruchs schw
hat keine theologische Partei diesem Mann den Zoll der Ehrfurcht
sagen können. Noch heute erscheint er uns als einer der Enge
Menschengestalt, und wir beneiden die Glücklichen, denen es vergö
war, den vollen Eindruck der erhabenen Persönlichkeit in sich au
nehmen, die doch kein Bild, keine Biographie, keine Phantasie
völlig zu vergegenwärtigen im Stande ist. Während von dieser S
das milde Wehen des Geistes Gehr dahin trieb, sich offen als da
bekennen, was er ohne sein Wissen geworden war, als einen Br
der Wahlverwandtschaft, bereit mit den echten Pietisten die Schm
hienieden und die Ehre dort zu theilen, beschleunigte seinen
schluss das jugendlich-stürmische Andringen des Diaconus zu St.
colai M. Caspar Schade. Kaum aus dem Jünglingsalter getreten,
Schade durch und durch ein religiöser Agitator, feurig und vorsch
nicht selten ein Gegenstand ernster Sorge für Spener's milde W

t; aber er hat in viele Seelen den zündenden Funken geworfen, e er denn zu den seltenen Naturen gehörte, die Niemand gleichtig lassen, und als er in jungen Jahren, schon 1698, starb, verirte ihn eine Todesstunde, wie sie herrlicher nicht zu denken ist. ben diesen Männern war es besonders ein Institut, welches Gehr's ilnahme gewann, das nämliche, das vor kaum einem Jahrzehnd in ig zuerst der neuen Geistesrichtung den Namen Pietismus verft und den ersten Widerstand geweckt hatte: die collegia pietatis. und da in den Häusern versammelten sich gleichgesinnte Freunde Lesung der heiligen Schrift. Jüngere oder ältere Theologen deun, was der Deutung bedurfte, jeder Anwesende brachte ohne Rückt seine Fragen und Bedenken vor, und nicht nur die Gelehrsamkeit, ch die Erfahrung ward gehört. Gesang und Gebet konnte in solen Kreisen nicht fehlen; und so viel Gehr auch nachforschte, immer erzeugte er sich von Neuem, dass auch die Früchte der Gerechtigit nicht fehlten. Er verliess Berlin mit dem festen Vorsatze, diese richtung nach Königsberg in sein Haus zu verpflanzen und so durch e That selbst zu bekennen, wer seine geistigen Brüder seien.

Das Leben in der Holzkämmerei gewann eine neue Gestalt. Noch er fehlte es an Theologen, die bereit gewesen wären, dort die Ancht zu leiten. Anfangs übernahm der Holzkämmerer selbst die Bibelklärung, aber er empfand bald den Mangel an Erfahrung: er wusste ch zu wenig im Voraus zu berechnen, welche Fragen, welche Beken von jedem der wenigen Theilnehmer seiner ganzen Natur nach erwarten waren, um dann mit sicherer Hand Jedem das Seine zu ben. Schnell war sein Entschluss gefasst: aus einem der Orte, an nen diese Form der Erbauung schon keine neue mehr war, sollte ein nger Theolog berufen werden, um mit dem bescheidenen Titel eines uslehrers fortan als geistiges und geistliches Haupt an der Spitze s Hauses zu stehen. Zwei bedeutende Männer traten in eifrigen iefwechsel, um diesen Wunsch der Selbstverläugnung zu erfüllen, ener und der Abt Breithaupt in Halle. Schon im November 1693 g Breithaupt dem Studiosus Justus Samuel Schaarschmidt, der später s evangelischer Prediger tief im Innern Asiens ein an Prüfungen aller

Art reiches Leben geführt hat, die eröffnete Stelle an *). „Nun — so schrieb er — ohne mein Erinnern zur Genüge wissend, diejenigen Wege am meisten divinae sind, daran wir am wenig gedacht. Weil denn überdem ihm an nöthigen Subsidiis nichts gelt, auch er mit guter Gesundheit von Gott angesehen ist, bei Gelegenheit aber eine sonderbare Thür, viel Gutes auszurichten, zu stehen scheinet: also will fast nicht zweifeln, derselbe werde unter göttlichen Wink erkennen und veneriren, und diesfalls mir ehestem Antwort schreiben, ob er solche Function und Reise zu Ehre Gottes anzutreten meinet." — Die Zusage erfolgte; Schaarschmidt's Abreise verzögerte sich jedoch bis in den Februar des sten Jahres.

Klar genug ist in Breithaupt's Worten angedeutet, dass seine Spener's Erwartungen von der Aussendung dieses Jüngers über nächsten Zwecke des Holzkämmerers hinausgingen. In der That, Pietismus mit seinem Bestreben, die Gemüther nicht auf die Schultheologie, sondern auf das eine Nothwendige zu gründen, das der Schrift wieder zum alleinigen Mittelpunkte des christlichen Lebens werden zu lassen, endlich die Erkenntniss der Heilswahrheiten durch katechetischen Unterricht zum innersten Eigenthum der Jungen wie Alten zu machen, schien für kein Land ein dringenderes Bedürfniss zu sein, als grade für Preussen. Lange Jahre hatte hier der synkretistische Streit gewüthet, nicht grade heftiger, als auch an andern Orten, aber verderblicher in seinen Folgen. Ein allzustarkes Betonen der altkirchlichen Tradition, namentlich auch ein zu voreiliges Zusammenfassen aller Kirchen des Orients und Occidents in den Begriff einen heiligen allgemeinen christlichen Kirche, innerhalb deren die einzelnen Glieder fast als gleich berechtigt erschienen, verrückte biblischen Standpunkt und öffnete katholischen Sendboten aus Ermlande Thor und Thür. Gelehrte und Ungelehrte traten in nicht geringer Zahl zur römischen Kirche über, und mit Schrecken sah

*) Die auf Schaarschmidt bezüglichen Notizen sind aus seiner Autobiographie, einer sehr schätzbaren Handschrift der Nicolai-Partheyschen Bibliothek zu Berlin, entnommen.

bei diesem Anlass, wie wenig klares Bewusstsein von dem Wesen der evangelischen Lehre im Volke zu finden war. Längst hatte man in Berlin darauf gesonnen, so schreienden Missständen abzuhelfen. Ueber die Mittel konnte man kaum zweifelhaft sein: was ein am 7. Mai 1694 von den Pröbsten Spener und Lütcke unterzeichneter Erlass an die Königsberger Geistlichkeit *) als solche empfahl, war eben nur das, wodurch die pietistische Praxis sich überall die Herzen gewann. Allein man täuschte sich im Voraus darüber nicht, dass Verbote und Befehle nur selten tief in das geistige Leben eindringen; und bei allem Uebermass ceremoniöser Devotion fehlte es in jener Zeit gar sehr an pünktlichem Gehorsam gegen obrigkeitliche Anordnungen. Ganz andere Erfolge liessen sich hoffen, wenn eine energische Persönlichkeit gleich an Ort und Stelle Hand an das Werk legte. Schwerlich hätte Gehr seine Bitte zu einer gelegneren Stunde vortragen können.

Am 13. März 1694 traf Schaarschmidt in Königsberg ein, nicht ohne bedeutende Erwartungen von dem, das da kommen sollte. „Von Herrn Gehr — so erzählt er selbst — wurde ich mit Freuden aufgenommen. Den Anfang meiner Information machte ich mit seinem Töchterlein von drei Jahren. Ich dachte, in was für wichtigen Dingen ich sollte gebraucht werden; und siehe, dem Herrn gefiel es, mich zur Information eines Kindes von drei Jahren zu gebrauchen und mir dadurch zu lehren, die Vernunft unter dem Gehorsam Christi gefangen zu nehmen. Und also griff ich das Informationswerk mit Freuden an.

Unterdessen aber war der Hass gegen den Pietismus immer tiefer in Preussen eingedrungen, und grade das Jahr 1694 steigerte ihn zum höchsten Grade. Danzig war der Hauptsitz dieser Polemik. Der Rector des dortigen akademischen Gymnasiums Dr. Samuel Schelwig, einer der theologischen Stoiker jener Zeit, die ausgerüstet mit allen Künsten eines scholastischen Scharfsinns, ohne Liebe und Mitleid, die volle wilde Kraft des alten Adam mit sich in den Streit für das lutherische Zion führten, hatte schon in weitem Umkreise das Feuer geschürt. In

*) Das Original befindet sich in der Königsberger Bibliothek.

diesem Jahre trat er eine Badereise nach Pyrmont, angeblich aus G
sundheitsrücksichten, an; in Wirklichkeit aber war es auf einen Kr
zug gegen die Pietisten abgesehn. Durch ganz Norddeutschland
melte er von Stadt zu Stadt alle Aergernisse, die mit Recht
Unrecht über die Anhänger der neuen Richtung ihm hinterbracht
den, und wo die Farben nicht brennend genug waren, half er bei
Aufzeichnung nach. So entstand sein Itinerarium antipietisticum
ein seltsames Buch, das man nicht ohne Widerwillen lesen kann;
überall verräth sich der vermeintliche Donnersohn als ein P
aus sehr niedriger Sphäre. Die preussische Geistlichkeit ver
selbst diesen Führer nicht: zu gewaltsam drohte im Pietismus
Wehen einer neuen Zeit die altgewohnte Bequemlichkeit zu
und namentlich vor der Frohnarbeit des Katechisirens musste S
gesucht werden um jeden Preis: überdies lag noch das Kampf
vom Synkretisten-Streite her bereit, jetzt konnte es neue Dienste
Von den meisten Kanzeln erschollen nun wieder Worte des F
und der Verdammung, laut genug, um selbst das Ohr des Lan
herrn zu treffen. Schon am 1. December 1695 gab Kurfürst Fr
rich III. durch ein Rescript sein ernstes Missfallen zu erkennen,
auch in Königsberg so viele Prediger „sich dieser von den Witten
gischen und einigen anderen Theologis, in specie Dr. Schelwig zu D
zig, erregten ärgerlichen Zänkereien theilhaftig machten.“ Es
wie es war: an heiliger Stätte wurden die „güldenen Bücher des
leuchteten Mannes, Herrn Dr. Schelwig's“, dringend empfohlen; Au
Hermann Francke hiess ein Betrüger und Verführer der rathlosen
gend. Man kann leicht ermessen, welche Dornenwege Gehr jetzt
hen musste, seitdem er seine Hausandacht begann. Schwerlich ist
übertrieben, was einer seiner Freunde wenige Jahre später über
schrieb: der Holzkämmerer sei bei den „armen, blinden Leuten“
in Verruf gewesen, „dass man auch Scheu getragen, den lieben M
anzusehn, geschweige mit ihm zu conversiren.“ Noch schlim
Aussichten wurden Schaarschmidt eröffnet, als er einst im Hospital

*) Stockholm 1695.

digt hatte: wolle er in der Stadt so predigen, so bleibe nur eine
hl: man müsse sich entweder sonderlich ändern, oder — ihn
nigen.

Ward von der einen Seite in solcher Weise auf den Eintritt einer
cheidenden Krisis hingedrängt, so wäre nichts natürlicher gewesen,
dass die verfolgte Partei sich in der Gefahr doppelt eng zusam-
hloss, um in der Einheit Kraft zum Widerstand zu finden. Wirk-
geschahen auch einige Schritte dieser Art, um so mehr, als man
haarschmidt eine reiche Befähigung nicht verkannte und ein col-
m biblicum, welches er auf Spener's Wunsch mit nur zwei Stu-
n eröffnet hatte, bald mehr Zuhörer anzog. Da erging schon
Herbste des Jahres 1694 an den damals noch so unentbehrlichen
n eine Berufung nach Liefland, die er als eine göttliche nicht ab-
hnen wagte, so sehr man ihn auch bat, das begonnene Werk nicht
Stich zu lassen. Gehr nahm Abschied von dem Freunde in einem
vollen Schreiben, dem er die Worte der Apostelgeschichte (21, 14.)
nstellte: Da er aber sich nicht überreden liess, schwie-
n wir und sprachen: des Herrn Wille geschehe! Spener
ch milde, aber deutlich seine Missbilligung aus. „Ich bekenne —
st es in seinem Briefe an Schaarschmidt — dass göttlichen Willen,
hen ich allemal aus demjenigen, was von mehrer Erbauung an-
inet, zu aestimiren pflege, in dieser Sache noch nicht erkennen
, sondern meines Erachtens den Gebrauch seiner von Gott ha-
en Gaben bis zu einem Beruf an ein ordentlich Kirchenamt nütz-
r annoch bei einer Universität als anderswo geglaubet: welches
die Ursache war, warum denselben nach Königsberg recommen-
. Ich beklage, dass bei den Meisten, die sich sonsten der Gottselig-
mit rühmlichem Eifer befleissigen, nicht eben so gründliche studia
, wie ich wünschete und durch Gottes Gnade bei ihm sich zu fin-
weiss. Weil aber auf Universitäten zu Aufmunterung derer stu-
orum keine wohl tüchtig, als bei welchen auch die studia Grund
n: so habe demselben gewünschet, in Königsberg eine solche glü-
de Kohle zu sein, von welcher andere beiliegende ein gesegnetes
uer fassen mögen, wozu hingegen nicht alle, auch Gutmeinende, das

Nöthige haben." — Was Spener bezweckte, ist in anderer Weise e
füllt worden; aber noch war Zeit und Stunde nicht gekommen.

So schmerzlich Schaarschmidt's Abgang empfunden ward, fel
dennoch der Andacht in der Holzkämmerei nicht die Theilnahme w
senschaftlich gebildeter Männer, mochten sie auch mehr unter die G
meinenden, als unter die Gelehrten zu rechnen sein. Wen es in die
Zeit des Drucks und der Verachtung trieb, an Gehr sich anzuschliess
der hatte sicher die Voraussetzung einer lauteren Absicht und ei
grösseren oder geringeren Masses eigener christlicher Erfahrung f
sich: man konnte es verzeihen, wenn in den früheren Jugendjahr
das Leben auch dieser Studiosen kein unbedingt biblisches gewes
war, wenn etwa einer von ihnen in unzeitigem Eifer an die Kan
der Altstädtischen Kirche während des Gottesdienstes einen Fuc
schwanz gehängt hatte, um handgreiflich darzuthun, dass die heili
Stätte nicht durch Schmeichelworte entweiht werden solle. Nach w
vor kam am Sonnabend Nachmittag die enggeschlossene und mit m
lichster Vorsicht vor dem Eindringen fremder Elemente behütete G
meine in der Holzkämmerei zusammen. „Was darin tractiret wird
so erzählt Gehr selbst — sind die libri symbolici und die erste Epis
Petri. Die Art der Tractation ist folgende. Nachdem um 2 Uhr e
herzlicher Wunsch zu Gott um Mittheilung seiner himmlischen We
heit geschehen, werden die libri symbolici etwa eine Viertelstunde,
sich die Interessenten dieser christlichen Erbauung versammelt, ge
sen, worauf nach einem herzlichen Gebet um Gottes Beistand ein s
diosus nach der Ordnung die in letzter Versammlung collegialiter
schlossenen Verse sowohl griechisch als deutsch ablieset, daraus
Intention des H. Geistes anweiset und einige porismata zu Stärk
des Glaubens und Besserung des Lebens ausziehet, alles aber der
stalt einrichtet, dass er um 3 Uhr schliesset, worauf in der and
Stunde bis 4 Uhr die übrigen anwesenden Freunde christlich u
freundlich ihre zu Haus aufgesetzten meditationes, oder was sie
dem Discurs bemerket, vortragen und conferiren, welche selbige
gesegnete Uebung (darüber wir dem Herrn in Ewigkeit nicht ger
danken werden können) denn um 4 Uhr beschlossen wird mit Bi

Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, auch für die Feinde selbst." — Was von dieser beinahe geschäftsmässig geregelten Erbauung nur Form blieb, was wirklich in das innere Leben überging, war dort, wie immer und überall, durch die Herzensstellung des einzelnen Theilnehmers bedingt: an einem Jünglinge sind sicherlich wenige Worte wirkungslos vorübergegangen, an Johann Hasenstein.

In ihm tritt uns ein starker, durch und durch edler Charakter entgegen. Früh schon war sein Gemüth durch die treue Sorge des Vaters, eines schlichten Leinwebers, für christliche Eindrücke geöffnet worden, und in der stillen Gleichmässigkeit eines beschränkten Lebens fehlten die Anfechtungen, welche sonst so leicht die ersten Keime wieder ersticken. Seinen Unterricht erhielt der wissbegierige Knabe bei dem Rossgärtner Cantor. Da ruft der Tod die Mutter aus ihrem unscheinbaren, aber gesegneten Wirken ab: das Hauswesen geräth in Verfall, selbst der Ertrag des Handwerks will nicht mehr für das Nothdürftigste zureichen. So viele Freude der damals erst dreizehnjährige Sohn am Lernen findet, so gern er von Wissenschaft und Gelehrsamkeit träumt, jetzt beschliesst er vor Allem den Vater zu retten und setzt sich an den Webstuhl. Ungewöhnliches Handgeschick lässt ihn bald zur Meisterschaft gelangen; die Einnahme fliesst reichlicher, als jemals. Aber nach zwei Jahren regt sich der Trieb zum Studium immer mächtiger in seiner Seele. Die spärlichen Mussestunden reichen kaum hin, das früher schon Erlernte wieder zu lernen, und der doppelten Arbeit ist die Körperkraft nicht gewachsen. In edler Uneigennützigkeit spricht der Vater den als treu bewährten Sohn vom Webstuhl los und weiht ihn voll Glaubensfreudigkeit dem Dienste der Kirche. Sofort wird nebst der erfreulichen Nachricht dem alten Cantor auch die Bitte vorgetragen, Gelegenheit zu weiterer Bildung für den jungen Menschen zu suchen, der sich dafür ja gern jeder Arbeit unterziehen wolle. Die Bitte ward erfüllt. Schon wenige Wochen danach tritt Johann Hasenstein mit einem Altstädtischen Schulcollegen in einen eigenthümlichen Tauschverkehr: während er in der Privatschule des Collegen kleine Kinder emsig im Buchstabiren unterrichtet, erhält er dafür von jenem in den freien Stunden höhere Unterweisung. Bald

nimmt sich auch der Conrector der Altstädtischen Schule des talent-vollen Jünglings an und widmet ihm die Nachmittage des Mittwoch und Sonnabends. Mit unglaublichem Fleisse verarbeitet Hasenstein die ihm dargereichten Almosen der Belehrung; seine Erholung sucht er im Gottesdienste und in dem collegium pietatis auf der Holzkämmerei. Endlich kann er die Universität beziehen, aber sein ganzes Vermögen ist die Bibel: er muss den ganzen Tag über Kinder unterweisen, um nicht Hungers zu sterben, und regelmässiger Besuch der Collegien gehört für ihn zu den Unmöglichkeiten. Desto eifriger studirt er für sich; als Ideale schweben ihm die lauteren Johannes-Seelen, Arnd und Gerhard, vor. Sein Verhältniss zu Gehr war ein immer engeres geworden; welche Bedeutung namentlich eine Predigt, die Hasenstein als Student hielt, für die Sache der Pietisten gewann, wird im Fortgang unserer Erzählung berichtet werden.

Nach langer Entbehrung traf 1696 ein Nachfolger Schaarschmidts, der Hallische Studiosus Christian Schrader, bei Gehr ein; denn Schaarschmidt wollte trotz wiederholter Aufforderung nicht in seine alte Stellung zurückkehren. Schrader scheint besonderen Beruf zu einer missionirenden Thätigkeit gehabt zu haben, die damals um Gegenstände ihrer Fürsorge nicht verlegen zu sein brauchte. In manchem ärmlichen Hause Königsbergs regte sich eine heilige Sehnsucht nach dem Vollgenusse der Wahrheit. Es gab viele still suchende Seelen, die auf dem weiten Gebiete christlicher Gedanken und Gefühle bald hier, bald dort den Ankergrund für Zeit und Ewigkeit zu finden meinten, und doch wieder von den Stürmen und Wogen des empörten Gewissens unstät hin- und hergetrieben wurden. Sie wussten von manchen Stunden des Segens, namentlich Abendmahlsstunden, zu sagen, in denen ihnen die Ueberzeugung von dem Dasein dessen, was sie suchten, unerschütterlich befestigt war: aber um so tiefer fühlten sie die verzehrende Qual des erfolglosen Suchens. Mancher Mond war ihnen — nach dem Ausdruck eines dieser Geprüften — schon aufgegangen, aber jeder hatte nur zu bald sein Licht verloren. Die öffentliche Predigt bot nur ausnahmsweise, was diese Seelen bedurften. Auch in Königsberg machte sich unzeitige Gelehrsamkeit und ein Uebermass modischer

Geschmacklosigkeit, welches der schlichte Sinn schon damals anstössig fand, mit behaglicher Würde auf der Kanzel breit. Die Polemik vollends, welche seit Jahrzehnden in so vielen Predigten den christlichen Gehalt ganz überwucherte, war nur geeignet, einen selbstzufriedenen Richtgeist zu wecken und zu nähren. Manche, die nach Besserem sich sehnten, fühlten sich tief getroffen, wenn der ehrwürdige Dr. Bernhard Sanden — der nachmalige Bischof — bitter klagte, dass die Hauskirchen so ganz verschwunden seien: aber das Gründen und Anfangen ist nicht Jedermanns Sache, mit Worten liess sich die Gefahr einer Vereinsamung ohne Liebe und nachhaltige Wärme des inneren Lebens nicht beseitigen. Wie gut es Schrader verstand, auf bedenkliche Gemüther dieser Art einzuwirken, schildert uns ein einfacher Bürger*), der seine eigenen Erfahrungen sorgsam zu Papier gebracht hat, mit folgenden Worten: — „Wir kamen auch ins Gespräch von der Religion. Da ich ihm (Schrader) nun klagend erzählete den betrübten Zustand unserer Kirche und den Abfall unserer Lehrer, dabei bezeugte den Eifer für die wahre Religion, so gefiel diesem meine Treue, und stärkete mich mit vielen guten Sprüchen und Gründen, welche er mir aus seiner Handbibel vorlesend communicirte. Ich wunderte mich fast sehr, dass Menschen die Bibel bei sich trügen und so redlich wären, dass sie einem etwas daraus zeigeten, und wurde dadurch noch mehr bewogen, mehr nachzuforschen, und kamen wir immer näher, bis wir auch vom wahren Christenthum und von der Gottseligkeit ins Gespräch kamen. Wir fingen aber so balde nicht an, dass nicht bei mir ein Erschrecken sich erhub, da er mir aus der Bibel und Catechismo zeigete, was ein Christ sein müsste, was es erforderte einer zu werden, und wie man dazu in der Bussordnung gelangen müsste, und was für Kennzeichen an einem Christen in- und äusserlich wären. Mir wurde bange, legte mich aber aufs Widersprechen, doch nicht aus Gewissheit, aus Zaghaftigkeit. Denn ich fund, dass es mit mir gar nicht recht wäre und dass ich nicht im Taufbunde zeithero

*) Der Maler J. F. Baier, dessen handschriftliche Selbstbiographie die Königsberger Stadtbibliothek besitzt. (Acta ecclesiastica Vol. II.)

gelebt, indem dieser bei mir schier ins Vergessen gekommen, und ver-
stunde weder zehn Gebote, noch Glauben, noch Vater unser, noch ei
Stück christlicher Lehre recht, bei allem blinden Eifer für die Luth
rische Lehre. Denn ich konnte bei meinem Gottesdienst, so oft
Gelegenheit war, Sünde zu begehen, ohne Scheu vor Gott sol
thun, ohne mir ein Gewissen darüber zu machen; nur insgemein m
für einen armen Sünder zu bekennen, das war genug, darauf Beic
und Abendmahl zu gebrauchen und immer so zu bleiben. Dabei g
dachte ich nun: was wird aus mir werden? wo bin ich in die I
nebst allen Menschen gerathen? Gewiss der Mensch ist mir von Go
als ein Engel gesandt; den sollst du nicht verachten, sondern di
seines christlichen Unterrichts bedienen und auf seinen Wandel Ac
haben und alsdann, wenn Wort und Leben übereinkommen, so vi
mehr demselben folgen. Dieses that ich recht aufrichtig und herzlic
und kam entweder ich in sein logiament, welches war bei dem He
Holzkämmerer, bei dem ich zuerst bekannt worden, oder er kam
meine Bitten Mittwochs und Sonnabends zu mir und redeten mite
ander mitten in meiner Arbeit aus Gottes Wort, welches dabei rec
wohl geschehen konnte." —

Während aber so von der Holzkämmerei aus den in falschem Fri
den befangenen Seelen der wahre Friede gepredigt ward, empfa
Gehr selbst heisses Verlangen nach einem ähnlichen Zuspruch. Sei
innere Führung war bis dahin noch eine sehr gesetzliche gewese
Unablässig mühte er sich ab, in allen äusseren Verhältnissen des Le
bens streng und buchstäblich den Geboten der Schrift Genüge zu thu
unermüdlich rang er nach der vollendeten Heiligung des eigenen He
zens; aber der freudige Geist der Zuversicht wollte nicht über ih
kommen. Ein wie anderes Leben dieser Geist im Menschen erweck
hatte ihm jener unvergessliche Matthäustag gesagt, und noch imme
sagte es ihm die Erinnerung an die Segensstunde: aber grade dies
Schwanken, dieses Steigen und Sinken der Gefühle ängstigte ihn, und
immer dringender ward seine Sehnsucht nach dem gleichmässigen Wan-
deln im Lichte. Was ihm noch fehlte, verkannte er nicht: die voll
Einsicht in die freie Gnade des Evangeliums hatte er noch nicht ge-

wonnen. Wo aber konnte er mit grösserer Gewissheit Trost und Rath hoffen, als bei Spener, der ihn schon einmal zu einem entscheidenden Entschlusse hingeleitet hatte, oder in Halle, von wo so reiche Segensströme sich ergossen?

Im Jahre 1697 trat Gehr die Reise an, deren Ziele zu richtig gewählt waren, als dass sie erfolglos bleiben konnte. Wie musste allein August Hermann Francke's Anblick auf ein so gestimmtes Gemüth wirken! Hat je ein Mensch gelebt, dessen ganzes Thun und Treiben laut verkündete, was es heisst, aus der ewigen Fülle Gnade um Gnade schöpfen, so war es der Stifter des Hallischen Waisenhauses. Und nicht blos die Gesammtheit seines Lebens lehrt uns ihn in dieser Weise auffassen: täglich und stündlich zeugte sein persönliches Auftreten von der Freudigkeit im Dienste des Herrn, von der gewissen Zuversicht, dass die Hülfe nimmermehr lange verziehen könne. Ein Missverständniss, welches sich noch immer fortpflanzt, als habe man sich Francke an milder Sanftmuth Spener ähnlich, oder gar, bei aller Anerkennung seiner reinen Absicht, in der augensenkenden Demuthsgestalt eines schon entarteten Pietismus zu denken, war schon bei den Zeitgenossen gäng und gäbe. Wie erstaunte Mancher, wenn er nach Halle kam und nun selbst den beweglichen, lebendigen Mann erblickte *), dessen helles Auge eine wunderbar bannende Gewalt auch über die innerlich Widerstrebenden ausübte. Mit kühnen, aber treffenden Metaphern bezeichnet ein gleichzeitiges Gedicht auf die drei eng verbundenen Hallischen Collegen, Breithaupt, Anton und Francke, „die drei und dennoch eins", Breithaupt als den Adler, Anton als das Lamm, Francke aber als den Löwen.

Erst vor zwei Jahren — um Ostern 1695 — hatte dieser Löwe des Glaubens die viel genannten sieben Gulden in der Armenbüchse seines Vorzimmers gefunden, bei deren Anblick er die unvergesslichen Worte sprach: Das ist ein ehrlich Capital; davon muss man etwas Rechtes stiften: ich will eine Armenschule damit anfangen. Und was war schon aus diesem schwachen Anfange er-

*) Ein Erlebniss dieser Art erzählt Büsching in seiner Lebensbeschreibung S. 21.

wachsen! Die Armenschule bestand in fest geregelter Ordnung; dem später so bedeutsam gewordenen Pädagogium war der erste Gı gelegt; ein armes Waisenkind nach dem andern hatte Pflege und nahme gefunden, schon waren ihrer mehr als zwanzig beisamn auch für die armen, hungernden Studenten war ein Freitisch gesti und doch blieben noch Mittel zu mancher vereinzelten und geleg lichen Wohlthat. Grade 1697 — am 2. Juni — sandte Francke hellem prophetischem Blicke in eine nicht minder gesegnete Zuk seinen treuen Neubauer nach Holland zum Besuch der dortigen W senhäuser, um auf die von ihm gesammelten Erfahrungen das H zu erbauen, das noch heute, nicht blos durch die Inschrift des (belfeldes, davon zeugt, dass die auf den Herrn harren, ne Kraft bekommen und auffahren wie die Adler.

In welcher Weise Gehr durch Francke getröstet und ermut ward, erfahren wir nicht; in solcher Umgebung aber musste j Wort von hundertfachem Gewichte sein. Tief bewegt gedachte Holzkämmerer des Kämmerers aus dem Morgenlande: wie jener ko nun auch er freudig seinen Weg heimwärts ziehn. Noch aber s ihm eine ernste Prüfung bevor. In den ersten Tagen des Jahres 1 befiel ihn in Berlin eine schwere Krankheit, und nur langsam v die dringende Gefahr beseitigt. Das erhöhte innere Leben mag Genesung befördert haben: der neugestärkte Glaube hatte sich an Pforten des Todes bewährt, und die liebevolle Theilnahme, welche Fromme dem ihnen persönlich noch unbekannten Manne erwie lehrte überzeugend, dass der Baum, der solche Früchte der Liebe deihen liess, von rechter Art sein müsse.

Im März kam Gehr nach Königsberg zurück, und schon nach nigen Wochen begann unvermerkt aus den unscheinbarsten Anfäı das Werk sich zu entwickeln, welches dem Holzkämmerer ein dau des Andenken bei der Nachwelt gesichert hat.

Hier wird es Pflicht, den Stifter selbst reden zu lassen. Im Au 1699 schrieb Gehr folgende Erzählung nieder:

„Es fügte sich verwichenen Jahres, dass ein guter Freund Lande d. 19. April 98 des Morgens frühe eben um die Zeit, da

bst (weil damals noch keinen Studiosus hatte)*) meine Kinder beten
ss und sie aus ihrem Christenthum und Catechismus, damit sie das
raus Gefasste nicht wieder vergässen, examinirte, zu mir kam und
ses — Gott sei die Ehre! — nicht ohne Bewegung und Thränen
hörte, mich auch darauf bat, einer christlichen Wittwe die Liebe zu
weisen und ihre zwei Mädchen in mein Haus zu gleicher Information
nehmen. Ich schlug ihm solches anfänglich ab: da er aber weiter
hielt, fürchtete ich, es dürfte des lieben Gottes Wille sein, der mir
che Gelegenheit aufstossen liesse und mich, so ich sie versäumte,
meinem Gewissen sehr bestrafen könnte. Resolvirte also insoweit,
, wenn mein aus Halle verschriebener Studiosus anlangte, meine
lige Meinung wissen zu lassen."

„Den 11. Juni benannten 98sten Jahres kam der Studiosus Herr
orge Christian Adler an, welchem ich die Sache: ob er wohl nebst
inen Kindern auch andere mit informiren wollte? vortrug, und da
seine Einwilligung hörte, in Gottes Namen an den obengedachten
ten Freund nach Litthauen schrieb, und ihm freistellte, ob er die
nder, davon er erwähnet, in mein Haus bringen wollte. Indessen
achte gedachter Studiosus Adler unterschiedene neue und erbauliche
chen von Herrn Professor Francke und unter anderen die Tabelle
der Einrichtung und Abtheilung der veranstalteten Information zu
ucha an Halle in unterschiedenen Exemplaren mit, davon ein guter
und, der mich besuchte und diese Tabelle sah, ein Exemplar erbat
unter andern auch Herrn Falk, Rathsverwandten im Löbenicht
te, der darauf, weil er von der guten — Gott sei die Ehre! —
ziehung meiner und anderer Kinder, die bei meinem vorigen Stu-
sus Schrader mit unterwiesen waren, gehört, wünschte, dass seine
den jüngsten Kinder, Sohn und Tochter, auch solcher Erziehung
tgeniessen möchten, und mich bitten liess, sie aufzunehmen, mit
rsicherung, dass er gern zur Sustentation und Salarirung der zu
cher Anstalt nöthigen Leute seine Quote beitragen wollte. Ich machte
lich des Sohnes wegen, weil ich hörte, dass er schon in die Löbe-

*) Schrader hatte, wie es scheint, nicht lange zuvor das Haus verlassen.

nichtsche Schule gegangen, eine Exception, vorstellend, dass ich nich
Sinnes wäre, dergleichen Kinder, die in die öffentlichen Schulen gin
gen, sondern nur solche, die entweder noch keine, oder nur Privat
Information genossen hätten, oder vom Laude zu mir geschickt wür
den, anzunehmen. Er aber versicherte, dass der Sohn nicht all
schon fast ein Vierteljahr aus der Schule und in Danzig, sondern
auch ohnedem resolvirt wäre, ihn aus vielen Ursachen nimmermehr
die öffentlichen Schulen zu schicken. Darauf gewährte ich ihm sein
Bitte und accordirte mit ihm wegen des Preises auf jährlich 15 Thl
welches auch hernach bei den anderen Kindern mehrentheils observi
worden. Auf solche Art bin ich an Herrn Falken beide Kinder ge
kommen, von denen doch auch dieses noch zu merken, dass das Mägd
lein den 11. August, der Knabe aber im September, da er von Danzi
erst nach Hause gekommen, in die Information eingetreten. Weil
gedachter Freund aus Litthauen auch den 2. August ein Mädchen
denn das andere, als ein Stiefkind, hatten ihre Grosseltern zu sich
nommen — brachte, also ward im Namen Gottes, nach herzlicher
rufung und Gebet um Segen und Beistand zu dieser Hausinformati
den 11. August mit den Mägdlein der Anfang gemacht und sie
Christenthum nach der heiligen Schrift, Luthers Catechismus, Les
Schreiben, Rechnen, Nähen und Stricken durch unterschiedene Le
damit sie Alles gründlich lernen möchten, unterrichtet. Da aber
September der junge Falk dazukam, wurden die Stunden dergest
eingetheilet, dass ihm zu Gute auch Latein, Geographie und Geschi
getrieben wurde, in welchen letzteren Wissenschaften, weil sie
Auffassung der Kinder nicht zu schwer, sondern lustig und das
müth erfreuend sind, auch die Mägdlein nach dem Rathe Luther's
geführt wurden. Hievon hörte Herr Stobbe, Gerichtsverwandter
Löbenicht, und ersuchte mich den 18. September 98, seine Toc
auch in die Information mit aufzunehmen. Ich stellte ihm sowohl m
christliche Absicht, als auch was dabei zu bedenken und vielle
künftig mit darüber zu leiden wäre, vor, ihn ermahnend, Alles
Gott im Gebet, mit seinem Gewissen und allen Angehörigen wohl
überlegen: so er zwar auch gethan, aber dennoch sie den 26. Se

tember zu mir sandte. Inzwischen wurde Herr Falk, da er die Methode der Information, die Willigkeit seiner Kinder dazu, ohngeachtet sie den ganzen Tag fast in der Arbeit sind, und die Fortschritte derselben sah, in seinem Gewissen bewogen, auch seinen Unmündigen, den kleinen Poppe, zu mir zu geben. Da er aber wohl wusste, dass ich ihn abweisen würde, spricht er den Obervormund, Herrn consulem, um seinen Rath und Consens an, der ihm nicht allein sein Vornehmen nicht widerräth, sondern ihn auf sein Gewissen zurückweiset, das zu thun an seinem Unmündigen, was er seinen Kindern gut und nöthig zu sein erkennte. Da er mir nun alle diese Umstände hinterbringt und um Annehmung des kleinen Poppe anhält, nehme ich ihn auch im Namen Gottes an. Und auf diese Art, auch in dieser Ordnung der Zeit, bin ich wahrhaftig zu diesen vier fremden Kindern gekommen."

„Sobald aber dies geschehen war, fing man an, Allerhand wider mich hinterrücks zu reden, und suchte man anfänglich erst in der Güte Herrn Falk von mir abfällig zu machen, wozu sich sonderlich Herr Dr. Deutsch — dem doch wegen der mit ihm gepflogenen Freundschaft meine allezeit redliche Absicht in Aufhelfung des wahren Christenthums und aufrichtiges Bekenntniss evangelischer Lehre bekannt war — gebrauchen liess, mit Vorwendung: ich wäre sonderlicher und irriger Meinungen verdächtig, und würde das Sackheimsche Ministerium mich ehestens beim Consistorium verklagen. Da dieses nicht anging, suchte man mich durch Herrn Diakonus Weber folgenden Tags, als den 23. September, zu bereden, von diesem meinem Vornehmen abzustehen, mit Bedrohung: man würde mich sonst darüber verklagen. Als ich ihm aber remonstrirte, wie Unrecht man mir thäte, dass man mir das verbieten wollte, was jedem Hausvater und Studenten, ja gar unverständigen Handwerksleuten den ganzen Tag freigegeben und nichts dazu gesagt würde, wusste Herr Weber nichts zu sagen, sondern wünschte, als er meine Freudigkeit und Absicht sah, mir Geduld und Gottes Beistand. Hierauf blieb ich eine kleine Zeit in Frieden, bis an den 17. Dezember 98, da ich, theils um den Eltern zu zeigen, worin die Kinder unterrichtet würden, theils um die Kinder zu mehrerem Fleiss und

anständiger Parrhesie aufzumuntern, ein klein Examen anstellte
ausser Herrn Falk und Stobbe, als Eltern und Vormündern dieser
der, nur Herrn Diakonus Zeidler, als meines Sohnes Pathen,
Als die Widrigen es erfuhren, fing die Lästerung und allerhand
und Hohnreden mif schimpflicher Austheilung von allerhand Bedi
gen wieder an, als: ich wäre Rector, mein Studiosus Conrector,
Zeidler Inspector, Herr Falk Scholarcha u. s. w. Noch mehr und
aber ward es, da — abermals ohne mein Gesuch — den 20. Dez
ber Herr Willamovius, Churfürstl. Renteiverwandter, zu mir kam
nach Vorstellung, wie es in der Löbenichtschen Schule zuginge,
herzlich bat, seinen Sohn in meine Hausinformation mit aufzuneh
Ich schlug es ab und stellte ihm vor, dass theils meine Absicht
wäre, solche Kinder, die in öffentliche Schulen gingen, anzuneh
theils dass er selbst darüber mit mir würde leiden müssen. Da
aber nicht nachlassen wollte und nicht allein hoch betheuerte, d
wenn ich ihn gleich nicht annehmen wollte, er ihn doch nicht wi
in die öffentliche, noch weniger in die Löbenichtsche Schule schi
würde, sondern auch mir remonstrirte, dass ja einem Jeden, was
gut dünkte, mit seinen Kindern zu thun freistünde und täglich pr
ticiret würde, er auch weder in der Stadt Löbenicht wohnte, noch
unter der Städte Jurisdiction stände: resolvirte ich im Namen Go
ihn anzunehmen. Auf gleiche Art habe ich denn auch auf Antrag
Herrn Jagd-Secretarius Siebrandt seinen kleinen Vetter, der gar
Fremder und aus Stettin gebürtig ist, angenommen: und sind d
beiden Kinder den 5. Januar 1699 eingetreten. Da hat der Re
der Löbenichtschen Schule, Herr Mag. Hoynovius, seinen Zorn öff
lich in der Schule und NB. eben am Tage der Vorbereitung zum
ligen Abendmahl, wozu er nebst den Schulbedienten und Schülern
folgenden Tag gehen sollte, mit grosser Vehemenz, erbitterten Wo
und grausamen Lästerungen ausgegossen, zum grossen Aergerniss
Jugend, welcher dadurch ein empfindlicher Hass in ihre Seele
pflanzet ist, und mit auf sich Ladung des erschrecklichen Wehe Ma
18. 6, 7.“

„Weil er nun, dass ich betrüglich handelte, unter anderem au

rch beweisen wollte, dass ich, da doch arme Kinder aufzuneh-
versprochen hätte, gleichwohl jetzt reiche Kinder an mich zöge,
le ich meines vor einem Jahre schon gefassten Vorsatzes erinnert,
weil ich den Studiosus, den ich schon damals verschrieben, nicht
lten hatte, bemühte ich mich allhie einen anzunehmen, und suchte
r einen stillen und armen Menschen, der mir dabei an die Hand
n und mit dem, was ich ihm aus meinen Mitteln nebst freier Stube,
r, Wäsche und Holz wöchentlich anstatt der Kost reichen könnte,
eden sein möchte. Der liebe Gott, dessen Leitung und heilige
ehung ich oft zu grosser Freudigkeit und Trost gespüret, sorgte
sobald dafür und schaffte mir, da ich weder von Stube noch
ern wusste, nicht allein einen Studiosus, sondern auch Stube und
Kinder."

„Da nun die, so sich über solches Werk Gottes hätten freuen und
lbe befördern sollen, dies sahen, fingen sie an, dasselbe hinter-
und öffentlich zu beurtheilen, und ich musste ein Liedlein sein
r ganzen Stadt. Ja Herr Dr. Deutsch trat gar den 13. Februar
nd redete da, wo man doch nichts als Gottes Wort 1. Petr. 4, 11
soll, wider sein Gewissen und, ohne mich befragt zu haben,
seinen Affekten — was ihm der Herr, wenn er es bekennet und
et, um Christi willen vergeben wolle! Wie mir nun solche
ach mein Herz brach, kann Jeder, der es erfahren hat, leicht ge-
en: denn nichts kränkt einen wahren Christen so sehr, als wenn
Wahrheit Gottes so untertreten und ein so grosses Aergerniss an-
htet wird. Aber der Herr, der da reich ist von Barmherzigkeit,
ete mich überschwänglich und zeigte, dass er seine Hand mit dar-
r habe. Denn ohne alle mein Gedenken kriegte ich folgenden
Nachricht, der vorigen Jahres zur Information der armen Kinder
chriebene Studiosus sei in Berlin angelangt und werde ehestens
der Post herkommen. Ohngeachtet nun diese Zeitung mich eini-
assen wegen der Unkosten stutzig machte, erfreute sie mich doch
lich, da ich sah, Gott contradicire in der That dem unnöthigen
rsetzen meiner Feinde. Fasste daher eine gute Zuversicht auf
Fürsorge und machte Anstalt, dem Studiosus eine leere Stube

in den mir anvertrauten Chatull-Wohnungen*) zurecht zu machen u
ihm einen Tisch zu bereiten, in Hoffnung, der Herr werde mir b
stehn und es mir nicht fehlen lassen. Und das hat er auch tr
gethan, und bis diese Stunde stehe ich getrost und scheue kein A
denn der Herr ist mit mir, was wollten mir Menschen thun?"

„Da nun die Leute hörten, was der Herr durch mich Armen
kamen Viele, die aus Armuth die Ihrigen gar nicht hatten zur Sch
halten und ihnen die nöthigen Bücher anschaffen können, Viele au
die da ihre Kinder in den vielen Nebenschulen, in welchen es n
besser, wie sie bezeugten, als in der öffentlichen Sackheimer Sch
zugegangen, gehalten, aber auch über die Versäumniss, so au
Menge der Kinder bei solchen Schulmeistern herrührte, sich bekl
Allein dieser Leute Kinder — keins aber, so viel ich weiss, aus
öffentlichen Sackheimer Schule, einen einzigen Knaben ausgenomm
bei dem der Cantor eingewilligt hatte — sind angenommen wor
Die meisten frei und umsonst, auch mit Darreichung nöthiger Bü
als des N. Test., Sirach, Psalter, Catechismus und Fiebel, an die
sten; die anderen aber gegen ein geringes, aus freiem Willen n
eines Jeden Vermögen von ihm selbst stipulirtes Lehrgeld, als
Almosen zu Anschaffung nöthiger Bücher für die Armen und and
Nothwendigkeiten."

„Je mehr nun der Herr diese Arbeit, wofür Viele Gott mit Th
nen gedankt haben, segnete, je mehr wuchsen die Lästerungen v
Betrug und falscher Lehre, dass ich daher nöthig erachtete, durch
öffentliches Examen an den Tag zu legen, dass nichts als die Wa
heit göttlichen Wortes und ein rechtschaffenes Wesen in Christo J
sowohl, als auch was zu diesem leiblichen Leben nöthig ist, getri
und die Reichen sowohl als die Armen dazu angeführt würden:
zwar vor der Zeit des öffentlichen Examens im Löbenicht, damit
dadurch vielen Lästerungen und Sünden vorbeugen möchte. Der li
Gott hat mich auch hierin nicht fehlen lassen. Denn die Lügen w

*) „In welchen viele arme Kinder sind, deren geistliches Wohlsein durch chris
liche Anstalten zu befördern, ich ja auch verbunden bin. Der Herr vergebe mir, w
ich bisher darin versäumt habe."

trug, falscher Lehre, Gotteslästerung u. s. w., welche man den Kin-
rn beibrächte, sind von selbst durch das Zeugniss derer, die dabei
wesen und gesehen und gehört, dass man der Kinder geistliches und
liches Heil treulich meinete, nicht anders als die Nacht von den
en Sonnenstrahlen vertrieben, und man hat nun aus einem anderen,
so schwachen Grunde, dass man nämlich keinen Beruf dazu hätte,
che zu lästern angefangen; worauf aber auch mit göttlicher Hülfe
geantwortet werden soll."

„Nach diesem Examen haben einige Freunde herzlich gebeten, ihre
der und Enkel auch in diese Hausinformation aufzunehmen, worin
en, weil sie dieselben vorher privatim unterweisen und nicht in die
ntlichen Schulen gehen lassen, aus christlicher Liebe gewillfahrt
rden. Sind also in der Anstalt für solche Kinder, die ad studia
ührt werden, und wovon bisher ein so grosser Lärm gemacht wor-
, acht Knaben, davon vier erst nach dem Examen gekommen, und
i Mädchen: und in den zwei Armenschulen an 60 Kinder. Habe
ch die Hoffnung zu dem lieben Gott, er werde künftighin christliche
rzen und vornehme Freunde — wie mich denn schon einige ihrer
be und Beitrags versichert — erwecken, die, wenn sie nur sehen,
s dieses Werk durch den Herrn geschützt wird, gern zur Verpfle-
ng der armen Kinder mit Speise und Kleidern etwas contribuiren
rden." —

III.

Schon Gehr's eigene Erzählung giebt zu erkennen, wie das kaum
gonnene Friedenswerk heftigen Angriffen zur Zielscheibe dienen
usste; die volle Bedeutsamkeit des Streites aber darf man nicht nach
nen kurzen Andeutungen bemessen. Vom Mai 1699 bis zum März
701 währte der Krieg ununterbrochen, die Akten füllen einen Folio-
nd von mehr als tausend Seiten. Der Fleiss, auch das Wissen des
olzkämmerers nöthigt zur Bewunderung. Wohin die Gegner ablenk-
en, dahin ging er ihnen nach, durch alle Bände der Werke Luther's

und der grossen Lutherischen Theologen bis tief in die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte: und doch ist von keiner Seite di Selbstständigkeit seiner Arbeiten in Zweifel gezogen. Auf solche Höh der Allgemeinheit waren die Parteien bald in der Hitze des Streits langt: wir dürfen sagen, zum Glücke der neuen Stiftung. Ueberh sind in diesem Processe, der vor dem Throne des Landesherrn gef ward, manche unerwartete Wendungen eingetreten, welche den S der guten Sache beschleunigten und der längst abgeurtheilten Feh noch heute nicht gewöhnliches Interesse verleihen.

Am 12. Mai 1699 kamen die Sackheimer „Schulbedienten", ein Tag später auch Rector und Collegen der lateinischen Schule im L benicht bei dem Samländischen Consistorium ein um Schliessung d unbefugten Winkelschule in der Holzkämmerei. Mit wunderbarer Ueb eilung willfahrte die dem Pietismus feindselige Behörde ohne jede we tere Prüfung dem kaum eingelaufenen Gesuch und berichtete in dies Sinne an die Regierung, welcher ebenfalls die Anklage nicht un kommen war. Gehr ward citirt und das bisher Geschehene ihm m getheilt. Er suchte zuvörderst Stärkung im Gebet, dann aber bewäh er vollständig, was er freudig selbst von sich bekannte: „Der Herr Ch stus hat mich nicht gelehrt, allein einfältig zu sein wie die Taube sondern auch klug zu sein wie die Schlangen." Mit schnellem En schlusse wandte er sich unmittelbar an den Kurfürsten: das Consist rium habe bereits unzweideutig Partei genommen, und es fehlte som dieser Behörde aller Beruf zu einer Untersuchung, die von vorn here durch die That für überflüssig erklärt sei; er bitte um Einsetzung ein unparteiischen, ausserordentlichen Commission zur Prüfung seiner Sach Die Bitte ward erfüllt, und schon im Juli trat die neu ernannte Co mission zusammen. Ihre Mitglieder waren: der Oberburggraf Alexan von Rauschke, der Hofgerichtsrath Preuck, der Rath und Advocatus fi Lau, der Hofrath und Ober-Secretarius Schmidt.

Unmöglich konnte die Gegenpartei verkennen, wie viel sie durc diesen einen erfolgreichen Schritt Gehr's verloren hatte. Nicht meh theologischer Hass, sondern die klare Einsicht praktisch erfahrener Männer sollte jetzt zu Gericht sitzen; so mancher Faden war in schlauer

rechnung schon lange zuvor angeknüpft, nun waren sie alle zerris-
ı. Vergeblich erinnerten die Gegner aller Orten, wie jetzt nach end-
ıer Besiegung der Synkretisten ein neues Gräuel unaufhaltsam her-
ıbrechen werde, wenn das Consistorium nicht über Zion wache: ein-
und allein durch eigene, gerechte Würdigung der Sachlage liessen
. Commissarien sich bestimmen, die Adjungirung zweier Theologen
usuchen. Der Hofprediger Dr. Wegner und der Altstädtische Dia-
Dieterici, zwei gemässigte und allem fanatischen Treiben abholde
istliche, wurden ernannt. Nur soviel setzte die Gegenpartei nach
d nach durch, dass der Commission noch ein Mitglied des Consi-
riums zugeordnet wurde; aber auch diesmal fiel die Wahl auf einen
nn, der damals noch nicht zu den besonders Starren und Aus-
hliesslichen gehörte, den Archidiakonus und Professor Goldbach *).
e Untersuchung begann: nur wenige Verhöre fanden Statt, aber desto
hl- und umfangreicher häuften sich die von beiden Seiten eingereich-
Aktenstücke.

Zu ihrem Schrecken wurden die Kläger jetzt gewahr, in welche
rlegenheit sie durch die allzuschroffe Formulirung ihrer eigenen Klage
riethen. Gehr sollte angeblich unter verdächtigen Umständen eine
ue Religion, voll seltsamer Meinungen, gegen die leges fundamenta-
ausbreiten und durch sein Schulehalten in die oberbischöfliche Ge-
lt des Landesherrn freventlich eingreifen. Nun galt es den Beweis.
bald die Verhandlungen eine so ernste Wendung nahmen, wurden
Lehrer vom Sackheim, ihren Cantor an der Spitze, immer stiller:
m wagten sie noch in einem „bittlichen Flehen" über die Gefähr-
g ihres „armen Stückchen Brods" zu wehklagen. Ganz andere
ergie bewährten die Collegen der Löbenichtschen Schule, aber auch
sahen sich ängstlich nach Beistand um. Nicht ohne guten Grund:
n je öfter sie verlauten liessen, sie selbst hätten den Holzkämmerer
arger Vergehen eigentlich nicht beschuldigt, sondern durch das Con-
torium wären ihre Beschwerden bei der Einsendung an die Regie-
g verallgemeinert und dadurch verschärft worden, desto näher rückte

*) Als wissenschaftliche Autorität ward noch der Professor Rabe hinzugezogen.

die Gefahr, der sichere Rückhalt, auf den sie gerade beim Consi
rium noch rechnen durften, könne mit der Zeit verloren gehn.
würde denn bald an den Patriotismus der Commissarien, als „der
len des Landes“, appellirt und der Dank des Vaterlandes, selbst
Nachwelt ihnen in Aussicht gestellt; denn bei einem Attentate so
Art sei nicht die einzelne Schule, sondern das ganze Land intere
Bald wurde die Universität aufgeboten, weil die Wissenschaft be
sei. Alles vergeblich. So gewiss die Löbenichtschen Lehrer nur
vorgeschobene Posten einer weit grösseren und mächtigeren Partei
ren, sie wurden doch völlig in Stich gelassen; denn es schien
sicherer, trotz aller Verbote von Kanzel und Katheder gegen die
tisten zu donnern, als vor eine Behörde zu treten, die vor allen
gen Beweise forderte. In einer fast komischen Weise spricht sich
immer zunehmende Rathlosigkeit bisweilen in den Aktenstücken a
es ist nur ein politischer Kunstgriff des Holzkämmerers, dass er
an uns, als an den Schwächsten, reibt, es ist ja nicht blos un
Sache; er macht uns zu principalen Interessenten, da wir doch die
ringsten sind. An anderen Stellen steigert sich die Verlegenheit
zu sentimentaler Friedenssehnsucht: wir müssen die Jugend versäum
und Krieg führen mitten im goldenen Frieden; man gönnt uns
Glück nicht, in friedsamer Gottseligkeit unter den „väterlichen Adl
flügeln unsers theuersten Friedrich“ zu wohnen.

Doch der schwere Beweis musste angetreten werden. In die
Theile der Anklage drängt in der That eine Abgeschmacktheit die
dere. Die Umstände seien gewiss verdächtig: wann sind je so vi
Studiosen in die Holzkämmerei gegangen, wie neuerdings? „was
neu ist, pfleget uns seltsam und verdächtig vorzukommen.“ An
samen Meinungen fehle es ebenfalls gar nicht. Die seltsamste von
sei ohne Zweifel die, dass der Holzkämmerer sich einbilde, er
in seinem Hause Schule halten; aber seltsam scheine es auch,
Gehr's Freund, der Studiosus Hasenstein, auf der Löbenichtschen Kan
behauptet habe, die bitteren Salsen 2 Mose 12 seien unserem Sa
nicht unähnlich gewesen. Ebenderselbe habe nicht minder seltsam vi
zu viele Lämmer im alten Testament typisch-symbolisch auf das eine

wahre Osterlamm bezogen. Endlich gehöre es gewiss zu den seltsa-
en Meinungen, wenn man einen Fuchsschwanz an die Kirchenkanzel
nge. Was neben diesen und ähnlichen Geistessprüngen sorgenvoller
danten in Betreff der angeblichen neuen Religion vorgebracht wurde,
r nur eben das, was man überall den Pietisten als Abweichung vom
herischen Lehrbegriff vorzurücken pflegte. In diesem Falle erwie-
sich die Anschuldigungen bald als unbegründet, denn der immer
sehr um die Reinheit seines Glaubens besorgte Holzkämmerer
stand es, Luther selbst für sich reden zu lassen. So zerfiel die
te Hälfte der Anklage in sich selbst: der erste bedeutende Sieg war
fochten, und mit freudiger Zuversicht konnte Gehr jeden Verdacht
r Ketzerei von sich und seinen Verbündeten ablehnen. „Wodurch
so schrieb er jetzt — stossen wir den Glaubensgrund um? es müsste
n ihre Schule und der aus derselben zu hoffende Genuss — wel-
es beides wir ja auch nicht umzustossen gedenken — der Glaubens-
nd sein. Wo ist mit unsern Irrthümern Bosheit und Halsstarrig-
it verknüpft? Wir haben ja die höchste Schmach, die unser Herz
brach, gelitten und Gott Lob! nicht wieder gescholten."

Ungleich schwieriger war es, in Bezug auf den zweiten Punkt der
klage zu sicheren Resultaten zu gelangen. Gleich im Anfange der
tersuchung traten Fragen in den Vordergrund, die verschiedene Ant-
rten zuliessen, oder sich wohl gar als Principienfragen aller entschei-
nden Lösung zu entziehen drohten. War es bei dem einmal beste-
nden Herkommen nicht füglich zu bestreiten, dass der Privatmann
Recht habe, für sein Haus und wenige Kinder befreundeter Fami-
eigene Lehrer anzunehmen, so blieb es doch noch unsicher, ob
neue Schule als eine solche Privatinformation zu betrachten sei.
hr behauptete es und wies darauf hin, wie ja voraussichtlich mit
inem Tode das ganze Unternehmen von selbst eingehen werde: aber
muthigeren Stunden sprach er doch wieder von der möglichen Er-
iterung des noch schwachen Anfangs zu einer vollständigen lateini-
hen Schule, ohne selbst darin eine Verletzung der Ordnung zu er-
kennen. Wahres Lehrgeschick komme nicht ausschliesslich aus dem
blossen Studium, noch weniger sei es an den Magistertitel gebunden:

auch diese gute Gabe komme von oben herab, und echte Treue könne selbst bei einem bescheidenen Maass von Gelehrsamkeit Grosses wir- ken, weit Grösseres, als in den Königsberger Schulen geleistet wer Was man gemeinhin Beruf, oder gar göttlichen Ruf nenne, gar zu oft nichts Anderes, als Erlaufung und Erbettelung eines haften Amtes. Die Gegner stützten sich auf die schon vorhandene theilung der Schüler in verschiedene über- oder untergeordnete Kl sen, nicht minder auf die abgehaltenen Prüfungen, um darzuthun, d es sich keineswegs mehr um einen einfachen Privatunterricht hande Wollten sie dann aber noch obenein beweisen, dass Gehr auctoritat publicam und Geldzuschüsse aus Staatsmitteln offenkundig nachsuch indem er ja auf den Beistand christlicher Herzen und vornehm Freunde*) hoffe, von denen die letzteren doch gewiss personae pub cae sein könnten: so benahmen sie durch ihre allzukindische Lo der ganzen Beweisführung alle überzeugende Kraft. Von der ande Seite lag ein Gutachten vor, welches Gehr's Freunde ohne sein V wissen bei dem Hallischen Professor der Rechte Dr. Stryk eingeh hatten. Wie sein berühmter Vater — der einst an die Annahme s ner Berufung an die eben gestiftete Universität Halle die Bedingu knüpfte, zuvor müsse der Seelenmörder A. H. Francke ausgewiesen w den, dann aber bei besserer Erkenntniss Francke's begeisterter Freu geworden war — diente auch dieser jüngere Dr. Stryk gern der Sa des Pietismus. Eine ziemlich kunstvoll durchgeführte Scheidung d drei Begriffe: öffentliche Schule, Privatschule und Winkelschule, l für Gehr's Stiftung einen ehrenvollen Platz in der zweiten Katego offen; aber die Abgränzung blieb immer etwas künstlich, und beso ders war das Gutachten doch nur ein Privataktenstück ohne gesetz bindende Geltung. Je mehr es somit an unzweifelhaften Beweisen die eine oder die andere Auffassung gebrach, in desto abstraktere R gionen erhob sich der Streit. Waren die Schulen ganz und gar d Kirchen gleichzustellen? Galt für ihre Lehrer Alles, was die Luther schen Theologen über die Nothwendigkeit einer legalen Berufung

*) Vgl. S. 95.

Bezug auf die Kirchenlehrer ausgemacht hatten? Welche Berechtigung durfte man auf diesem Gebiete der Doctrin vom allgemeinen Priesterthum der Christen zugestehen? Beide Parteien wussten diese Fragen ihrem Interesse gemäss zu beantworten, und beide hatten gewichtige Autoritäten für sich. Namentlich trat hier, wie überhaupt in der ganzen Controverse, die Schwierigkeit zu Tage, mit Hülfe einzelner Aussprüche Luther's so zu kämpfen, dass nicht der Widerspruch ebenfalls seine Waffen aus Luther's Werken entnehmen konnte, sobald man nach damaliger Weise den ganzen schriftstellerischen Ertrag seines langen und auch in dieser Hinsicht so thatenreichen Lebens als eine unterschiedslose Masse betrachtete. Man möchte es bezeichnend nennen, dass die Gegner stets die Jenaischen Tomi citiren, der Holzkämmerer regelmässig aus den Altenburgischen antwortet: selbst die Gegner wagten nicht mehr zu behaupten, als dass Luther ihm mehrentheils zuwider sei.

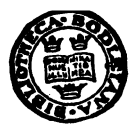
Dennoch begann die Wage sich nach der Seite der Pietisten zu senken; denn sobald einmal wieder der positive Boden der Wirklichkeit betreten wurde, fand man sie entschieden im Vortheil. Für die bestehenden Schulen erregte es schon keine günstige Stimmung, dass sie Gehr's Anstalt so gründlich verachteten, aber doch meinten, sie würden sich neben ihr nicht halten können und gingen einem sicheren Verderben entgegen. Arge Dinge kamen zur Sprache. Man erfuhr, wie ältere, sittenlose Schüler die verderblichste Tyrannei über die jüngeren ausübten; wie die altherkömmlichen Schulstrafen in Geldbussen verwandelt waren, deren Betrag die Knaben, gleichviel in welcher Weise, beschaffen mussten; wie die Lehrer für Geld ihren Untergebenen lateinische Reden anfertigten, die dann in feierlicher Versammlung zum Entzücken der betrogenen Eltern hergesagt wurden; wie man endlich gegen Baarzahlung die rühmlichsten Zeugnisse erhalten konnte. Ganz neue Erfahrungen fast noch schlimmerer Art lagen vor. Kaum hatte Hasenstein am Ostersonnabend 1699 jene Predigt gehalten, welche durch die Deutung der bitteren Salsen den Orthodoxen so schweren Anstoss gab, als ein Pasquill in Umlauf kam, Gedanken einiger Schüler über einen illuminirten Studiosus aus der

Versammlung der neuen Heiligen, der Ao. 1699 d. 18. im Löbenicht die Vesper hielt: und allgemein ward erzähl Rector M. Hoynovius habe es selbst seinen Scholaren in die Fede tirt. Ein neues Pamphlet vom 25. April, Fortgesetzte Geda einiger Schüler im Löbenicht wider die neuen hei Böhnhasen auf dem Sackheim, liess durch seine ganze F keinen Zweifel mehr übrig, dass wirklich ein Lehrer so unglaubl seinem Amte gefrevelt hatte. Wie höchst widerlich musste es solchen Vorgängen doch klingen, wenn eben dieser Rector wohl ben wollte, dass die Schulen in einzelnen Punkten einer Verbes fähig seien, dann aber mit höhnischer Beziehung auf angeblich stische Irrlehren fortfuhr: diese Besserung sei erst im tausendjä Reiche, oder in dem Jahrhundert grösserer Offenbarung der Kräf Evangeliums zu erwarten. Wie lächerlich und zugleich wie friv die Antwort, die er Gehr auf die Anklage wegen Käuflichkeit der nisse gab! „Weiss er nicht, dass etliche durch rühmliche test zu allem Guten sind aufgemuntert worden, quia laudata virtus et immensum gloria calcar habet? die Liebe muss ja alles hoffen 13, 7 und kann aus einem Schlimmen bald was Gutes werden.' armselig erschienen vollends alle Bedenken, welche gegen das s reine Wirken der Lehrer Gehr's erhoben wurden. Keines von hatte auch nur den Schein für sich, es sei denn die Verwun darüber, dass in der Holzkämmerei zwei Mädchen sogar an den chischen Unterrichte Theil nahmen *). Aber auch hier verlore die Widersacher in den abentheuerlichsten Consequenzen, wenn das Elend schilderten, welches einst der ungriechische Gemahl der Zucht einer so gelehrten Frau erdulden werde.

Ganz andere Eindrücke empfingen die Mitglieder der Comm

*) In den höheren Ständen gab es damals nicht wenige gebildete Damen, das neue, selbst das alte Testament im Grundtext lasen. Die 1698 in Halle nenen: „Projecte wie die Anführung Herren-Standes, adelicher und anderer men Jugend, veranstaltet und guten Theils wirklich eingerichtet und auge stellen ausdrücklich Unterricht im Griechischen und Hebräischen für die Tö Aussicht.

als sie am 22. September 1699 einer gründlichen Prüfung der Gehrschen Schüler beiwohnten. Alle Lichtseiten des Lehrplans bewährten sich als volle Wahrheit, obwohl die geprüften Kinder noch nicht das zwölfte Jahr erreicht hatten. „Wir haben — heisst es in dem später abgestatteten Berichte — in des Holzkämmerers Gehr Wohnung uns zusammengethan, vorgemeldete derer von ihm gehaltenen Praeceptoren privat-information und Methode dergestalt daselbst beschaffen gefunden, dass wir uns darüber billig verwundert und ein gross Vergnügen empfunden. Auch die obgedachten drei Geistlichen selbst sind gänzlich damit zufrieden gewesen, indem sonderlich die Kinder, wiewohl sie ohnedem in den fundamentis Latinitatis, der Griechischen Sprache, der Historie, Geographie und was sonsten ihr Alter mitgebracht, gute profectus bewiesen, in dem lieben Catechismo, der H. Schrift und in Summa in alle dem, so zum Christenthum bei jungen Leuten erfordert wird, eine solche Fertigkeit bezeuget, dass wir alle darüber eine merkliche Freude gehabt, um so viel mehr, da dergleichen auch an den armen Kindern befunden worden, ohngeachtet dass sie in dem Hause des Holzkämmerers Gehr von den Präceptoren, die er dazu hält, ohne die geringste Vergeltung informiret werden." Besonders zeigte sich der Oberburggraf von Rauschke durch diese kaum gehofften Erfolge überrascht; er versprach das Beste und hat Wort gehalten. Allerdings waren die Mitglieder der Commission nicht in allen Stücken einer Meinung, und die Cirkulation der mehr und mehr angeschwollenen Akten währte unendlich lange, wie denn die drei geistlichen Herren zu eben dem, was die vier weltlichen Commissarien in vier Wochen abgethan hatten, beinahe vier ganzer Monate bedurften. Der endliche Bericht, der erst im Mai 1700 an den Kurfürsten abgesandt wurde, schloss jedoch mit dem Antrage: die neue Schule möge bestätigt und unter die Obhut eines billig denkenden geistlichen Inspectors gestellt werden. Dennoch blieb mancher Berg zu übersteigen. Die eben zum Landtage versammelten Stände erklärten sich auf Anstiften des dreistädtischen Ministeriums gegen Gehr; auch von dem Consistorium, das durch Einsetzung der Commission sich zu tief in seiner Ehre gekränkt fühlte, waren bei dem Landesherrn selbst neue Schritte geschehen. Noch er-



heblicher mochte der Umstand sein, dass die principiellen Fragen bis-
her keine Lösung gefunden hatten, und ohne diese doch jede Entschei-
dung als ein missliches Unternehmen erschien.

Leicht hätte noch Jahr auf Jahr in fruchtlosem Hin- und H
schreiben vergehen können, und sicher wäre der Löbenichtsche Re
nicht müde geworden, seine Schulknaben vor dem melancholischen N
ren in der Holzkämmerei zu warnen, dem vor allen Dingen „ein tüch
tiger Aderlass Noth thue“. Da aber nahm die ganze Streitsache ein
andere Wendung, indem ein neues Princip zur Geltung gelangte, da
vermöge seiner praktischen Bedeutsamkeit jene theoretischen Frage
zurücktreten liess. Schon mehr als einmal war im Verlaufe der Gehr
schen Controverse, aber ohne unmittelbare Beziehung auf sie, die Kö
nigsberger Geistlichkeit von höchster Stelle erinnert worden, der neuer
dings in so bedenklicher Gestalt zu Tage getretenen Unwissenheit i
religiösen Dingen durch fleissige Katechisation, auch der Erwachsen
abzuhelfen. Dennoch war kaum irgend etwas der Art geschehen, u
manche ärgerliche Auftritte zeigten immer von Neuem, wie wenig ge
neigt die Prediger waren, ungewohnte Bahnen zu betreten. Was di
Kirche versäumte, das übten in engeren Verhältnissen Gehr's Lehre
mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und anerkanntem Geschick. Ein
in der That sehr nahe liegende Combination gab nunmehr der obe
sten Behörde ein Mittel an die Hand, die Stiftung des Holzkämmere
in jedem Falle für die höchsten Interessen nutzbar zu machen, auch
wenn sie selbst dauernden Bestand nicht gewinnen sollte. Grade die
letzte „blutige“ Relation des Consistoriums führte zu der ersten Kund
gebung dieses Planes. Am 11. Mai 1700 verfügte nämlich der Ku
fürst Folgendes an die Preussische Regierung: „Wir haben in Gnad
resolviret, dass, woferne die dortigen Prediger die von uns verordne
öffentliche Katechisation in den Kirchen unverzüglich vornehmen und
mit behörigem Fleisse treiben, alsdann Gehr seine Schule sofort gänz-
lich abzustellen angewiesen werden solle, wie Ihr ihn dann auch sol-
chen Falls dazu gebührend anzuhalten; widrigen Falls aber und wenn
gedachte Catechisation etwa gar nachbleiben, oder doch nicht mit der
Application, wie es billig sein muss, tractiret werden sollte, so muss

nicht allein dem Gehr seine Schule zu continuiren verstattet, sondern auch Anderen dergleichen freigegeben werden, weil wir davor halten, dass an der Katechisation und Kinderlehre vor die Jugend und das Gemeinde mehr gelegen, als an allen anderen Functionen der Geistlichen." Mit dem Danke für diese wenigstens nicht ganz ungünstige Entscheidung konnte der Holzkämmerer bereits die Anzeige verbinden, dass von Seiten der Geistlichkeit nichts geschehen, vielmehr dem Befehle sogar offen widersprochen worden; er durfte den Landesherrn bitten, „sein gesegnetes Symbolum Suum cuique auch hier zu erfüllen." Am 24. Juni ward das Rescript vom 11. Mai nochmals eingeschärft. Da regte sich das geistliche Ministerium der drei Städte, Altstadt, Kneiphof und Löbenicht. In einer gemeinsamen Eingabe an das Consistorium wurde vorgestellt, wie ja schon längst auch in dieser Beziehung Alles auf das Beste geregelt sei: nur die Beweise fehlten, und überall schimmerte die Hoffnung durch, das lästige Geschäft lasse sich wohl noch ganz den Schulen aufbürden. Kaum begreiflich aber ist die naive Frechheit, mit welcher die Verbündeten an den Kurfürsten selbst zu schreiben wagten: es sei von ihnen gleich Anstalt zur Katechisation gemacht und das Werk um so mehr mit allem Ernste vorgenommen, weil Se. Kurf. Durchlaucht ausdrücklichst und allergnädigst versprochen, dass auf die Einrichtung solcher Katechisation der Holzkämmerer Gehr seine Schule sofort gänzlich abschaffen solle. Auch früher sei nichts von ihnen versäumt, aber sie seien bereit, noch mehr zu thun, sobald sie vernehmen würden, dass man bei ihrer ohnehin schweren Arbeit noch mehr verlange. In der That wurden jetzt mit einem Male die Katechismusstunden in allen Kirchen begonnen, und Gehr war klug genug, seine Lehranstalt schon in etwas zu beschränken, um von dem Auflösungs-Dekret nicht zu empfindlich überrascht zu werden. Bange Besorgniss ergriff die Eltern seiner Schulkinder, die sie das Bestehen der Stiftung so im tiefsten Grunde bedroht sahen. Einmüthig wandten sie sich an den Kurfürsten mit der Bitte, doch mindestens die Armenschule ohne Beschränkung fortbestehen zu lassen, da ja doch kein Anderer der armen Kinder sich auch nur in ähnlicher Weise annehmen werde, wie Gehr. Doch weder dieses Gesuch, noch

das ungünstige Zeugniss, welches die Geistlichkeit sich selbst a
stellt hatte, vermochte die gleichmässig ruhige Haltung der hö
Behörde zu erschüttern. Noch einmal erging unter dem 18. Nov
das Rescript vom 11. Mai: in Wirklichkeit aber war diese Ver
nur noch ein etwas verspäteter Wiederbelebungs-Versuch. Sobald
Herbst heranrückte, fand es der eine Prediger in der Kirche zu
der andere zu dunkel; schon mit dem 19. September hatten üb
die Katechisationen ihr Ende erreicht, um möglicherweise nach Ost
wieder fortgesetzt zu werden. Von Neuem schien die endliche Lös
der schwebenden Frage in eine ferne Zukunft hinausgerückt zu
denn der Spiegelfechterei stand ein weites Feld offen, und fest
sammenhalten der Geistlichen konnte jede Controlle wesentlich ersch
ren, wo nicht unmöglich machen.

Mitten in dieser Zeit der Ungewissheit kam Kurfürst Friedrich
nach Königsberg, um sich die preussische Königskrone auf das H
zu setzen. Nicht wenige der hochgestellten Personen, die sein Ge
bildeten, waren durch Spener's reichgesegnetes Wirken für den Pi
mus gewonnen und freueten sich jedes Anlasses, die gute Sache d
That und Rath zu fördern. Offen und auf gute Gründe gestützt h
überdies Spener selbst seine Theilnahme an dem Unternehmen des K
nigsberger Holzkämmerers ausgesprochen. Es war, als stände vor s
nem geistigen Auge schon all das Elend, dessen Zeugen spätere Ja
zehnde wurden, als man den Pietismus in jeder Weise Lehranstal
aufnöthigen wollte, die dadurch viel Gutes verloren, ohne doch w
haft einem Princip nützen zu können, dem sich die Herzen der m
sten Lehrer noch nicht aus freier Selbstbestimmung rückhaltslos erg
ben hatten. Seine Ueberzeugung, der Versuch, schon bestehenden
zu voller Kraft entwickelten Schulen den neuen Geist allmählig ein
impfen, werde nur gelingen können, wenn der neue Geist sich zuv
in eigenen Stiftungen ähnlicher Art erprobt habe, stand unerschütt
lich fest, und einer der Mächtigen des Hofes, der Geheimerath Pa
von Fuchs, theilte seine Ansicht. Das höchste Maass persönliche
Geneigtheit fand Gehr jedoch bei dem Obermarschall von Bülow un
ner Gemahlin, der Oberhofmeisterin der Königin. Eine wunderba

gung der ewigen Gerechtigkeit schien es ihm zu sein, dass diesem
en Paar grade die Zimmer des Schlosses als Wohnung angewiesen
n, in denen sonst das Consistorium seine Sitzungen hielt, und
ihm nun Zuspruch und Rath in den nämlichen Räumen gespendet
te, die so manches bittere Wort über ihn und seine Schule gehört
n. So günstige Vorzeichen belebten den bereits etwas gesunkenen
, als eben in den Tagen der rauschenden Freude ein Gutachten
theologischen Facultät zu Giessen in Königsberg anlangte. Schon
anderthalb Jahren nachgesucht, war es jetzt erst ausgefertigt wor-
: die Berechtigung des Privatmannes zu einem Unternehmen, wie
Holzkämmerer es gewagt hatte, ward darin auf das Vollständigste
rkannt. Voll der besten Erwartungen richtete Gehr am 23. Januar
01 ein erstes Bittschreiben an König Friedrich I., dem bereits am
Februar ein zweites, ausführlicheres folgte. Dringend bat er, ihn
lich aus dem unerträglichen Schwanken zwischen Furcht und Hoff-
ng zu reissen. Die rechte Organisation der neuen Anstalt könne in
sem Zustande der Halbheit nicht unternommen werden; wohlwollende
atsmänner und Gelehrte wären bereit, in jeder Weise zu helfen,
ald nur erst ein fester Grund gelegt sei; jeder guten Ordnung, auch
r geistigen Inspection wolle er sich gern unterwerfen. Mit den Wor-
des Bittstellers vereinigten sich wohlwollende Aeusserungen aus
m engeren Kreise des Hofes, um den Blick des Herrschers auf die
scheinbare Schule in der Holzkämmerei zu lenken: und gewiss er-
derte das „gesegnete Symbolum Suum cuique," welches jetzt auch
dem Sterne des neugestifteten Schwarzen Adlerordens glänzte, dass
königliche Huld nicht an ihr vorüberging. Am Morgen des Krö-
ngstages selbst hatte Friedrich I. die Gründungsurkunde des Königs-
erger Waisenhauses vollzogen: Gehr's Anstalt vermochte bereits Er-
lge aufzuweisen, hier bedurfte es nicht mehr eines Neubaues auf dem
sicheren Grunde der Hoffnung. Verhandlungen, welche mit Gehr
geknüpft wurden, führten schnell zum Ziele: am 4. März des Jahres
1701 erfolgte mit wenigen und nicht sehr erheblichen Beschränkungen
äusserlicher Art die Bestätigung seiner Schule, welche von da ab den
stolzeren Namen Königliche Schule auf dem Sackheim annahm.

Nun aber galt es, ein gegebenes Wort einzulösen: die Organisation der Anstalt musste erweitert und befestigt werden. Unmöglich konnte das Schulgeld allein die dazu erforderlichen Mittel darbieten; indessen der Holzkämmerer wusste auch hier Rath und erkannte mit dankbarer Rührung, wie klar jetzt das Endziel der oft seltsamen Wege dalag, auf welche ihn sein Gewissen in den Zeiten der allzu gesetzlichen Selbstpeinigung geleitet hatte. Was ihm noch immer als ein Zuviel in seiner Einnahme erschien, das fand nun eine Bestimmung, wie sie dem innersten Wunsche seines Herzens entsprach. Zu allgemeiner Zufriedenheit ward festgesetzt, dass aus dem bisher aller Controlle entzogenen Holzübermaass, welches für Gehr der Gegenstand so vieler Bedenken geworden war, das Gehalt des Holzkämmerers auf 500 Thlr. erhöht werden, der dann noch bleibende Ueberschuss zur Hälfte der Königlichen Kasse, zur Hälfte aber der neuen Schule zufallen sollte, welcher dadurch die Aussicht auf eine sichere jährliche Einnahme auch nach dem Tode ihres Begründers eröffnet ward.

Ein neuer, bedeutender Schritt war gethan: noch aber stand der letzte bevor, dessen Misslingen leicht alle früheren vereiteln konnte. Das kleine Schifflein trug jetzt freilich die königliche Flagge: aber welche Macht war stark genug, um dem empörten Meere zu gebieten, da jeder neue Segen den alten Hass nur steigerte und die Geringfügigkeit der vorhandenen Mittel den Widerspruch doppelt schwierig machte? Alles kam darauf an, ob man den rechten Mann an das Steuer stellte, der Kraft und Klugheit, Hingebung und Muth, Wissen und Können in gleichem Maasse vereinte.

Kaum war die Bestätigung erfolgt, als Gehr nach Berlin und Halle eilte, um dort zu fragen, wer als Schnitter in seine Erndte zu senden sei.

IV.

Dass des Menschen Herz ein trotziges und verzagtes Ding ist, hat auch die Polemik der Löbenichtschen Schulcollegen ihres Theils zur

genüge dargethan. Wie übel angebracht der Trotz in diesem Falle war, lehrte nicht nur der endliche Erfolg: weit mehr zeugen davon nicht wenige Stellen der Akten, an denen bald ein reueloses Bekenntniss, bald ein kaum begreifliches Verkennen der eigenen Schuld zu Tage tritt. Minder klar liegen uns die Verhältnisse vor Augen, welche ein solches Maass seiner Verzagtheit, ein solches Aufgeben seiner selbst erklärlich machen, wie es in der Hitze des Streits, zum Erschrecken der klügeren Widersacher des Holzkämmerers, mehr als einmal, mit dürren Worten zur Schau gestellt ward. Ohne Einsicht in diese Verhältnisse aber ist es nicht möglich, Gehr's Stiftung nach ihrer vollen Bedeutsamkeit zu würdigen.

Wir dürfen ohne Einschränkung behaupten, dass gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Königsberg alles Vertrauen zu den öffentlichen Schulen im tiefsten Grunde erschüttert war. Am lautesten klagte man über die niederen Schulen auf den Freiheiten. So wenig man von ihnen verlangte, fast ausschliesslich Unterricht im Lesen und Schreiben, genügten sie doch selbst so bescheidenen Forderungen nur in höchst mangelhafter Weise. Fast durchweg fehlte das unentbehrlichste Maass von Ordnung, fast alle Lehrer hatten kaum eine Ahnung davon, was Pflichtgefühl sei. Manche dieser Anstalten wurde nur noch von etwa 10 Schülern besucht. Hier war der Privatspekulation Thor und Thür geöffnet. An allen Ecken und Enden der Stadt liessen sich Studiosen, nicht eben aus der ersten Ordnung, nieder und warben um Kundschaft, oft mit so gutem Erfolge, dass sie 40, auch 60 Kinder um sich versammelten. Die Geistlichkeit, unter deren Aufsicht das Schulwesen stand, sah dem Treiben mit Ruhe, ja selbst mit einer gewissen Befriedigung zu: hatte doch grade im Hause des Dr. Deutsch, der so hart gegen Gehr an heiliger Stätte auftrat, eine solche Studentenschule sich aufgethan. Unmöglich aber konnten die niederen, noch mehr auf Gewinn und Handel jeder Art angewiesenen Volksschichten diesen Studiosen den behaglichen Genuss ihres Verdienstes unverkümmert lassen. Auch aus ihrer Mitte traten Schulhalter auf: alte Weiber, Schlächter, Schuster, Nachtwächter und ähnliche unberufene Bildner der Jugend, welche noch mässigere Preise stellten und so eine gefährliche Concur-

renz eröffneten. Ungestört trieb in diesen finsteren Winkeln ein ausgearteter Synkretismus sein bethörendes Spiel und führte der römischen Kirche immer noch neue Proselyten zu. Obwohl, bei dem gänzlichen Mangel an Controlle, keine durchaus zuverlässigen Listen dieser Winkelschulen geführt wurden, gab man ihre Zahl doch unbedenklich auf zweihundert an.

Aber auch die höheren, lateinischen Schulen wankten in ihren Fundamenten. Die erschreckende Thatsache stand fest, dass nicht wenige evangelische Eltern, auch aus den höheren Ständen, ihre Söhne in auswärtige Lehranstalten der Jesuiten schickten, und man kann darin nicht ausschliesslich eine Einwirkung des Synkretismus erkennen, da die nämliche Erscheinung sich in Ländern wiederholt, die von jenem mehr als dreissigjährigen Kriege kaum berührt waren. Strenge Verbote von höchster Stelle hatten dem Unwesen nicht zu steuern vermocht; noch in dem kritischen Jahre 1694 musste von dort ein verschärftes Edikt an die Preussische Regierung erlassen werden. „Nachdem wir — heisst es darin — missfällig vernommen, dass einige von unseren hiesigen Bedienten und Einsassen sich noch gar neulich unterstanden haben, wider unseren ausdrücklichen Verbot ihre Kinder nach der Wilde, Thorn und anderen römisch-katholischen Oertern den Jesuiten in die Information zu geben: so haben wir befohlen, aufs genaueste zu inquiriren, ob dem so sei, und davon sofort umständlich zu berichten, weil wir diejenigen, so wider unseren Verbot gehandelt, exemplariter abgestraft wissen wollen, massen von den Leuten, die solcher Gestalt ihre Kinder gleichsam verwahrlosen und in so augenscheinliche Seelengefahr stürzen, nicht anders zu vermuthen, als dass sie selbst wo nicht dem Papstthum äusserlich anhangen, jedennoch, welches noch schlimmer ist, einen atheistischen Indifferentismum in den Herzen hegen müssen.“ Schon früher hatte man indessen erkannt, dass man einem Vergehn, welches exemplariter abgestraft werden solle, vor allen Dingen die Entschuldigungsgründe vorweg abzuschneiden habe; und liess sich schon an sich kaum bezweifeln, wo vorzugsweise die Wurzel des Uebels zu suchen sei, so wiesen die im Jahre 1688 aufgesetzten Beschwerden der zum Landtage versammelten Stände deutlich genug

auf den Verfall des Schulwesens und die daraus quellenden Uebel hin. Mit gesundem, praktischem Blicke war bereits die philosophische Facultät der Königsberger Universität zu gutachtlichen Aeusserungen veranlasst worden. Sie erstattete erst dem akademischen Senat, dann dem Landesherrn zwei gründliche und in mehr als einer Beziehung denkwürdige Berichte. Ein sicheres Urtheil und die Möglichkeit eingreifender Besserungsvorschläge werde die Facultät nur dann gewinnen können, wenn ihr die Visitation der Schulen übertragen werde. Die Rectoren selbst vermöchten nicht zu läugnen, dass einst Professoren den Prüfungen beizuwohnen und die hinlänglich vorbereiteten Schüler zur Akademie „abzufordern“ pflegten. Dies sei herzustellen, namentlich auch die Wahl der Lehrbücher und die Anordnung des Lehrganges der Facultät zu überweisen: den Geistlichen dürfe nur die Aufsicht über die äusseren Verhältnisse der Schulen verbleiben und mit ihr die Sorge für pünktliche Ausführung des einmal in Betreff des Lehrgangs Angeordneten. „Wenn aber — heisst es dann wörtlich — die Pastores diese ihre Inspection zu weit extendiren und von denen libris sive jam introductis sive adhuc introducendis, wie auch von Tüchtigkeit der Collegen, so ihnen an Schulwissenschaft gleich sind, ja auch wohl zuweilen übertreffen, zu judiciren sich unterstehen, kann daraus nichts anderes, als Unterdrückung geschickter Leute und lauter Confusion bei den Schulen erfolgen.“ Ein anderer, wesentlicher Uebelstand sei das unzeitige Eilen unreifer Schüler auf die Universität, wovon theils der Trieb nach Ungebundenheit, theils eitle Eltern und eitle Lehrer, in einzelnen Fällen auch minder gewissenhafte Rectores magnifici die Schuld trügen. Auch an der richtigen Methode möge es wohl fehlen, obwohl die Schulrectoren behaupteten, ihre Anstalten seien jetzt so gut wie Gymnasia bestellt und an gebührlicher Information werde nichts gespart: „wovon aber facultas nicht so eben judiciren kann.“ Die Hauptsache seien immer tüchtig vorbereitete und treue Lehrer, die dann aber „auch billig mit zureichenden Salariis zu verpflegen, oder auch mit anderer Ergötzlichkeit zu erfreuen und aufzumuntern sind, dass ihnen die schwere Schularbeit nicht einen Verdruss machen dürfe.“ Untaugliche Schüler müssen bei Zeiten entfernt werden; dieses und jenes Schulbuch werde

sich auf bestimmten Lehrstufen nützlich erweisen; auch in der Lektüre der Autoren möge eine von der hergebrachten abweichende Reihenfolge rathsamer sein: aller Erfolg derartiger allgemeiner Rathschläge hange aber davon ab, dass der Facultät die Schule selbst geöffnet und ihr so die Gelegenheit geboten werde, zunächst die wirklich vorhandenen Mängel zu prüfen. Es möchten ihrer sehr viele sein; denn da man zu einer Besprechung über diesen bedenklichen Punkt die Rectoren der drei Städte berufen habe, sei keiner von ihnen gekommen.

So vermochte nicht einmal die Aussicht auf mögliche Befreiung von der geistlichen Inspection, unter der die tüchtigeren Schulmänner jener Zeit oft so kummervoll seufzten, die selbstzufriedenen drei Rectoren aus dem sicheren Burgfrieden ihrer Schulen hervorzulocken. Kaum hätte sich in bezeichnenderer Weise das kund geben können, was vor allem Anderen zur Entwerthung der damaligen höheren Lehranstalten in Königsberg, wie an vielen anderen Orten, beitrug: eben jene behagliche Selbstgenugsamkeit, die in stagnirender Ruhe sich des verjährten, altherkömmlichen Besitzes tröstete, von keinen wechselnden Phasen des geistigen Lebens wusste, und alles Unterschiedes zwischen dem Innerlichen und dem nur Aeusserlichen so ganz vergessen konnte, dass ihr die alte Ordnung und das alte Gebäude nur als ein untrennbares Ganzes, dauerhaft für alle Ewigkeit, erschien. Hatte ein Königsberger Prediger den Frommen grossen Anstoss dadurch gegeben, dass er seine Gemeine um Beiträge zur Reparatur der Kirche mit den feierlichen Worten bat: es müsse endlich dem Schaden Josephs und dem Gräuel der Verwüstung gesteuert werden: der Rector Hoynovius im Löbenicht würde diese Ausdrucksweise sicherlich gutgeheissen, wo nicht bewundert haben. In ganz ähnlicher Art widerlegt er Gehr's freche Behauptung, der Zustand der Schulen sei in der Zeit der Bischöfe ein besserer gewesen: „die Löbenichtsche Schule — so lautet die Antwort — war zu der Bischöfe Zeiten nur halb gebauet, indem die andere Hälfte ao. 1614 hinzugethan ist; wie kann sie denn besser sein bestellt gewesen?“ Wer nun gegen diese festgemauerten Bollwerke vollendeter Pädagogik mit Besserungsplänen zu Felde zog,

dessen Treiben ward als ein Gemisch von Aergerniss und Thorheit am liebsten nur mit dem Mitleiden belächelt, welches eines der Vorrechte wahrer Hoheit ist. „Die Klage macht es nicht aus — wie Gehr von Hoynovius belehrt wird — weil auch die Allerungelehrtesten bald hie bald da etwas, was sie doch nicht verstehn, in Schulen reformiren wollen. Ja auch unter den Gelehrten könnte man ein ganzes Register solcher aufsetzen, die ex studio gloriolae captandae, die sie lieber aus richtiger Verwaltung ihres Amtes hätten suchen sollen, bald den, bald jenen Vorschlag de reformatione scholarum zuweilen per contraria principia gethan, und eben dadurch zum Gelächter worden und sich prostituiret, dass sie selbst, wo nicht öffentlich, doch heimlich, jene Querel: Heu quantus artifex morior! haben wiederholen müssen. Wir an unserm Orte müssen uns den Kützel vergehen lassen, indem Se. Churf. Durchlaucht hochsel. Gedächtniss ao. 1675 d. 4. Mai verordnet, dass über unsern gewöhnlichen, von Sr. Churf. Durchlaucht selbst festgesetzten modum docendi in scholis die Inspectoren, Pfarrer und Magistrate halten sollen: sonst möchte kein Schulmann so einfältig sein, der nicht etwas zu ändern sich fähig zu sein erkennete. Es heisst aber: antiquum lapidem ne moveas, viam tritam ne deseras, quum talis mutatio sit periculosa.“

Wären nur diese ausgetretenen Wege, die man als heilige Erbstücke der Vorzeit ansah, mehr geeignet gewesen, zu befriedigenden Zielen zu führen. Am wenigsten Gewicht mag auf den Mangel an zweckmässiger methodischer Behandlung der Unterrichtsfächer im Einzelnen zu legen sein: denn wo eine Schule nur ihr letztes Endziel fest im Auge behielt, wo die Lehrer ohne Eigensucht der Sache dienten, wo endlich das Ganze der Anstalt ein edlerer Geist durchdrang, da ist zu allen Zeiten, auch bei unverkennbaren Mängeln der Methode, dennoch Bedeutendes geleistet worden. Aber grade in diesen drei Beziehungen liess die Mehrzahl damaliger Schulen nur zu viel vermissen.

Der feste Blick auf das naturgemässe Ziel war verdunkelt durch jenes unselige Mittelding zwischen Schule und Universität, welches unter dem Namen des Gymnasium academicum oder illustre an einigen Orten eine halbe und ziemlich unnütze Existenz bis in unser Jahrhundert

fortgeschleppt hat. Mit diesen Instituten zu wetteifern, erschien au
den Königsberger Rectoren als Ideal ihres Berufs. Wo aber ein
dieses Gelüst sich regte, da begann das Treiben, welches A. H. Fra
einmal sehr treffend den Dienst des todten Werkes genannt hat.
möglich liess sich die viel zu weit bemessene Bahn durchlaufen, w
nicht sehr verderbliche Beschleunigungsmittel angewandt wurden.
bedenkliches Unwesen kam auf, welches man damals Realismus
nannte. Dürre Resultate, losgerissen von den nährenden Zweigen
Wissenschaft und zu möglichst bequemer Einlernung zugerichtet,
drängten das freilich auf mehr Geduld berechnete Princip einer
seren Periode, welche die Entwickelung des Geistes zu eigener,
auch zunächst nachahmender Thätigkeit bezweckte, und so wen
der Entfaltung fähige Keime in die Seele legte, während jene ge
ten Früchte fremder Forschungen für die Zukunft nichts versprac
Das so erworbene, scheinbar umfangreiche Wissen musste in bess
Köpfen jene widerwärtige Altklugheit erzeugen, auf die der Löbe
sche Rector rechnete, wenn er seine Gedanken über Hasensteins O
predigt als Arbeit seiner Schüler in Umlauf brachte. Die minder
fähigten, die bei dem höchst geringen Maasse von Beachtung, wel
nach damaliger Sitte dem einzelnen Schüler zu Theil ward, massen
von Klasse zu Klasse fortrückten und selbst für jene reale Wei
noch unreif waren, gewannen nichts, und der Widerspruch zwis
den hohen Zielen und den geringen Leistungen machte sich in
weiterer Ausdehnung fühlbar. Dann mussten jene unedlen Mittel
Täuschung, erkaufte Prachtreden und Aehnliches, dazu dienen, die
zu verdecken, auf die Gefahr hin, dass der bessere Schüler sei
Lehrer verachten lernte. Den Lehrern mangelte der Geist williger
terordnung unter das Ganze der Schule und ihren Rector. Jeder
ihnen stand an der Spitze seiner Klasse, die er fast ganz allein
terrichtete. Hier herrschte er, gesichert gegen jede fremde Einmisch
bald mit der steifen Gravität, welche die Pedanterei der Zeit ausge
det hatte, bald in bequemem, wo nicht rohem Sichgehnlassen, je na
dem die Laune ihn trieb. Zahlreiche, aber sehr ordnungslos erthe
Privatstunden, die neben den öffentlichen Lectionen eine unerlässli

Nothwendigkeit waren, dienten zur Besserung der Einnahme; auch die Versetzung ward bisweilen zu gleichem Zwecke ausgebeutet. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, dass damalige Schulen sehr oft einem zufälligen Conglomerat mehrerer vereinzelter Schulen glichen, die unter sich nur in dem Hasse gegen unbequeme Reformatoren übereinstimmten. Wo aber die Einheit fehlt, da fehlt das Leben und der das Ganze durchdringende Geist, der Bedingung und Ziel aller echten Disciplin ist. Selbst die Zuchtmittel waren wenig wirksam, da es an consequenter Durchführung der Strafgesetze mangelte. Ueberdies konnten Geldstrafen nimmermehr bessern, und die derbe Robheit der nicht französirten Jugend des siebzehnten Jahrhunderts verstand es sehr gut, den Körperschmerz abzuschütteln. So gedeutet, mag damals das multa tulit fecitque puer von manchem bärtigen und unbärtigen Scholaren gegolten haben.

Wir treten in die Schule der Holzkämmerei, um ihren inneren Gang zu beobachten und uns anwehen zu lassen von dem Geiste des Friedens, der in ihr waltete.

Früh um 7 kamen alle Kinder, reich und arm, zusammen. Der Morgensegen oder ein Dankgebet von Johann Arnd ward von dem Lehrer, auch wohl von einem der Schüler verlesen: stehend und mit gefalteten Händen sprachen alle die Worte nach. Dann wurde das Gesangbuch aufgeschlagen und ein Lied gesungen. Es folgte die Lesung und kurze Erklärung eines Kapitels aus dem neuen Testament. Besondern Fleiss nahm die Anwendung des Gelesenen in Anspruch, indem der Lehrer mit treuer Sorgfalt selbst auf die Eigenheiten jedes einzelnen Kindes, auf die sittlichen Gefahren, welche jedem seiner Natur nach vorzugsweise drohten, warnend und belehrend nach Möglichkeit einging. Mit dem Schlage 8 begaben sich die Armenkinder in ihre besonderen Klassen: die übrigen Schüler wurden nach den verschiedenen Altersstufen verschieden beschäftigt. Während die Mädchen und die kleineren Knaben sich im Lesen der Druck- und Currentschrift übten, lernten die älteren aus Cellarius lateinischer Grammatik abwechselnd Etymologie und Syntax mit augenblicklichen praktischen Uebungen in Anwendung der eben erklärten Regeln. Noch weiter ging die

Sonderung in der nächsten Stunde von 9 bis 10. Die Mädchen lernten Psalmen, die jüngeren Knaben die ersten Anfänge des Lateinischen (den sogenannten Donat); die älteren Knaben versuchten ihre Kraft an der Erklärung, selbst an der Nachahmung von Castellio's lateinischen Gesprächen. War dann noch von 10 bis 11 mit allen den Schülern, die zu höherer Bildung angeleitet wurden, die Geschichte und Geographie vorgenommen, und zwar so, dass die Kirchengeschichte und Palästina das Centrum des Unterrichts bildeten, so wurden mit Gesang und Gebet die Vormittagslectionen beschlossen. Nur am Mittwoch und Sonnabend galt eine andere Ordnung. An beiden Tagen waren die Stunden von 8 bis 10 dem Grundtexte des neuen Testaments gewidmet, und nicht allein die älteren, sondern auch die jüngeren Knaben, sogar zwei Mädchen nahmen an dieser Lektüre Theil*). Dann ward von 10 bis 11 eine Evangelienharmonie oder etwas Erbauliches aus der Kirchengeschichte gelesen: um 11 folgten musikalische Uebungen. An den anderen Tagen begann um 2 Uhr die Arbeit von Neuem mit einem kurzen Lobgesange und Gebet. Die erste Stunde war der Kalligraphie und Orthographie bestimmt. Von 3 bis 5 leitete eine Lehrerin die Mädchen zu allerlei nützlicher Handarbeit an. Unterdessen waren die Knaben ausschliesslich mit den alten Sprachen beschäftigt: von 3 bis 4 die jüngeren mit dem Donat, die älteren mit Cicero's Briefen und schriftlichen Versuchen, dann von 4 bis 5 alle mit dem Erlernen und Einüben lateinischer, einmal in der Woche auch griechischer Vokabeln und Phrasen. Am Mittwoch und Sonnabend kamen die Schüler erst um 4 und erhielten bis 5 Unterricht im Rechnen. Von besonderer Wichtigkeit war die letzte, Tag für Tag der Katechismusübung vorbehaltene Lehrstunde von 5 bis 6, zu der auch die Mädchen wieder eintraten. Mit steter Benutzung der Bibel wurden die einzelnen Punkte des christlichen Glaubens erörtert und dem Gemüth der Kinder nahe gebracht; hier fand dann auch das alte Testament seine Stelle. Eine herzliche Ermahnung, das Gelernte nicht nur festzuhalten, sondern auch im Leben zu bewähren, Gebet und ein kurzer

*) Vgl. S. 102.

Gesang beschloss das lange Tagewerk. Der Sonntag Nachmittag vereinte alle Kinder jedes Alters und Standes zu einer gemeinsamen Andachtsübung, deren Form je nach den Umständen wechselte.

Einfacher gestaltete sich natürlich der Unterricht in den Armenklassen. Sorgsame Erläuterung und Anwendung der Bibel und des Katechismus, daneben Lesen, Schreiben, Rechnen: mehr wäre hier nicht an seiner Stelle gewesen. Ueberall ward der Grundsatz befolgt, dass es vornehmlich auf die innere Anregung der Kinder, auf das Wecken ihrer Selbstthätigkeit ankomme. Das Grundgesetz dieser Schule aber, das leitende Princip bei aller ihrem Dienste gewidmeten Treue und Tüchtigkeit, ist in den kurzen Worten ausgedrückt, welche den Schluss der hier im Auszuge mitgetheilten Lectionspläne bilden: *Gott allein die Ehre!*

So standen auch über Gehr's junger Stiftung die nämlichen Sterne, welche überall eine zahlreiche Jugend zu den echten Pietistenschulen geleitet haben. Vor allen Dingen die Freiheit von den Banden eines verknöcherten Herkommens. Ohne künstliche Berechnung war der Grund zu diesen Lehranstalten mehr erwachsen, als gelegt. Arme Kinder, die einen mehr, die andern minder begabt, und mit ihnen Knaben der höheren Stände, alle des Unterrichts bedürftig, sammelten sich, als Zeit und Stunde kam, um Francke, noch bevor eine Schule zu ihrem Empfange bereit war. Ohne Kampf mit einem schon vorhandenen Alten, ohne Umsturz oder Umkehr konnten neue Gründungen unternommen werden; und was von ihren Einrichtungen durch die Erfahrung der ersten Jahre bewährt war, das fügte sich wie von selbst in den engeren, aber so innig verwandten Kreis, in dessen Mitte der Holzkämmerer stand. Die Anfangs beschränkte Zahl der Schüler gestattete, im Gegensatz gegen jene Massenwirkung, auf welche grössere Lehranstalten vertrauten, nicht die Schüler insgesammt, sondern jeden Einzelnen von ihnen als eine besondere, dem Lehrer gestellte pädagogische Aufgabe zu betrachten. So ausserordentlich waren die Erfolge, dass auch die schnell zunehmende Erweiterung des Arbeitsfeldes das einmal bewährte Princip nicht wieder zurücktreten liess. Jedem Schüler in jedem Fache stets das zu geben, was er bedurfte, blieb nach wie

vor leitender Grundsatz. Die namentlich auf den Hallischen Anstalt
mit bewunderungswerther Consequenz lange Zeit durchgeführte Ab
gränzung selbstständiger über- und untergeordneter Klassen für jed
Lehrfach, welche fast unzählige Lehrkräfte in Anspruch nahm, w
nur die reifste Entwickelung des ersten segensreichen Keimes, d
man gefunden hatte, ohne ihn mühsam zu suchen. Wie aber jede
Schüler das Seine ward, so gab auch jeder Lehrer das Seine und dies
freudig, wo sein Dienst erfordert wurde. Keiner stand dem Rang
nach über dem anderen; jung an Jahren und voll guten Willens, n
auf ihr Wissen und Können, nicht auf Titel und Würden gestützt, gi
gen sie alle gemeinsam ihre Bahn: und so hatte auch hier glückli
Fügung der Umstände von vorn herein ein Uebel fern gehalten, wel
ches berechnende Weisheit vergeblich aus den älteren Schulen zu ent
fernen suchte, die unwürdige Eifersucht ehrsüchtiger und neidisch
Collegen. Jene lebendigere Erfassung des Christenthums endlich, wel
in den pietistischen Lehrern der ersten Zeit die demüthige Untero
nung unter das Ganze hauptsächlich bewirkt hat, bot nun auch z
gleich, gegenüber dem todten Realismus, für die neuen Schulen d
lebendige, geistige Einheitsprincip, das in seiner Geltung für Zeit un
Ewigkeit ganz andere reale Gewalt entwickelte, als jenes bunte Allerl
zusammenhangsloser Kenntnisse. Das höchste Ziel echt pietistisch
Pädagogik war erreicht, wenn die Schüler aus dem Grunde der Seel
in die Worte der Schrift einstimmten: brannte nicht unser He
in uns, da er mit uns redete auf dem Wege? — Nichts i
leichter, als vom Standpunkte der wissenschaftlich höher entwickelt
Gegenwart die Mängel des pietistischen Unterrichts vornehm zu bel
cheln: aber man vergesse nicht, dass jene echten Pietisten aus d
ersten Zeit der neuen Begeisterung doch das grosse Werk vollbrac
haben, die mehr und mehr absterbende Schule mit neuem, wahrhaf
gem Leben zu durchdringen.

Es ist eine Eigenthümlichkeit tief eingreifender Fortschritte in Hand
habung des Schulwesens, dass schon die aufdämmernde Wahrheit, willi
oder unwillig, als eine Macht anerkannt zu werden pflegt. Diese
Vorahnen der Zukunft mag am meisten dazu mitgewirkt haben, de

Muth der Königsberger Schulmänner bei allem Trotze doch so wankend zu machen, sobald auch in ihrer Nähe der neue Geist sich zu regen begann.

Wie stark die Kräfte der Lehrer bei Gehr in Anspruch genommen wurden, zeigen die Lectionspläne hinlänglich. Dass sie mit Ernst und Eifer auch solchen Anforderungen genügten, dafür bieten zum Theil schon die äusseren Erfolge den Beweis, und wer könnte bei einem Charakter wie Hasenstein zweifeln, dass er der Mann war, um der guten Sache willen gern der eignen Bequemlichkeit zu vergessen? Auch von den anderen drei Lehrern aus der Zeit des ersten Anfangs, Adler, Hoppe und Schade, haben wir keinen Grund niedriger zu denken. Ueberdies waren die Umstände ganz geeignet, selbst weniger entschiedene Naturen zu energischem und selbstvergessenem Handeln anzutreiben, da die Spannung auf die endliche Entscheidung der langen Fehde jeden täglich erinnern musste, wie sehr durch Fehlgriffe oder Erschlaffung auch von ihm der beargwöhnten Sache geschadet werden konnte. Auf der Kraft dieser inneren Triebfedern beruhte fast ausschliesslich die Freudigkeit jener vier Männer: ihre äussere Stellung war, auch abgesehen von aller Verkennung, der Art, dass nur ein demüthiges Herz daran Behagen zu finden vermochte. Neben freier Station wurde ein Gehalt von 10 bis 20 Thlr. gezahlt, wovon dann alle sonstigen Bedürfnisse in buntem Wechsel, bald ein Buch, bald ein Kleidungsstück, bald Briefporto und Aehnliches, bezahlt werden mussten. Der Holzkämmerer führte über die Auslagen, die er vorstreckte, sorgsam Buch, und noch heute lassen uns seine Listen in das bescheidene Kleinleben jener Studiosen blicken. Kommt Weihnachten oder der Jahrmarkt heran, so erfolgen ausserordentliche Geldgeschenke; auch bei festlichen Schulakten, die sich öfter wiederholten, ward des äusseren Menschen gedacht. Am 1. Juni 1700 hat Gehr sogar ganze 6 Gulden verausgabt, „da die studiosos, umb sie einigermassen zu erfreuen, ausführete.“ — In kaum geringerem Grade nehmen aber auch die Schüler unsere Theilnahme in Anspruch. Auf Tritt und Schritt wurden sie, gleich ihren Lehrern, argwöhnisch belauert, und doch ist es so schwer, dass zwölfjährige Knaben auf Gasse und

Markt ihren Weg immer völlig unsträflich wandeln. In den Streitakten spielt noch die Anklage eine wesentliche Rolle, ein Paar von ihnen hätten auf dem Löbenichtschen Kirchhofe während einer Wochenpredigt Ball geschlagen: später kommt nichts Aehnliches mehr vor, obgleich die armen Söhne der „Donnerheiligen" manche, bald mehr, bald minder grobe Angriffe, namentlich von den Schülern des Rector Hoyneovius, erdulden mussten. Einer von diesen hielt einmal den kleinen Willamovius auf der Strasse an und verlangte unter handgreiflichen Demonstrationen, er solle das Wort Quäker dekliniren, „weil er doch auf dem Sackheim in die Schule ginge." Als die Antwort lautete: das könne er nicht, fuhr der edle Verfechter eines besseren Schulwesens fort: „Nun, so will ich es thun, pass nur auf. Nom. Quäker, Gen. Pietist, Dat. Teufel, Acc. Teufelskind, Voc. Heiliger, Abl. Donnerheiliger, denn Lutherus nennt alle solche Schwärmer Donnerheilige."

So verfolgte die Schule in Lehre und Zucht still ihren Gang, als die Kunde von der endlich erfolgten Bestätigung weitere und kühnere Blicke gestattete. Voll edler Dankbarkeit fasste Gehr bei einem feierlichen Examen schon im August 1701 den Entschluss, jetzt auch besonders befähigte Knaben aus seiner Armenschule in die höheren Klassen, in das „Pädagogium", aufzunehmen. Er hoffte zugleich, in ihnen mit der Zeit geeignete Mitarbeiter heranwachsen zu sehen. In anderer Weise rüsteten sich seine Lehrer auf die Zukunft. Sie schrieben einen Leitfaden der Dialektik, um den Gelehrteren darzuthun, dass es jetzt wirklich auf eine Concurrenz mit jedweder höheren Schule abgesehen sei, und gleichzeitig eine für weitere Kreise bestimmte Flugschrift, um vor aller Welt zu erklären, dass nicht Einschränkung der wissenschaftlichen Bildung, sondern nur die echte Heiligung alles Studiums als Ziel ihnen vorschwebe *). Der Titel dieser 1702 in Stargard erschienenen Schutzschrift lautet: „J. N. J. Derer in Königl. privil. Schule zu Königsberg in Preussen Informatorum zur Ablehnung der bisher vielfältig wider sie ausgesprengten Unwahrheiten nöthig befundene Erklärung,

*) Beide Schriften scheinen jetzt sehr selten zu sein. Die Dialektik habe ich nie gesehen, die Schutzschrift besitzt die Bibliothek des Hallischen Waisenhauses.

as sie von studiis halten, nebst kurzer zum Erweis ihres Satzes anhängter Nachricht, wie obbenannte Schule itzo eingerichtet sei." Die rin entwickelten Gedanken sind die nämlichen, welche Jeder, dem Standpunkt des Pietismus nicht fremd ist, an die aufgeworfene ge, heute wie damals, anknüpfen würde. Nur eine Stelle aus dem ang möge hier Platz finden, da sie uns erkennen lässt, welche Gedie Schule des Holzkämmerers nunmehr auf der ersten Stufe ihres ren Aufschwunges trug.

„Wenn wir — heisst es dort — nicht das Rühmen und Prahlen dem Apostel Paulo vor Thorheit hielten, so könnten wir vielleicht viel ohne Sparung der Wahrheit sagen und wohl über dritthalb dert exercitia, so einer Anzahl von 14 Knaben *) innerhalb drei tel-Jahr, ohne die imitatiunculas extemporales, sind dictirt worden, weisen. Aber wir wollen viel lieber keine grosse Ausschweife ma-n. Hält uns aber der geneigte Leser ein wenig Thorheit im Rüh-n zu gut, so wollen wir nur zu seinem unparteiischen Urtheil über-en, ob wir vor Verächter der Studien können gescholten werden, zwar wollen wir nur summarisch die in der Königl. privilegirten ule gemachten Anstalten erzählen."

„Es sind 5 Classen, welche von 6 ordinariis und 2 extraordina- praeceptoribus täglich 8 Stunden informirt werden; ausser den bei- letzten Classen, die nur sieben Stunden in der Schule sein. Jede se wird absonderlich informirt. In Prima wird nebst der H. Schrift Catechismo Lutheri die Grammatica Latina, Rhetorica, Cicero, Cor-s und Virgilius getrieben, wie auch das griechische Testament und mmatica graeca. Ueber dieses Geographia und Historia nach Hüb-i Anweisung. Die vor die Königl. privilegirte Schule, absonderlich abgefasste Dialectica wird, sobald als sie völlig fertig, auch an-gen werden. In Mathesi werden sie auch unterrichtet. Die Lust Hebräischen haben, geniessen derselben Unterweisung auch."

„Classis secunda hat nebst der H. Schrift und Catechismo Lutheri ch Grammaticam Latinam, Cornelium Nepotem meistens, Catonis

---

*) Den Schülern des „Pädagogiums".

disticha; Historiam und Geographiam auch. Können auch mit i
thesi unterrichtet werden. Classis tertia wird zu der andern
zubereitet."

„Classis quarta und quinta, so meist aus armen Kindern b
und daher fast alle umsonst informirt werden (derer schon bei 80
wird im Lesen, Schreiben, Rechnen, principiis grammaticae L
compendio Geographiae und historiae unterrichtet; damit auch di
gen, so dereinst zu einem Handwerk oder anderer Handthierung
begeben werden, in solchen ornamentis einigen Grund haben. —
jenigen so nicht Mathesin noch treiben, werden doch in Arithn
vulgari unterdessen informirt. Musica tam vocalis quam instru
talis wird auch gelehrt."

Das Gebet, welches die kleine Schrift beschliesst: Gott w
der Jugend willige und gehorsame Herzen geben, hat i
nem ganzen Umfange noch keine Schule erfüllt gesehen, auch die
sche nicht. Mehr als einmal haben arme Kinder voll Undankb
die Holzkämmerei verlassen und geliehene Bücher verkauft. Ma
verwöhnte Söhnchen aus höherem Stande mochte den Ernst der
und die anstrengende Arbeit nicht ertragen, und verstand es, die s
chen Eltern zu gewinnen, die dann, selbst unter lügenhaften Vo
gelungen, den Liebling aus dem Joche befreiten. Gehr's Hausbuch
hält genug Notizen dieser Art. Ein Knabe ward, „nachdem fili
Schule und derselben informatores zu Hause als unfleissig und
schickt angeschwärzt, a parente cum impetu nach Hause genom
einen anderen forderte der Vater zurück „sub praetextu, er w
nicht cavalierement erzogen." Der fromme Holzkämmerer, der g
jedem Stande seine Ehre liess, hat hier doch in grosser Fractu
Anmerkung gemacht: Gott sey Lob! dass wir der stolzen E
leute los geworden!

So hatten sich nach allen Seiten hin Verhältnisse theils scho
staltet, theils vorbereitet, welche dem neuen Director manche F
und manche Sorge, gewiss aber ein volles Mass Arbeit in Aussicht st

---

V.

Gehr hatte unterdessen in Berlin bei Spener und Spener's Freunde, [de]n Freiherrn Karl Hildebrand von Canstein, der seinen Namen durch [Grün]dung der Hallischen Bibelanstalt verewigt hat, bereitwilliges Ein-[gehen] auf seine Bitte, ja eine Würdigung seines Unternehmens gefun-[den], welche die Hoffnungen des Stifters selbst um Vieles übertraf. War [es] dem Holtzkämmerer unbedenklich vorgekommen, auch seine Schule [eine]m der Königsberger Geistlichen als Inspector unterzuordnen, so er-[kann]ten die erfahrenern Freunde leicht, dass aus einem solchen Ver-[hält]niss sicherlich wenig Heil, vielleicht aber eine lange Kette neuer [Ver]wickelungen für die Anstalt zu erwarten sei. Die Möglichkeit einer [frei]en Bewegung und wahrhaft nachhaltiger Wirksamkeit in einerlei [Rich]tung schien für sie nur dann gesichert, wenn ein Mann an ihre Spitze [trat], der als Theolog hoch genug gestellt war, um zugleich Director [und] Inspector der Schule sein zu können. Die Doctorwürde und eine [au]sserordentliche Professur in der theologischen Facultät erschienen als [unerl]ässliche Attribute: dann aber stand zu hoffen, dass die einst zu [vor]eilig an Schaarschmidt's Sendung geknüpften Erwartungen nun sich [erfü]llen würden, wo der Grund so befestigt, die Aussicht so erweitert [war]. Es galt, den Mann zu finden, dem man so Viel geben durfte, [um] so Viel von ihm zu fordern. Doch alle Berathungen und Versuche [blieb]en erfolglos; Monat auf Monat verging, ohne die Entscheidung her-[beiz]uführen.

Seit dem Frühjahr 1701 verkehrte in den Berliner frommen Krei-[sen], namentlich auch in Spener's Hause, ein Candidat aus Flensburg, [Hei]nrich Lysius, dem eben die Anwartschaft auf eine Predigerstelle in [de]r Altmark eröffnet war. Spener schätzte ihn hoch; denn schon vor [sieb]en Jahren, als der damals drei und zwanzigjährige Lysius zum er-[ste]n Male als Reisender in sein Haus kam, hatte der ehrwürdige Pa-[tri]arch sich nicht genug über den Jüngling wundern können, der „so [tie]f nach des Glaubens Grunde grub“. Dennoch wollte sich die be-[sch]eidene Hoffnung auf jene abgelegene Dorfpfarre nicht erfüllen. Die

adlichen Collatoren geriethen mit den Behörden und unter sich in S
bis sie endlich spät im Winter einen anderen Candidaten wählten,
sen neutrale Persönlichkeit nicht immer wieder an die Bitterkei
Streites erinnerte. Spener schüttelte nachdenklich den Kopf und äu
wohl: mit diesem Manne müsse Gott etwas Besonderes vorhaben
alle menschlichen Anschläge so gar nicht von Statten gehn wo
Noch aber blieb selbst sein scharfes Auge gehalten, bis er im Fr
des folgenden Jahres Lysius an seiner Stelle in St. Nicolai übe
inhaltreichen Text 1 Cor. 1, 30 predigen hörte. Seit Jahren n
er keine so gründliche, tief eindringende Predigt vernommen zu h
diese Befähigung könne nur auf einer Universität ihre rechte Ve
dung finden. Das lange schwebende Räthsel schien gelöst. Abe
sass Lysius neben dem Können und der theologischen Bildung
dasjenige formelle Wissen, welches das akademische Leben forde
dessen Mangel, zumal bei der herrschenden Sitte des Disputirens
der unentdeckt, noch unbestraft bleiben konnte? Besass er es
noch, nachdem er die letzten zwölf Jahre zwar in steten Studien
fern von allem Universitätstreiben verlebt hatte? Spener lieb
sicheren Schritte. Der Rector des Werderschen Gymnasiums M. Jo
Lange, der später als Professor in Halle berühmt geworden ist,
abgesandt und erbat von Lysius ein curriculum vitae in latein
Sprache. Diese erste Probe schlug zum höchsten Ruhme des E
nandus aus, da der gestrenge Kritiker der Schule sich völlig bef
erklärte. Nunmehr wurde nach Halle geschrieben. Auch dort
Lysius Name seit jener Reise, welche die erste Bekanntschaft mi
ner herbeiführte, in gutem Andenken, besonders bei Breithaupt
mit Bestimmtheit die Wahl dieses Mannes als eine glückliche be
nete. Wenige Tage später trug Lange in Spener's Namen dem
wenig überraschten Freunde ein Amt an, welches so sehr gege
Altmärkische Dorfpfarre abstach. Noch während er sprach, regt
im Herzen des Befragten jenes räthselhafte Gefühl, welches oft
auf den entscheidenden Wendepunkten des Lebens allen Zweife
derdrückt und den Entschluss kaum noch als Werk des freien W
erscheinen lässt. Er sagte zu, und konnte nun vom Ziele au

reudiger Rührung auf die wunderbaren Führungen eines noch nicht angen, aber innerlich reich begnadigten Lebens zurückschauen.

Am 24. Oktober 1670 — sieben Jahre später als Gehr — zu Flensburg geboren, war er gleich nach der Geburt durch ein feierliches Gelübde, welches sein Vater, der dortige Probst, in die Familienbibel schrieb, zum Dienste der Kirche bestimmt worden. Spät erst hat der Sohn dieses Gelübde bezahlt: aber es waren auch schon die rsten Eindrücke seiner Kindheit der Art, dass sie ihm ein äusserliches Erfüllen jenes väterlichen Willens, bevor die Stunde der inneren Berufung schlug, für immer unmöglich machten. Ein hoher und reiner eist waltete im Hause des Probstes: innige Herzensfrömmigkeit, die on Geschlecht auf Geschlecht vererbt, dennoch von allem nur herömmlichen Wesen fern blieb und in unscheinbarer Stille allen Prüfungen des Lebens Stand hielt. Zwei seltene Frauen, die Grossmutter nd die neunzigjährige Urgrossmutter des Kindes, waren vornehmlich ie Hüterinnen dieses Geistes. Beide wandelten schon hienieden wie m Lichte der Verklärung. Voll Sehnsucht nach dem Eingange in die essere Welt und dann am glücklichsten, wenn in Momenten der höchsten Begeisterung ihr Glaube fast zum Schauen ward, gingen sie doch n kerniger Schlichtheit und Gradheit ihren Weg, geachtet und geliebt von der ganzen Stadt, in der es nicht unbekannt war, dass die Urgrossmutter oft im zweiten Gesicht Zukünftiges voraussah. Aber auch ürdige Repräsentanten energischer Tüchtigkeit fehlten dieser Familie ht: muthige Ehrenmänner, die sogar einem Könige gegenüber rücktslos ihr Recht zu wahren wussten. Der Probst selbst hatte sich ühsam durcharbeiten müssen, bevor er sich im eignen Hause eine ätte des Friedens gründete; gern führte er den Wahlspruch im unde: Recht muss doch Recht bleiben; thue Recht und scheue den eufel nicht!

In solcher Umgebung wuchs Heinrich Lysius heran. Grade die eichen und zarten Töne drangen am tiefsten in sein Herz und fanden dort am sichersten Widerklang. Wenn am Abend die Mutter neen seinem Bette sass und ihm allerlei Sprüche und kleine Reimgebete orsprach, bis er voll kindlich-frommer Gedanken einschlummerte; wenn

sie dann schon am frühen Morgen wiederkam mit ihrer Liebe und ihrem Gebet: höhere Freuden kannte er nicht, und schon sehr früh ward ihm auch das eigene Gebet Bedürfniss. Zu den gewöhnlichen Kinderspielen zeigte er wenig Neigung und Geschick: aber am Gängelbande in des Vaters Studierzimmer umherzuwanken und die hie und da zu spielender Belehrung des Kindes angeklebten Buchstaben aufzusuchen, das konnte den eigenthümlichen Knaben über Alles entzücken. Und wie wuchs die Freude, als er erst bei dem Vater sitzen und mit den kleinen Händen in alten, grossen Büchern nach Bildern blättern durfte.

Bald ward aus dem Spiele Ernst gemacht. Heinrich Lysius ward in eine kleine Privatschule, dann Ostern 1678 in die lateinische Schule des Orts geschickt, und schon vier Jahre danach war er Primaner. Mit begeisterter Liebe hing er hier an dem Conrector Masius, der sonst durch die eiserne Strenge seiner Zucht manchen schwachen Eltern grossen Anstoss gab. Wie aber hätte in jener Zeit armseliger Eifersüchtelei der Rector dulden können, dass ein Schüler, und vollends der Sohn des Probstes, dem Conrector mehr anhing, als ihm? Anstössige Scenen aller Art nöthigten zu einer durchgreifenden Aenderung. Heinrich Lysius verliess die Schule, um fortan ausschliesslich von Masius weiter gebildet zu werden; er folgte dem geliebten Lehrer sogar nach Schleswig, als dieser an die dortige Domschule berufen ward. Die anderthalb Jahre, welche er nunmehr ganz in Masius Hause verlebte, standen noch dem alternden Manne als ein Zeichen ungetrübter Seligkeit in treuem Gedächtniss. Das Vorbild des Freundes und Erziehers, der mit heiligem Ernste an der reinen Lehre des Evangeliums fest hielt, dessen ganzes Leben ungeheuchelte Gottseligkeit athmete, wirkte mit überwältigender Macht auf das fromme Herz des Zöglings. Oft betete der Knabe des Nachts unter heissen Thränen zu Gott, er möge ihn vor Sünde und falscher Lehre bewahren. Ward am Abend die Geschichte der Märtyrer gelesen, so konnte ihn innige Sehnsucht ergreifen, in gleicher Weise, wie jene Helden, den guten Kampf zu kämpfen.

Unterdessen wuchsen auch die anderen Kinder des Probstes heran;

ein eigener Hauslehrer ward berufen und dem auswärtigen Sohne die Weisung ertheilt, nunmehr heimzukehren. Er kam mit schwerem Herzen, und fand einen alten, handfesten Studiosus, der bei nicht geringem akademischem Wissen doch gar zu viel akademische Rohheit in das stille Priesterhaus mitbrachte. Schon nach einem halben Jahre kam ein anderer Lehrer, bei dem Wissen und Sitte besser in Einklang stand. Mit unglaublichem Eifer ward nun die Arbeit angegriffen. Latein, Griechisch, Hebräisch schien noch nicht genug; auch das Chaldäische, Syrische und Rabbinische musste getrieben werden, Alles mit schonungsloser Gründlichkeit: zog doch selbst ein bekehrter Rabbiner in das Haus, um auch seinerseits zur Bildung des jungen Theologen mitzuwirken. Der wackere Conrector der lateinischen Schule half mit Unterweisung in der Logik und Rhetorik. Es wurde opponirt und respondirt, als gelte es die Magisterwürde: ja in keckem Selbstgefühl wagte Heinrich Lysius wohl einmal, wenn die Stunden für das Uebermass der Arbeit nicht ausreichen wollten, ein weisses Blatt in der Hand, aus dem Stegreif die lateinische Rede zu halten, deren kunstgerechte Ausarbeitung ihm aufgegeben war. Aber mit weiser Besonnenheit sorgte der Vater, dass in der Buchgelehrsamkeit der Mensch nicht unterginge. Der junge Gelehrte ward angehalten, von der mathematischen Figur zu der leuchtenden Sternenwelt aufzublicken; er ward in die Apotheke geschickt, um dort die geheimnissvollen Heilkräfte der Naturprodukte ahnen zu lernen; nicht selten gab das Sammeln und Bestimmen von Pflanzen den erwünschten Anlass zu weiten Wanderungen in das freie Feld. Wenn aber dennoch die Masse des Wissens allzusehr die Jugendlichkeit zu erdrücken drohte, so tönte selbst rasche Musik und Waffengeklirr in dem sonst so stillen Hause, welches man in diesem Falle durch Tanzen und Fechten nicht zu entweihen fürchtete. Doch alle Lust des inneren Werdens, alle Sorge der treuen Eltern konnte einen Stachel nicht aus der Brust des reifenden Jünglings ziehen: er sah mit Wehmuth auf ein verlorenes Paradies zurück, wenn er an seinen Masius dachte.

Ausgerüstet mit einem seltenen Masse von Vorkenntnissen bezog Heinrich Lysius gegen Ostern des Jahres 1687 die Universität Jena.

Das wilde Burschentreiben konnte auf ihn, der wie in den Vorhallen eines Tempels aufgewachsen war, keinen verführerischen Einfluss üben. Mit unablässigem Fleisse studirte er alle Theile der Philosophie, wie sie damals auf jener Universität gelehrt ward, meisteus im Anschluss an Cartesius: das theologische Studium wollte er auf das Geheiss des Vaters erst später beginnen. Ein Jahr darnach siedelte er nach Leipzig über, wo die scharfen Dornen der dort noch herrschenden Scholastik seinen Geist zu immer neuer Anstrengung stachelten. Erfolglos blieb sein Fleiss nicht: bot ihm doch die philosophische Facultät schon damals aus eigenem Antriebe die Magisterwürde an. Dennoch sah er später nicht mit Befriedigung auf diese ersten zwei Jahre seines akademischen Lebens zurück. Er bedurfte eines Anhalts, den er nicht fand; vergeblich suchte er nach einem Manne, dem er in unbegränzter Verehrung anhangen, in dessen Lichte sein inneres Leben fröhlich gedeihen konnte. Eine schwere Krankheit, die er in Leipzig zu bestehen hatte, erschütterte ihn tief und liess ihn empfinden, woran es ihm fehlte. Mehr aber vermochte der achtzehnjährige Jüngling nicht zu leisten: er sah den Weg wie von weitem, jedoch der Führer und Begleiter erschien nicht. Noch krank und schwach kehrte er in die Heimath zurück, um dort Genesung zu suchen. Ein ganzes Jahr verlebte er fast unthätig, matt an Leib und Seele.

Neu belebende Eindrücke warteten seiner in Königsberg, wohin er sich, völlig hergestellt, gegen Ostern 1690 begab, um fortan ganz dem theologischen Studium zu leben. Hier trat ihm vor Allem in imponirender Würde die damals noch makellose Persönlichkeit des Dr. Johann Philipp Pfeiffer entgegen. Ganz rückhaltslos war seine Verehrung des Mannes nicht, denn aus mancher Lehre glaubte er einen papistischen Grundton herauszuhören, der ihn fremd und abstossend berührte. Aber die allseitige Gelehrsamkeit dieses Meisters, der weite und freie Blick, zu dem ihn seine synkretistische Geistesrichtung befähigte, die poetische Kraft, mit der er die idealen Seiten des Synkretismus aufzufassen verstand: solchen Einwirkungen konnte ein edel gestimmtes Gemüth sich unmöglich verschliessen. Mit dem ihm eigenen, rastlosen Fleisse durchforschte Lysius nunmehr die Schriftsteller der alten Kirche;

ṃn nur so meinte er die Perle freudiger Glaubensgewissheit zu fin-
ṃ. Sah er auf der Bibliothek die lange Foliantenreihe der Kirchen-
ṭer vor sich, so durchzuckte ihn wohl der quälende Gedanke, wie
ẹ Jahre der Entsagung er noch durchleben müsste, um endlich
Ziele der fast unabsehbaren Laufbahn seines Glaubens gewiss zu
ḍen. Aber die Sehnsucht ward immer unbezwinglicher, eine Sehn-
ṭ, welche ihn zunächst mehr und mehr von der freien Gnade des
ṇgeliums abführte. Aeusserer Gottesdienst, Almosenspenden, stren-
Fasten, wie Pfeiffer es empfahl, bildeten die Grundzüge seines aus
ṇer Kraft nach der Heiligung ringenden Strebens: den ersehnten
ḍen fand er nicht.

Eine Nachricht aus der Heimath endete im Sommer 1691 für den
ṇnblick das fruchtlose Mühen. Der Probst Lysius fühlte die Ab-
ṃe seiner Kraft und verlangte nach dem Beistande des Sohnes. In
Stille des Vaterhauses fand dieser nun Zeit, die tiefen Eindrücke
letzten Jahres in sich zu ordnen und zu läutern. Manches be-
ṇd die Probe nicht; aber voll innigen Dankes dachte er dennoch an
ṇigsberg, denn auch die Wege, die er jetzt als Irrwege erkannte,
ṭen ihn aufwärts geführt. In dieser Stimmung geleitete er im Früh-
ḡ 1692 einen jüngeren Bruder auf die nämliche Universität, welcher
so vielfache Anregung verdankte. Im Herbste desselben Jahres fin-
ṇ wir ihn in Copenhagen, ohne zu erfahren, was ihn dorthin zog.
ṣ Verlangen nach einem geistlichen Amte war es nicht. Nur mit
ṛer Angst sah er, wie Andere in diesem Sinne sich für ihn be-
ṭen: alle seine Wünsche lösten sich in das eine Gebet auf, Gott
ḷe alle menschlichen Anschläge zu nichte machen und allein den
ṇen, heiligen Willen an ihm vollziehen. Gegen die Fastenzeit des
ṣsten Jahres kehrte er wieder nach Hause zurück, ohne wohl zu ah-
ṇ, dass er einer Zeit tiefer Leiden, aber auch den Heilstagen der
ṛeren Auferstehung entgegen ging. Die entscheidenden Momente des
ṛchbruchs rückten heran und gewaltige innere Bewegungen verkün-
ḍen ihr Nahen: der Streit Christi und Bilials — so nannte er es
ṭer — ward mit jedem Tage heftiger. Möge er selbst erzählen,

wie er gekämpft hat, wie ihm der Sieg geschenkt ward, und wie
neue Bahnen vor ihm sich aufthaten.

„Täglich setzte mir der Teufel mit allerlei Zweifeln zu und
mir die Gründe des Glaubens wankelhaft zu machen; sonderlich
er an von der Bibel und der Wahrheit christlicher Religion,
alles er mir streitig zu machen suchte. Ich unterliess zwar nicht
Grotium de veritate religionis Christianae, Morlinum und Andere
lesen, ich überlegte auch alle Argumente, welche ich davon bei
Theologen fand, erfuhr aber, dass sich der Satan mit Syllogismen
Schlüssen der Vernunft nicht refutiren lasse, sonderlich aber, wie
pisch es sei, wenn man in solchem Stande zum Zeugniss der
Kirche seine Zuflucht nimmt, als welchem das Zeugniss der Juden
Talmud und der Türken vom Alcoran entgegengesetzt wurde.
derheit aber empfand lebendig, welch ein Unterschied sei unter
nigen Zweifeln, welche man sich selbst macht, und welche vom
Reich der Finsterniss in solchen Anfechtungen gemacht werden.
das Princip des Cartesius, dass man bei Untersuchung der Wahrh
erst Alles in Zweifel ziehen müsste, hatte ich gar oft und selbst
den jetzt mir zweifelhaften Stücken prakticirt. Wie ich aber bald
geworden mit Widerlegung der Einwürfe, die ich mir selbst ge
hatte, so kostete es hier mehr Mühe und mochte nicht so leicht
Vernunft widerlegt werden, was nicht aus der Vernunft, sondern
grösseren Kraft kam. Summa: es lag da miteins meine ganze T
logie über dem Haufen. Nicht dass ich nicht gewusst hätte, was
her, denn ich predigte dabei fleissig und so, dass meines Vaters
meine mich sehr lieb gewann; aber Alles war bei mir voll Zw
indem der Satan den Grund selbst bei mir umzustossen sich bem
Ob aber gleich Alles mir zweifelhaft gemacht worden, so wuchs
dabei ein Vertrauen gegen meinen Schöpfer, welches die Hoffnu
mir unterhielt, da er mich geschaffen und ohne Zweifel deswegen,
ich ihm dienen sollte, so würde er mir auch Mittel geben, zu
nen, wie ihm sollte gedient sein. In diesem Stande kam die H
frage bei mir darauf an: ob die Bibel Gottes Wort sei. Hierbei
und wusste ich wohl, was davon unsere Theologen schreiben;

alle anderen Argumente waren wie nichts in meinem Herzen, auf das einzige aber vom inneren Zeugniss des heiligen Geistes konnte nichts antworten, als, dass ich nicht wüsste, was es sei, weil ich es nicht erfahren. Weil ich denn las, es könnte nicht anders, als bei Gebet und Flehen zu Gott sammt andächtiger Lesung und Betrachtung erhalten werden, nahm ich dazu meine Zuflucht, kniete vor Gott nieder und bat: wo das das Wort des Gottes, der mich erschaffen, wäre, das in der Bibel stünde, so möchte mein Schöpfer auch mich theilhaftig machen dieses Zeugnisses, wodurch man dessen unzweifelhaft gewiss sein könnte. Aber so mir vorher Zweifel entstanden waren, so entstanden nachmals immer mehr, so dass ich die Schrift nicht lesen konnte ohne steten Anstoss und Unglauben: bis endlich, da ich mit Fasten und Beten fortfuhr, mein Gott sich mein erbarmte und sein Wort in meinem Munde liess werden wie Honig und Honigseim und aller Zweifel in meinem Gemüth so verschwand, wie die Finsterniss, wenn die Sonne aufgeht. Da aber konnte ich mich an Gottes Wort nicht satt lesen, und hätte gern die Mahlzeiten darüber versäumt, wenn ich nur bei der Bibel hätte bleiben können. Aber hiebei konnte nun wieder nicht zusammenreimen den Gottesdienst, welchen die heilige Schrift als von Gott erfordert beschrieben, und den, welchen die meisten Christen Gott bringen. Insonderheit aber war mir anstössig, dass ich so viel in der heiligen Schrift von Verfolgung der Frommen las und davon nichts sah, weil es allen mir bekannten Predigern und andern Menschen nach Herzens Wunsch ging, und meiner Meinung nach um der Gottseligkeit willen kein Mensch verfolgt würde. Denn obgleich ich gehört hatte, wie Einige des Landes verwiesen und aus einer Stadt nach der andern vertrieben worden, so war mir auch allzeit gesagt, wie solches um falscher Lehre ihnen begegnet sei. Daher nicht geringe Sorge hatte, wo das Kreuz Christi zu finden sei, wovon ich selbst so vielfältig geprediget, weil den Angaben nach es lauter gottlose Leute und irrige Lehrer wären, von welchen hörte, dass sie verfolgt würden. Weil ich denn so viel in Königsberg gehört hatte, wie die Kirche nicht irren könne, und doch dabei mir von der Kirche kein anderer Begriff beigebracht worden, als dass selbige sei der sichtbare

Haufe, der Christum mit dem Munde bekennet, so galt es nicht geringen Kampf, ehe ich glauben konnte, dass so viele Menschen, welche ich um mich sah und deren Leben mit nichts weniger als mit Gottes Wort übereinkam, auf dem Wege des Verderbens wären. Aber Gott machte bald, dass ich der Andern vergass und auf mich selbst sah. Ich muss aber erst erinnern, dass, so Jemand dieses künftig lesen sollte, Keiner vermessentlich es suche nachzuäffen. Denn wenn eben derselbe Gott, der mich zu meinem Besten in solche Umstände geführet, mir auch zu seinem Lobe herausgeholfen, so hat er doch nicht versprochen, dem, der unbedachtsam und verwegen selbst sich da hinein begiebt, eben das zu erweisen; sondern es möchte aus gerechtem Gericht Gottes leicht geschehen, dass, wer sich selbst in solche Anfechtung stürzte oder ihm dieselbe machte, sich selbst darin überlassen würde und umkäme."

„Als in diesen Umständen meiner Seele es sich zutrug, dass, wie ich die drei Pfingstfeiertage gepredigt hatte, mein Vater mir über der Mahlzeit befahl, am Sonntage Trinitatis wieder zu predigen, las ich, als ich von Tisch kam, das Evangelium durch, in der Absicht, meine Gedanken und Meditationen den Tag darüber zu haben und in etwas mich zu präpariren. Aber es hat mein Lebtage kein Text so viel Unruhe mir in meinem Gemüthe gemacht, als dieser. Weil ich wusste, dass das Fest Trinitatis genannt wurde, hatte ich, ehe ich das Evangelium gesehn, mir vorgenommen, von dem Geheimniss der Dreieinigkeit zu predigen; aber im Durchlesen des Evangeliums wurden mir die zweimal wiederholten Worte Christi: so kann er nicht in das Reich Gottes kommen, so an das Herz gelegt, dass ich nicht dawider aufkommen konnte, sondern allzeit stand mir die so gar unumgängliche Nothwendigkeit der Wiedergeburt vor Augen. Hiebei meinte ich, dass ich davon mein Lebtage nicht gepredigt, auch nimmer davon weder etwas gehört, noch gelesen hätte. Zum wenigsten konnte ich mich nicht überreden, dass eine solche Veränderung bei mir jemals vorgegangen, die da könnte eine neue oder Wiedergeburt genannt werden, noch weniger dürfte ich mich Geist von Geist geboren nennen: und doch sah ich, dass ich so gut und geistlich gesinnt wäre, wie die An-

lern, ja in Vielem meinte ich besser zu sein, weil ich angefangen
atte, einen herzlichen Ekel wider das Böse und herzliche Liebe zum
ten zu haben, da ich doch so Viele sich noch an ihren Sünden er-
zen sah. Hiedurch wurde erweckt, rechte Gewissheit deswegen zu
hen; und weil ich keinen näheren Weg wusste, blätterte ich meine
emata durch, fand aber nichts, das meine Seele beruhigt hätte,
r ich vielseitig zu Gott schrie: er möchte mich zur Erkenntniss
r Wahrheit und auch dieses Geheimnisses bringen. Denn Gott hat
h von Jugend auf so geführt, dass ich nimmer Menschen offen-
ret, was meine Seele beunruhigt: daher weder Eltern, noch Lehrer,
r Professoren jemals von dem, was in meiner Seele vorgegangen,
as erfahren; ja auch selbst die äusseren Trübseligkeiten habe nie-
ls Jemandem, auch selbst nicht meiner Frau, offenbaret, sondern
es heimlich getragen und zwischen Gott und mir abgemacht. Als
aber in meiner Bibliothek nichts fand, ging ich in die meines Va-
s, sah bald dieses, bald jenes Buch an und blätterte darin. Wie
aber nichts fand, ward ich Raths, es bis des folgenden Tags auf-
chieben, weil mir einfiel, ich möchte vielleicht nicht eben gar sehr
geräumt, sondern müde vom Predigen sein, und die Confusion da-
r an mir liegen.“

„Wer dieses liest, übereile sich nicht in Beurtheilung. Denn erst-
h hat es eine ganz andere Bewandtniss, wenn man aus eigenem
rwitz etwas sucht und daher leicht etwas findet, denselben zu stil-
: anders aber, wenn das von Gott selbst erweckte Gemüth nicht
t Holz, Heu und Stoppeln sich abspeisen lässt, sondern Gold und
lgesteine, das ist vollkommene Ueberzeugung des Gemüthes, sucht
d solches nicht blos in thesi und insgemein, sondern auch inson-
rheit in hypothesi und in der Anwendung auf sich selbst. Zum an-
rn waren die Wirkungen der aneignenden Gnade des heiligen Gei-
es damals noch nicht so erläutert und nach ihrer Analogie, Homo-
ymie u. s. w. noch nicht so erklärt, wie Andere sowohl als ich selbst
einen Zuhörern dasselbe gezeigt habe. Daher, wenn man mich da-
als gefragt hätte: ob ich mich für bekehrt hielte? keinen Zweifel
würde gefunden haben, mit Ja zu antworten: wenn man aber mich

gefragt hätte, ob ich wahrhaftig wiedergeboren wäre? würde i
nicht haben bejahen dürfen, weil ich bekehrt und wiederg
ren sein für verschiedene Sachen — wenigstens dem Grade
— hielt."

„Da ich aber aus meines Vaters Bibliothek weggehen wollte
ein Buch in Duodez auf der Erde liegen, welches wieder ein
wollte. Als ich es aber kaum aufgemacht, um zu sehn, was e
fand ich oben über der Seite solche Rubriken, welche mir m
Materie, welche ich suchte, in Verbindung zu stehen schienen;
ein Titelblatt fand ich darin nicht. Ich nahm es also mit, um
etwas zu lesen, wusste aber nicht, was es für eins wäre, bis ich
nach erfahren, dass es des seligen Johann Arnd wahres Christe
wäre. Mit der bevorstehenden Predigt half ich mir ab, so g
konnte, war aber lange so gelahrt nicht in meinem Sinne wie v
sondern hatte herzliches Verlangen, die Theologie von Neuem z
diren. Dennoch war keine Hoffnung, wiederum auszukommen u
derer Handleitung zu geniessen; deswegen musste mich mit Lese
helfen, wozu mir bald alle Schriften des seligen Arnd anschaff
fleissig las."

„In eben derselben Zeit brannten in vollen Flammen die St
keiten vom Pietismus, Chiliasmus und Enthusiasmus. Dazu soll
legenheit gegeben haben das collegium pietatis, welches schon
etliche fromme Magister, worunter der nachmalige Dr. Anton,
Francke, Mag. Schade und andere mehr waren, unter dem Vorsi
Dr. Alberti in Leipzig angefangen. Aber solches war lauter Vor
Denn des Herrn Dr. Spener's pia desideria, worin er dergleiche
geschlagen, waren schon längst gedruckt und von Allen approbir
den: denen zufolge nicht allein in Frankfurt von ihm und Ander
gleichen collegia gehalten wurden, sondern auch nach solchem s
Vorschlag und Beispiel anderswo. Als Ao. 1687 durch Hamburg
Leipzig fuhr, hielten nicht allein Horbius und Andere dergleichen
dern auch der nachmalige heftigste Feind derselben, Dr. Friedrich I
und insonderheit über Arnds wahres Christenthum. Als ich
Leipzig kam, in der Ostermesse, war eben Dr. Spener daselbst a

Durchreise nach Dresden, wohin er als Oberhofprediger ging. Da wurde er zur Gastpredigt genöthigt, welche er auch hielt, und mit solchem Beifall als der Orthodoxeste der Orthodoxen angenommen, dass seine damaligen Schmeichler auch vor der Welt nichts anders als Schande davon haben können, dass sie hernach seine so heftigen Lästerer geworden und das getadelt haben, was sie vormals so gelobt und erhoben. Als ich von da nach Jena kam, hielt gleichfalls Dr. Bayer alle Sonntag nach der Vesper ein collegium pietatis über Arnds wahres Christenthum, und war solches keinem Menschen anstössig. Anno 1688 bin selbst in des Dr. Alberti Hause in dem collegium pietatis oder biblicum gewesen und habe keinen Menschen übel davon raisonniren hören. Als aber Dr. Alberti in seinen lectionibus moralibus nicht mehr so viele Zuhörer hatte, als die erwähnten Magister in ihren lectionibus biblicis et pietatis, ging die Verfolgung wider selbige und insonderheit den damaligen Magister Francke an. Weil auch die Feinde der Gottseligkeit nicht ihren Willen haben konnten, so lange der Dr. Spener in Ansehn und im Oberconsistorium zu Dresden war, so war es den Leipzigern und Wittenbergern eine Freude, dass er durch gewissenhafte Führung seines Amtes bei dem Churfürsten in Ungnade kam und auf desselben Veranlassung nach Berlin gerufen wurde. Da musste Alles, was vorher mit höchstem Beifall approbiret worden, für verdächtig, irrig und gefährlich gehalten werden; und da man wenig Anderes zu schänden finden konnte, musste seine Hoffnung besserer Zeiten herhalten und ein Chiliasmus heissen, ungeachtet die drei Punkte von Bekehrung der Juden, Fall Babels und noch bevorstehender reichen Verkündigung des Evangeliums als die drei letzten Dinge frei und in specie in Königsberg von Dr. Dreyer, Dr. Deutsch und Anderen gelehrt waren. So musste auch der Vorfall mit dem Asseburgischen Fräulein und ihre angegebenen Offenbarungen zu so viel mehrerer Lästerung dienen, weil Dr. Spener davon nicht ein unbedachtsames Urtheil fällen wollte."

„Zu Ende dieses Jahres ging auch in Hamburg die Streitigkeit an wegen eines Büchleins von Erziehung der Kinder, welches der Herr Dr. Horbius aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt und denen, die ihm Weihnachtsgeschenke brachten, wie Anderen ausgetheilt hatte.

In selbigem vermeinte der bekannte Dr. Joh. Fried. Meyer viel
thümer zu finden, welche kein Anderer als er darin lesen konnte
Vorwürflichste war, dass selbiges Buch, welches im Französischen
Namen gedruckt war, zum Verfasser den bekannten Poiret hatte
ches aber dem guten Dr. Horbius unbekannt gewesen. Hierüber
eine so heftige Bewegung in der Stadt, da zwar der ganze Rat
meisten Prediger und Verständigsten in der Stadt den Herrn Dr
bius für allerdings unschuldig hielten: der Pöbel aber, insom
aus Dr. Meyer's Gemeine, trieb die Sache mit solchem Ungestüm
sie auch den Magistrat auf dem Rathhause besetzt hielten und e
zu einem grossen Blutvergiessen anliess; daher der Dr. Horbius a
nicht weit von Hamburg gelegenes Gütchen sich retiriren musste.
cher Lärm endlich in den folgenden Zeiten so ablief, dass der Dr
bius ausser seiner Gemeine auf seinem Gute starb. Dr. Meyer
risirte und triumphirte eine Zeitlang. Das Ende aber ist gewesen
er Hamburg mit Greifswalde zu seiner schlechten Zufriedenheit
schen müssen." —

„Bei Lesung dieser und anderer Streitschriften wuchs mei
gierde, solche Leute zu sehn und zu sprechen, die u
Gottseligkeit willen das Kreuz Christi trugen. Aber
dazu schlechte Hoffnung, um so weniger, als meines Vaters C
der Diakonus Herr Thomas Lundius, in demselben Jahre vers
war, da denn mit auf die Wahl zum Diakonus gesetzet, abe
darum nicht erwählt wurde, sondern ein alter gelahrter Mann, w
ich wie meinen Vater ehren konnte, weil schon darauf reflektiret
dass ich meinem Vater adjungirt und nach seinem Absterben de
konus Herr Espen Pastor und ich Diakonus werden sollte. Abe
wandte auch selbiges ab. Denn wie ich mit einigen guten Fre
aus der Gemeine, die ein gutes Vertrauen zu mir und ebens
Absichten mit mir hatten, einmal zufälligerweise redete: ich wü
ehe ich ins Predigtamt käme, mit zugleich gelahrten und frommen
nern zu conferiren, wurden sie bald schlüssig, das dazu nöthige
herzuschiessen, also dass mein Wunsch ohne meiner Eltern Kost
füllt werden konnte. Derselben Einwilligung hätte aber auf kei

och Weise erhalten, wenn nicht mein Bruder Johann wegen Dr. Pfeif-
r's Apostasie aus Königsberg zurückgekommen wäre, und also in etwas
n Vater helfen konnte. Mein Vater aber setzte mir den Termin,
s ich nicht länger als bis in die Hundstage ausbleiben sollte, weil
dieselben zu überleben sich nicht getraute, zum wenigsten im Herbste
en Abschied vermuthete." —

So reisten denn im Jahre 1694 zwei sehr verschiedene Männer
hzeitig durch das nördliche Deutschland: Schelwig und Lysius. Mehr
einmal trafen sie an Orten zusammen, die für Hauptsitze des Pie-
mus galten. Wo aber der alte Theolog nur Aergerniss suchte und
d, da freute sich der Jüngling des Umgangs mit den „Kreuzträgern
Herrn," obwohl er mit prüfendem Geiste auch in diesen Kreisen
nches Irrige, wo nicht Unwahre entdeckte. Unheimlich und ab-
ssend berührte ihn das krampfhafte, excentrische Treiben, in wel-
s hie und da, namentlich in Halberstadt, die Regungen des neuen
istes ausarteten. Ihm missfiel die schon weit verbreitete Sitte, zu-
lig aufgeschlagene Bibelstellen als untrügliche Orakelsprüche auf die
zelnsten Angelegenheiten des Einzelnen anzuwenden. Er theilte nicht
n Glauben, dass Ludwig XIV. (LVDOVICVS XIV.) die 666 der Apo-
lypse sei, oder dass in Pensylvanien das Reich Gottes sichtbar und
haftig in diese Welt sich niedersenken werde. Zwei ganze Wochen,
er in ländlicher Stille mit dem geistvollen Chiliasten Petersen ver-
te, gaben ihm Viel zu denken; aber der Zweifel behielt die Ober-
d. Doch auch da, wo er nicht unbedingt den herrschenden Lieb-
gsmeinungen beistimmte, fühlte er das Wehen eines höheren, durch
fache innere Wunderzeichen bewährten Geistes: und welche Ein-
cke empfing er in Berlin, wo Spener in frommer Demuth dem Jüng-
ge bekannte, dass er nicht alle seine Fragen zu lösen befähigt sei,
hdem er die wichtigsten schon als Meister gelöst hatte, oder in
lle, wo jedes Gespräch mit Breithaupt ihn mehr und mehr erkennen
s, dass die Lehre der Reformatoren keine treueren Jünger besass,
die verrufenen und geschmähten Pietisten, diese echten „Kreuz-
ger des Herrn".

Fast sechs Monate hatte diese geistige Erndtezeit gewährt, als

Lysius im Juli des Jahres durch die Trauerbotschaft vom Tode sei[ne]s Vaters in die Heimath zurückgerufen ward. Er ging einer ernsten [Zu]kunft entgegen, aber er hatte bei den Duldern das Tragen und [Dul]den gelernt.

In dem verödeten Hause des Probstes hoffte man wohl, der [Sohn] und Bruder werde nunmehr die gewöhnlichen Candidatenwege ge[hen], um die Stütze der Familie zu werden. Lysius ging sie nicht. S[ein] Gewissen verbot ihm das Suchen, und der Generalsuperintendent Dr. [Jo]sua Schwarz, einer der unlautersten Zeloten jener Zeit, sah mit A[rg]wohn auf den jungen Theologen hin, in welchem er den Synkretisten und den Pietisten, Gog und Magog zugleich erblickte. Aber noch [in] der ersten Zeit der Sorgen machte ein glücklicher Zufall die Beküm[merten] merten mit einem fast vergessenen königlichen Privilegium bekan[nt], durch welches Predigerwittwen die Betreibung bürgerlicher Nahr[ung] ohne Theilnahme an den bürgerlichen Lasten gestattet wurde. [Da] zeigte sich eine ermuthigende Aussicht; denn schon im Hause [ihres] Vaters, eines Kaufmanns, hatte die Pröbstin alle Handgriffe und [Vor]theile der Brauerei erlernt, und rüstige, in bürgerlicher Wirthsch[aft]lichkeit herangewachsene Töchter standen ihr zur Seite. Schnell w[ur]den die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Gleich die ersten Versu[che] liessen keinen Zweifel, dass das Haus des Probstes zwar in sehr ve[r]änderter Gestalt, aber mit Ehren würde bestehen können. Im Frü[h]jahr 1695 nöthigte Lysius die Kunde von einem hämischen Berich[t], den der Generalsuperintendent über ihn, den Ketzer, nach Hofe [ge]schickt hatte, zu einer Reise nach Copenhagen. Die Verhandlunge[n], die er dort mit der theologischen Facultät anknüpfte, zogen sich la[nge] hin und führten doch nur zu halben Resultaten. Man äusserte [sich] mündlich ganz anders, als man es schriftlich zu thun wagte, und [ver]sprach dann wohl, durch allerhand geheime Einwirkungen die Halbh[eit] auszugleichen und unschädlich zu machen: lauter Erfahrungen, die [Ly]sius, bei der Gradheit seines Sinnes, tief verletzten und die Lust [zu] einem Amte, dessen Träger selbst in geistlichen Dingen so überkl[ug] handelten, immer mehr in ihm schwinden liessen. Ueberdies laste[te] auf seiner Seele eine andere, schwerere Sorge. Hatte ein wunderbar[er]

man ihn schon ahnen lassen, dass daheim die treue Mutter entschlafen
; so brachte ein Brief der nun ganz verwaisten Geschwister mit der
digung auch die Mahnung, bald heimzukehren und der Verlassenen
t und Berather zu werden.

Leichter, als sich erwarten liess, gewann das Haus seine neue Ge-
Trennen wollten sich die Geschwister um keinen Preis; sie konn-
auch kaum, da das geringe Vermögen keine Theilung litt. So
denn das gemeinsame Leben unverändert fortbestehen, zumal die
stern sich wohl zutrauten, auch ohne die Mutter Hauswesen und
häft besorgen zu können, wenn sie nur im täglichen Umgang mit
Bruder Belehrung und Erhebung der Seele fänden. Die Schwe-
des Probstes und die alte Mutter der Pröbstin verliehen dem ju-
lichen Hausstande höhere Würde. Ein in jeder Hinsicht geseg-
Winter ward in stiller Einigkeit verlebt. Jeder Tag lehrte, „wie
es Gott dem Herrn sei, denen, die ernstlich nach dem Reiche
trachteten, das Uebrige alles nicht kärglich, sondern reichlich
zu lassen“; jeder Tag bestärkte aber auch Lysius in seinem
chlusse, nur einem ganz unzweideutigen Rufe des Herrn zur Ar-
in seinem Weinberge Folge zu leisten. Als höchstes Glück er-
es ihm, still und ungekannt im Schoosse treuer Geschwisterliebe
den Augen Gottes zu leben und dereinst ihm zu sterben. Aber
Unterlass strebte er geistig vorwärts: stets neue Zweifel, die aus
Sehnsucht nach vollem Glauben quollen, trieben ihn zu stets
r Arbeit.

Mitten im Frieden jedoch kamen angstvolle Tage, die der Freu-
eit des Winters ein grauenhaftes Ende machten. Als die Pröbstin
ersten Male ihr neues Haus betrat, hatte sie lange schweigend um
geblickt und dann die ernsten Worte gesprochen: „Hier lasset uns
uns niederlegen und sterben.“ Jetzt erfüllte sich ihre Weissagung
Allen, die in jener Stunde um sie gewesen waren. Ein bösartiges
er brach in dem Hause aus, und in rascher Folge trug man sie-
Leichen aus ihm fort. Drei Schwestern und einen Bruder hatte
ius verloren: aber alle waren in freudiger Glaubensgewissheit ge-
rben und mit Worten des Danks für den Bruder, dem sie so Grosses

schuldeten. Noch von den düstern Bildern des Todes umgeben,
der schwergeprüfte Mann einen Entschluss, den nur ein so ge
benes Gemüth ohne den Anschein frecher Vermessenheit fassen
Verwandte und theilnehmende Freunde wiesen mit Recht dara
wie es seine Pflicht sei, jetzt, wo Alles zu wanken schiene, d
der Ueberlebenden eingedenk zu sein und den Bestand des Haus
sichern: eine Gattin müsse das Werk der früh abgerufenen Schwe
fortsetzen. Nur mit Widerstreben vernahm Lysius die wohlbegründ
Ermahnungen; immer neue Zeichen verlangte er von der Vorseh
und erst als alle eintrafen, wagte er den entscheidenden Schritt. Se
Braut war die Tochter eines braven Kaufmanns: schon im Herbste
verhängnissvollen Jahres fand die Hochzeit Statt.

Die äusseren Stürme hatten ausgetobt. Jahr auf Jahr verg
still häuslichem Frieden: die junge Frau wirthschaftete treu und e
die erste Tochter, der erste Sohn ward geboren. Allein die bü
liche Behaglichkeit, welche Lysius umgab, vermochte nicht sein i
Leben zu lähmen. Noch erwuchsen ihm aus dem Boden der Theo
und der kirchlichen Verfassung gar manche ernste Bedenken; aber je
inneren Kampf dieser Art begann er jetzt schon mit der freudigen
versicht, dass er nicht vergeblich sich abmühen werde. Immer kl
ward ihm namentlich der Unterschied zwischen dem Dienste im G
und in der Wahrheit und der oft guten, aber doch nur äusseren Z
und dass nicht Alles, was in der letzteren ihm missfiel, wesentli
Attribut der Lutherischen Kirche sei, darüber belehrte ihn die eig
Erfahrung, wenn bisweilen weitere Reisen nach Schweden und Nor
gen die nämliche Kirche in äusserlich ganz anderer Gestalt ihm
führten. Als im Jahre 1699 die Flensburger Lysius zum Kirche
steher machten und er als solcher die Kirche repariren liess, ver
ihn schon der Gedanke, wie das Aeussere unter seiner Leitung
freundlicher und besser werde, an das Innere aber die Hand zu leg
Recht und Beruf ihm fehle.

Diesen ersten inneren Mahnungen, dass nun die Nebel gesunk
und es Zeit sei, die Arbeit im Weinberge des Herrn zu beginnen, fol
ten bald andere von nah und fern, völlig unerwartet, aber um so v

mlicher. Gegen den Herbst ging Lysius zur Beichte. Da wies der
Prediger ihn mit Ernst auf das Gelübde seines Vaters und das
te Gebot hin; erst auf seine Versicherung, dass er einem unzwei-
ft göttlichen Rufe sich nicht entziehen werde, erhielt er die Abso-
n. Kaum war er, tief bewegt von dem erschütternden Vorfalle,
in Haus zurückgekehrt, als er einen Brief von seinem Bruder, Pre-
an der St. Georgenkirche zu Berlin, empfing. Spener hatte in
amilienbibel das Gelübde des Probstes Lysius gelesen, und wohl
erte er sich des jungen Mannes, „der so gar tief nach dem Grunde
Glaubens grub.“ Jetzt fragte er, ob der Sohn das Wort des Vaters
t ehren wolle, oder nur in der Stille den Ruf erwarte. Eine un-
deutige Antwort ward gefordert. Dass in diesem Augenblicke, von
m Manne, und grade in dieser Weise eine solche Mahnung an ihn
g, das traf Lysius tief: denn nur darum hatte er in einer Stunde
Schwachheit dem jüngeren Bruder die Familienbibel überlassen,
die Handschrift des Vaters ihn zu schmerzlich an eine Schuld er-
rte, deren Tilgung er nicht mehr für möglich hielt. Seine Antwort
dennoch etwas schwankend aus, da er der treuen Lebensgefährtin
enken musste, die nur in ihrer engen Heimath die Welt erblickte:
eim sei nichts für ihn zu hoffen, auch im Auslande schwerlich ohne
bepredigt; ein ganz ungewisser Erfolg könne ihn nicht zu einer wei-
Reise veranlassen. Spener war auch damit zufrieden; aber er weis-
e mit voller Zuversicht, „Gott werde es so schicken, dass des Va-
Gelübde bezahlt werde.“

Ein wunderbares Zusammentreffen von Ereignissen, die jenseits
r Berechnung lagen, führt den fast Widerstrebenden seiner Bestim-
g um Vieles näher. Der immer neu ausbrechende Krieg zwischen
Könige von Dänemark und dem Herzoge von Holstein nahm im
hling des Jahres 1700 eine Wendung, welche einen entscheidenden
mpf in der Nähe von Flensburg voraussehen liess. Namenlose Angst
fiel Lysius Gattin, die nun ihre Heimath nicht mehr als ein Paradies
trachtete, sondern sehnlichst verlangte, in Lübeck den Ausgang des
gewitters abzuwarten. Das Schiff lief aus; aber als kaum wenige
ilen zurückgelegt waren, sprang der Wind um und steigerte sich

zum Sturme: nur die Rückkehr in den Hafen gab Aussicht auf
Rettung. In seinem Hause wieder angelangt, fand Lysius einen
aus Berlin eingetroffenen Brief mit der traurigen Nachricht, dass
Bruder gefährlich erkrankt sei und ihm Lebewohl sagen lasse,
nicht hoffen dürfe, ihn auf Erden wiederzusehn. Mitten in die
der ersten Stunden tiefer Betrübniss tönte der Ruf vom Schiffe
Wind sei günstig, die Reisenden müssten an Bord. In kürzester
war Travemünde erreicht. Unaufhaltsam eilte Lysius weiter nach
lin, um den geliebten Bruder noch einmal zu umarmen. Er fand
schon im ersten Stadium der Besserung. Als er nun für den lang
Genesenden zum ersten Male predigte, erkannte er mit inniger
rung, wessen Hand ihn jetzt doch in das Ausland und auf eine
Kanzel geleitet hatte. Für den Augenblick kam es nicht zu w
Unterhandlungen: kaum aber war jene Dorfpfarre in der Altmark
ledigt, als er wieder nach Berlin berufen wurde, und nun endlich
seine Gattin und deren Eltern die entscheidende Frage richten m
deren Wirkung er sich kaum auszumalen wagte. Wie ward ihm,
er bei Allen nur freudige Zustimmung fand. „Es ging mir — h
es in seiner Selbstbiographie — fast wie den Kindern Israel mit
Aegyptern, indem sie ausgestossen wurden von denen, welche sie
mals nicht lassen wollen.“

Man kann nicht läugnen, dass Lysius Sendung nach Königs
auch ein Werk feiner und kluger Berechnung war: er selbst aber
wahrlich kein Mann der Kunst und Berechnung gewesen. In
war für Gehr's Stiftung eine jener graden und ganzen Naturen gew
nen, die nicht im Schoosse der Gewohnheit oder der Schule erw
sen, sondern durch unberechenbare Seelenführungen in ihre e
thümlichen Bahnen geleitet werden und darum vor Allen berufen
mächtig in dem Geiste zu wirken, durch den sie das wurden,
sie sind.

Die Schritte, welche noch geschehen mussten, bevor Lysius
Amt antreten konnte, wurden möglichst schnell gethan. Zunächst
gab er sich nach Halle: hier wollte er wieder heimisch werden in
Formen des akademischen Lebens, hier die theologische Doctorwü

erwerben, hier endlich sich geistig stärken durch den Anblick von Lehrern, die auf allen verschiedenen Stufen des Unterrichts immer das eine Ziel verfolgten, Viele zur Gerechtigkeit zu weisen. A. H. Francke empfing ihn mit edlem Vertrauen. Nicht genug, dass er dem neuen Ankömmlinge sogleich seine Kanzel einräumte: er stellte ihn auf einige Monate als Inspector an die Spitze des Pädagogiums, und da eben in jener Zeit Thomasius manche Bedenken über den Geist auch dieser Stiftung geäussert hatte, bat er grade ihn um strenge Prüfung der Anstalt und ein rückhaltsloses Urtheil. Die Abwesenheit des Königs von Berlin verzögerte jedoch die Ausfertigung der Bestallung so sehr, dass Lysius noch neben so wichtigen Geschäften Zeit fand, in Gotha das unermüdliche Treiben des Rectors Vockerodt zu bewundern, der eine Masse von 900 Schülern im Hallischen Geiste zu belehren und zu leiten verstand. Als endlich im Oktober die schon am 17. September 1702 unterzeichnete Ernennung *) in Halle eingetroffen war, begann die lange Reihe feierlicher Akte, welche damals der theologischen Promotion vorherging. Am 4. November erfolgte die Creirung des neuen Doctors, dessen erstes Gebet ein Gebet um Demuth und selbstvergessenen Gehorsam war.

Wenige Tage danach nahm Lysius in Berlin von Spener Abschied. Nochmals betheuerte ihm der Greis: so wunderbare Fügungen seien ihm niemals vorgekommen, Gott werde auch weiter führen und segnen; er solle nur getrosten Muthes bleiben, wenn der Widerstand sich regen werde.

VI.

Am 25. November 1702 traf Dr. Heinrich Lysius in Königsberg ein. Nach einer langen Zeit schwerer Sorge erlebte der Holzkämmerer einen der Freudentage, welche die Hoffnung neu beleben und erlittenes

*) Zwei Tage später, am 19. September, ward das Privilegium des Hallischen Waisenhauses vollzogen.

Unrecht vergessen lassen. Kaum nämlich war Gehr von seiner R
nach Berlin zurückgekehrt, als eine Verfolgung ganz neuer Art g
ihn losbrach. Ihn machte man verantwortlich, als Mangel an
vorrath die Preise plötzlich in bedenklicher Weise steigerte. Wä
die Gebildeten ihren Unwillen in vielen bitteren Worten kund g
drohten zügellose Volkshaufen, die Holzkämmerei anzuzünden, und
als einmal sah der Kämmerer seine persönliche Sicherheit durch n
liche Angriffe gefährdet. So leicht es ihm auch wurde, seine Unsch
darzuthun, bedurfte es doch langer Zeit, um die einmal erregten G
müther zu beruhigen.

Aber auch Lysius musste bald erkennen, dass er einen sehr
sicheren Boden betrat. Schon die ersten Besuche, welche er den
lehrten und Beamten abstattete, die er um seines Amtes willen
umgehen durfte, liessen ihn das Schwierige seiner Lage in vo
Masse empfinden. Manche hatten sich der misshandelten Schule i
Holzkämmerei angenommen, ohne mit sich im Klaren zu sein, ob
rechtigkeitsgefühl, oder nur ein instinktartiges Mitleid sie leitete: j
da sie den Doctor der Theologie vor sich sahen, fürchteten auch
es könne sich dort die Werkstätte eines Geistes erheben, den sie n
verstanden und deshalb nur mit Misstrauen betrachteten. Andere f
ten sich gekränkt, dass nicht ihnen die Inspection über die König
Schule anvertraut war, oder dass der Fremdling Amt und Brod ge
den hatte, während so mancher Einheimische vergeblich harrte. A
bedenkliche Fragen wurden laut: wie es mit der Einnahme stehe?
er Professor an der Universität, oder nur an der Schule werden so
und ähnliche.

Ohne Menschenfurcht, aber mit tiefem Ernste ging Lysius d
Zukunft entgegen, die sich so wenig freundlich ankündigte. In sol
Stimmung liess er sich wenige Tage vor Beginn der Disputationen, du
welche er feierlich von seiner Professur Besitz zu nehmen hatte,
Abendmahl von dem Bischof Dr. v. Sanden reichen. Nur zu deutl
gaben diese Disputationen zu erkennen, wie tief auch in Königsbe
jenes Elend wurzelte, welches so oft der Fluch deutscher Universitä
gewesen ist: die selbstgefällige Witzelei und der Hass gegen die Coll

gen, besonders gegen die besser gestellten. Doch Lysius verstand sich auf den Kampf mit solchen Gespenstern: wenn seine scharfe Logik nicht tief genug einschneiden wollte, fuhr er ohne Bedenken mit Flensburgischer Derbheit auf die tückischen Schwätzer los.

Viel bitterer noch war die Enttäuschung, welche die Königliche Schule ihrem Director bereitete, sobald die Untersuchungs-Commission ihre Leitung am 11. December 1702 in seine Hand gelegt hatte. Der hochklingende Name, die Bedeutsamkeit, welche man in Berlin dem neuen Unternehmen beimass, der Anblick manches stattlichen Schulgebäudes hie und da, Alles hatte dazu mitgewirkt, Lysius' Erwartungen weit über das Mass zu spannen. Nun fand er kaum eine dürftige Hütte, wo er so viel mehr schon vorzufinden meinte. In verschiedenen Häusern auf dem Sackheim war hier dieser, dort jener Theil der Anstalt untergebracht: die engen dumpfigen Räume verstatteten kaum, aufrecht in ihnen zu stehn, und ohne Zweifel litt die innere Einheit, weil sie so gar keinen Ausdruck in der äusseren Erscheinung fand. Lysius hatte die Sorgen und Kämpfe nicht mit erlebt, unter denen dieser erste Grund gelegt war, und konnte in den dürftigen Anfängen noch nicht die Genugthuung finden, mit welcher Gehr sein Werk betrachtete. Auch was ihm sonst bei allen inneren Kämpfen Trost und Halt gewährte, der Friede des eigenen Hauses, fehlte ihm jetzt gänzlich, da seine Familie noch in Flensburg verweilte. Wen könnte es wundern, wenn in manchen Stunden Muthlosigkeit, ja heftige Ungeduld den Enttäuschten befiel. Aber er blieb seinem Berufe treu und kehrte bald wieder die Kräfte nach aussen, die, in sein Inneres zurückgedrängt, sich fruchtlos zu verzehren drohten. Wir lassen ihn selbst erzählen, wie er sich in die Enge der Verhältnisse fand, wie er sogar in ihr die Gewähr des zukünftigen Segens erkennen lernte.

„Weil denn nun nöthig war, dass die Königliche Schule auch eine Gestalt gewönne, auch der Holzkämmerer Gehr wohl mein Missvergnügen merkte, dass zu einer solchen Schule berufen wäre, welche man nirgends sehn und finden könnte, hatte er schon von meiner Ankunft an mir von einem Hause vorgeredet, welches zur Königlichen Schule sollte erbauet werden, auch mir seine Anstalten erzählt, welche er ge-

macht mit Ankaufung einiges Bauholzes und einer Königlichen Zi
scheune, welche wegen der Ziegel zum Bau sollte niedergerissen
den. Da erfuhr, warum mich Gott vorher in solche Umstände g
ret, dass von dem Bauen einige Nachricht und Erfahrung überkon
Denn wäre der Bau nach seinem Vorschlag gegangen, würden wir
den Grund aus der Erde gebracht haben, bis alle unsere Baar
würde aufgewesen sein, wir in Schulden gesteckt und zum Spo
Feinde das Werk hätten unterlassen müssen, weil Keiner auf ein
das noch erst sollte gebaut werden und dazu eine Königliche S
heissen, Geld leihen würde. Daher mein Vorschlag war, sich von
fange im Geringen zu behelfen, bis wir mehr Vermögen überkl
Hierauf gerieth er auf den Anschlag, ein Haus zu kaufen, weil
darauf könnte stehen lassen und verzinsen, was man nicht be
könnte. Hierzu kamen in Vorschlag: das Stift beim Laacker-Tho
Eldittsche Haus im Löbenicht, und andere mehr. Weil aber s
alle ihm zu klein deuchten, machte er Anschlag auf das weitl
Gebäude bei der Steindammschen Kirche, worin bis hundert Wo
gen zu vermiethen und also gute Zinsen zu haben wären. Wie
das ganze Gebäude nicht kannte, so konnte dabei nichts anderes
als Gott bitten, dass er uns vor Thorheit und Eitelkeit möchte b
ren und alle die Anschläge hindern, welche er nicht wolle segnen
wisse, wie ich nicht anders aus meinem Vaterlande gereiset, als s
Rufe zu folgen: so wolle er also mich regieren, dass ich nicht i
schläge willigte, welche seinem Willen zuwider wären."

„Mittlerweile nun mit meinen Disputationen zu thun gehabt
war nach Berlin geschrieben an den Eigenthümer des Gebäudes
biger aber hatte den Preis so hoch gesetzt, dass dem Holzkäm
die Lust vergangen, solches zu erhandeln, wiewohl er mir von
sagte. Wie ich aber einstens aus der Schlosskirche kam und
näheren Weg nach dem Holzgarten suchte, wo ich damals in e
elenden Gebäude logirte, gerieth in die kleine Gasse und dadurc
den Platz des damals sogenannten Landhofmeister-Saals, wo ich
durchkommen konnte, sondern zurückkehren musste. Als nun b
Mahlzeit solches erzählet und gefraget, was das für ein Haus w

riegte mit grossem Freudengelächter die Antwort: das wäre das Haus, o ich künftig wohnen und die Königliche Schule sein sollte. Weil m von nichts wusste, wurde mir erzählt, dass der Major von Doeck das Haus zum Kauf hätte anbieten lassen, und es sei kein geeres und bequemeres in der ganzen Stadt zu finden: ich möchte auch nicht für ein Ungefähr halten, dass so per errorem auf den gekommen wäre. Was sollte ich thun? Wäre res integra gen, würde gewiss nach meinem Vaterlande zurückgekehrt sein. Aber vormals in der Mark Prediger werden sollen, und meine vielen Moen aus dem grossen Hause zu Wagen dahin nicht hätten gebracht den können, war das allermeiste verkauft worden. Ich hatte die torwürde am Halse und die Professur schon angetreten, also konnte meinen vorigen Zustand auf keine Weise gelangen. Ich kriegte auch fe von draussen, dass, da ich die Göttlichkeit meines Berufes ert hätte, ich auch auf desselben Beistand und Leitung hoffen sollte; ei aber meinem Vermuthen nach auch dem seligen Holzkämmerer die Hand gegeben war, meinem Rath mehr zu folgen und nicht zu h zu fliegen. Ich musste wider meinen Willen und mit Betrübniss willigen, dass das Haus ungefähr für 17 bis 18000 Gulden angeft wurde, da der Herr von Dobeneck sich anheischig gemacht, 10000 den Capital auf dem Hause gegen jährliche Interessen stehn zu las. Ich kann nicht sagen, ob es mit Fleiss verhütet worden, dass das Haus nicht anders als von aussen zu sehn bekommen. Als im Vorjahr die Räumung geschehen und ich alles besichtigte, fand es in solchem Zustande, dass höchstens darüber erschrak. Bei dem gen Holzkämmerer aber war lauter Glaube, auch, seiner Aussage , Geld genug in Kasse, dass es gebaut werden könnte. Ich hatte g zu thun, dass nichts als das Allernöthigste gebaut würde, ja h nicht einmal das Haus, worin ich selbst wohnen sollte."

„Während dieser Zeit kam der selige Holzkämmerer, als schon Haus im Collegium bezogen hatte, zu mir, brachte mir einen uss von Mag. Langhansen und erzählte, wie selbiger ihm vorgerfen, dass die Kinder in der Königlichen Schule des Sonntags in ine Kirche geführt würden, welches ein nicht geringer Vorwurf der

Schule wäre. Selbiger hätte für nothwendig erkannt, dass wir in
benachbarten Kirche ein Schülerchor suchten, aber auch dabei der
schlag gethan, dass ich, als Director, auf dem grossen Saal, '
das Haus vormals den Namen überkommen, entweder predigen
katechisiren könnte, weil ich doch ohne das des Sonntags nicl
thun hätte. Ich konnte mit Wahrheit ihm darauf antworten, dass
ehe er gekommen, erst der Herr von Auer weggegangen, welcher
Söhne in der Königlichen Schule hatte, und sich beschwert, da
Kinder in keine gewisse Kirche des Sonntags geführt würden, so
allenthalben umher, auch wohl in die reformirte Kirche gingen.
konnten solche Erinnerungen, die alle beide in einer Stunde von
Freunden geschehn, nicht verachten, sondern mussten vielmehr
Göttliches darin erkennen. Weil aber der grosse Saal schon zu
stüben verbaut war, schien der Vorschlag von meiner Predigt un
techisation ganz umsonst zu sein: dazu glaubte der selige Ho
merer nicht, dass ich solche Arbeit umsonst übernehmen würde
redete also davon nicht. Als wir aber keine Stelle, weder i
Schlosskirche, die damals anders als jetzt gebaut war, noch
Sackheimschen Kirche fanden, die Rossgärtsche auch zu weit abg
war, fing er an zu bereuen, dass der grosse Saal so verbaut
und wünschte, eine Predigt oder Katechisation in unserem Eigen
zustellen. Er hatte auch wohl den Vorschlag, die aufgerichteten
schenwände wieder niederreissen zu lassen und auf dem Saal ein
ansehnliches Auditorium oder Kirche anzurichten. Gott aber
allzeit mein Herz in Furcht, und daher stellte ich ihm vor, das
gross werden sollte, von Kleinem den Anfang nehmen müsste;
derheit hätten wir erst zu sorgen, dass wir Freiheit zu einer
kriegten, ehe wir dieselbe zu bauen anfingen. Er aber meinte
es einzig und allein darauf ankäme, dass ich bis zu mehrerem
wachs der Schule ohne mehreres Gehalt entweder selbst in der
predigte und katechisirte, oder von den Präceptoren unter meine
sicht es verrichten liesse. Worauf mich erkläret: dass die Arbei
auf mich nehmen würde, aber nichts ohne göttliche und mens

rdnung; womit er gar wohl zufrieden war und mir bald ein Memo-
ial zu unterschreiben brachte."

„Kaum war das Memorial weg, so war auch aller Muth beim seli-
n Herrn Gehr weg, weil das Geld auf war, die Nothwendigkeit nicht
baut und nicht einmal Credit war, an welchem letzteren man doch
her am allerwenigsten gezweifelt. Daher musste man mit dem Schluss
Baues eilen, und wie das Rescript vom Hofe einlief, dass eine
ine Kirche gebaut werden möchte, dazu aus Noth die vormalige
che und Holzstall nehmen. Und da daselbst noch alles offen, wo
e grossen Schornsteine ausgeführet gewesen aber weggebrochen wor-
n waren, so musste aus Mangel an Brettern die eine Hälfte der Kirche
t mit altem Bauholz zugelegt werden: und war damals die Kirche
cht höher, als die unterste Etage der deutschen Klassen. Die Kin-
r sassen auf Bänken, welche alle Sonntag Morgens aus der Klasse
neingetragen wurden, und gleichfalls die Zuhörer. Die Kanzel war
n elendes Schulkatheder, vormals gemacht, dass ein paar Knaben da-
n peroriren und nur etwas in die Höhe stehen konnten. Wenn es
regnet, ist der, welcher gepredigt, oft so nass von der Kanzel ge-
mmen, als wenn er nicht allein im Regen, sondern auch im Tropfen-
ll gestanden."

„In diesen Umständen war ich ja wohl bejammernswürdig, sowohl
egen meines übrigen schlechten Zustandes, als dass ich mich halb
rpfändet hatte für 17 bis 18000 Gulden. Wenn auch der Teufel
viel Macht gehabt hätte, dass die Kapitalien wären aufgekündigt wor-
n, so wäre ein unvermeidlicher Concurs entstanden, weil der Herr
olzkämmerer gar keine Mittel hatte, wiewohl aus ganz anderen Ur-
chen, als dass er über Vermögen dasselbige an die Königliche Schule
wandt. Sintemal er von seinem Gehalt und andern Accidentien nichts
seine Hände bekam, sondern alles der Frau überliess, ausser unge-
hr 200 Gulden, welche er jährlich zu Taschengeld und für Arme sich
ifbehalten hatte. Das Wenige, was ich und meine Frau hatten zu-
mmengebracht, wurde von den Schwiegereltern und Freunden zurück-
halten, um zu sehn, wie es mit der Vocation ablaufen würde. Wäre
er ein Concurs entstanden, so wären wir wohl die elendesten Leute

gewesen: denn das für 17 bis 18000 Gulden gekaufte Haus war
Zweck einer Schule wohl verbessert und darin ungefähr 6000 G
verbaut worden, aber durch Ruinirung des Stalls, der Küche und
derer Gebäude, wodurch das Haus zu den grössten Ausrichtunge
eignet war und vermiethet zu werden pflegte, um ein Ziemlich
solchem Zweck deteriorirt, und würde im Concurs mit weniger a
bracht worden sein, als es gekostet. Es würde auch nicht an L
gefehlt haben, die den Concurs befördert und das Haus zum zieml
Abschlag im Werthe gebracht hätten, wenn sie nur unsere wahren
stände gewusst. Hierzu kam, dass wer vormals noch gegen die S
in etwas indifferent war, durch die Nachricht von der anzubaue
Kirche noch mehr entrüstet wurde." —

„Als das Rescript eingelaufen war, wartete ein Jeglicher au
Erbauung einer gewöhnlichen Kirche, daher dawider nichts vorge
men wurde, weil man nicht zweifelte, es würde wohl in Ermang
der dazu nöthigen vielen Tausende unterbleiben. Der selige Hol
merer hatte auch schlechte Hoffnung, dass davon etwas werde
ich in meinem Holzstall und Küche predigen würde. Ich verliess
aber auf den Beruf, den ich im Traum zum Predigen erhalten,
zeigte, wie wir lange auf eine solenne Einweihung der sehr el
Kirche warten würden. Als daher den 18. Juni, Sonnabends, die
der Vormittags aus der Schule gingen, ward ihnen angesagt: sie
ten früh morgens wiederkommen, in die Kirche geführt und k
darin gepredigt werden. Dieses erscholl von den Kindern bald i
ganzen Stadt, und kamen derselbigen Eltern und auch etliche A
— wohl auch aus Fürwitz — den folgenden Tag in die Kirche
sahen derselben neufränkischen Gepräge an. Ich liess mich das
nicht hindern, sondern predigte über den Spruch Genesis 28, v.
22: Gewisslich ist der Herr an diesem Orte und d
Stein, den ich aufgerichtet habe zu einem Mal, sol
Gotteshaus werden *). Weihete also die wüste Kirche ein, v

---

*) Ueber den nämlichen Text ist am 15. April 1853 die Abschiedspre
der jetzt abgebrochenen Kirche von dem Pfarrer im Löbenicht Prof. Cosack g
worden.

n Anstoss an dem schlechten Gebäude, und bezeugte mein Vertrauen
Gott, dass er durch die That beweisen würde, er wäre auch da-
st, wie in anderen Kirchen. Damit war Alles in Feuer und Flam-
. Das Consistorium, Ministerium und Alles ward rege, und ging
Lärmen auf den Kanzeln an von Winkelkirchen, irrigen Lehrern
anderem Geschwätz mehr. Man that mir aber dadurch auf keine
och Weise Schaden, da die Prediger durch das unzeitige Predi-
wider mich die Leute nicht aus der Kirche, sondern in die Kirche
igten. Daher auch die Lärmbläser meine Glöckner zu nennen
gte und sie rühmte, wenn ich aus der Menge der Leute vernahm,
sie fleissig geläutet hatten. Ich zweifle auch, ob jemals solche
he wäre in Aufnahme gekommen, wenn nicht so viele dergleichen
ckner so fleissig im Läuten gewesen wären. Bei allen solchen Ver-
slichkeiten, die Manchen würden zaghaft gemacht haben, wuchs
der Muth immerfort mehr und mehr, so dass auch den seligen
kämmerer aufrichten konnte. Der Teufel hatte auch Ursache zu
hen, denn es ward ihm danach gemacht, sintemal mit der Zeit die
che wie ein Fundament der Schule geworden. Denn da man bisher
gelästert hatte von der falschen Lehre, die darin den Kindern bei-
racht würde, so wurde man widerlegt, wenn die Leute in die Kirche
nen und nichts Unevangelisches hörten."

VII.

Durch das Rescript vom 10. Mai 1703, welches die Eröffnung der
che gestattete, ward der neuen Anstalt noch eine Auszeichnung ver-
hen, völlig geeignet, die Missstimmung der Gegner in bedenklicher
eise zu erhöhen. Wenn schon vorher auf diese Schule, als eine
nigliche, der Abglanz einer Herrlichkeit fiel, an welcher die städti-
hen keinen Antheil hatten, so sollte sie nun sogar den Namen Col-
gium Fridericianum tragen, als ein sicheres Unterpfand königlicher
uld. Schwerlich konnten schon damals die Leistungen ein so hohes
ass von Anerkennung verdienen: aber was liess sich nicht von der

Energie erwarten, die auf dem alleinigen Grunde gläubiger Hoffn
eine Kirche zu stiften wagte?

Eben dieses entschlossene Vorwärtsgehn erfüllte die städtische G
lichkeit mit immer grösserer Furcht; denn schon kam es vor, dass
same Bürger ihren Beichtvätern mit Ernst vorhielten, wie unve
wortlich sie durch liebloses Schmähen an dem reinen Geiste frevel
der so fühlbar in dem Gottesdienste des Collegiums waltete. Ein n
Sturm gegen die verhasste Anstalt ward vorbereitet. Voll stolzer V
achtung des bescheidenen Lokals, in welchem der pietistische Doc
predigte, vermass sich das Samländische Consistorium eine seltsam f
mulirte Klage bei der Regierung einzureichen: in dem Friedrichs-C
legium werde der Sonntag entheiligt, da man die Leute vom Be
der Kirchen abhalte. Vergeblich wies Lysius, tief empört durch
solches Gemisch von Hochmuth und Unwahrheit, auf den Löbeni
schen Gemeingarten hin, aus dem an manchem Sonntage wüstes J
geschrei störend in die stillen Andachtsstunden der neugesamm
Kirchfahrt herüberklang: dort könne das Consistorium sehn, was S
bathsschändung sei, dort seine geistliche Fürsorge bewähren. Die
gierung trat den Klägern bei. Eine Verfügung erging: nicht um 8 U
wie in den anderen Kirchen, sondern erst um ½ 10 dürfte hinfort
Predigt im Collegium ihren Anfang nehmen. Gelang es, in die
Weise die Beendigung des Gottesdienstes bis in die Mittagsstunde
verschieben, so liess sich hoffen, die kleinbürgerliche Haus- und Ti
ordnung werde ihre Rechte geltend machen und die neue Geme
sich bald zerstreuen. Lysius protestirte auf Grund des königlichen R
scripts, erklärte sich jedoch bereit, nie vor ¼ oder ½ 10 die Ka
zu besteigen. Wir lassen ihn selbst den weiteren Verlauf erzähl

„Wie man nun diesem nicht widersprechen konnte, so bewies G
sowohl, dass denen, so Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen,
auch, dass der Teufel selbst durch Contrecariren das Werk Gottes b
fördere. Denn weil ich die Kinder nicht später, aber wohl etwas früh
in die Kirche und Schule musste kommen lassen, als der Gottesdienst
lern Kirchen anging, damit sie nicht Gelegenheit hätten, sich a
sse umherzutreiben, so wurden sie bestellt, des Sonntags u

8, wie alle anderen Tage, in die Schule zu kommen. Da wurde
n ein Morgenlied gesungen und die Kinder aus der Schule in die
he geführt. Da geschah erst von einem Knaben ein Gebet um
es Segen zu bevorstehender Andacht, hernach ward ein Lied ge-
gen, worauf eine Katechisation nach Luthers Katechismus und, wie
ger zu Ende, über die Bibel angestellt wurde. Selbiges währte
lich bis ½ 10. Hernach ward der Glaube gesungen und ich ging
die Kanzel, predigte und repetirte die Predigt mit solcher Einthei-
, dass nach gesungenem kurzen Liede die Kinder bald nach 11 Uhr
Hause gehn und zu rechter Zeit speisen konnten. Hatte nun die
ligt Segen gehabt an der Leute Gemüthern, so ward derselbe noch
reicher durch die Katechisation. Ob ich aber müde gewesen sei,
n ich erst ¾ Stunden katechisirt, eine Stunde gepredigt, eine Vier-
bis halbe Stunde die Predigt repetirt, kann leicht geurtheilt wer-
. Nichtsdestoweniger hielt ich allemal nach der Vesper ein colle-
m asceticum oder biblicum über die Episteln Pauli, und ward also
ganze Sonntag im Collegium Fridericianum zugebracht mit Kate-
siren, Predigen, Repetiren und Proponiren über Gottes Wort."

So errang Lysius durch seine unermüdliche Treue den schönen
folg, dass alles drohende Gewölk, welches zwei verbündete Behörden
er seiner Anstalt heraufgeführt hatten, statt des vernichtenden Blitzes,
r neu belebenden Regen niedersandte. Aber die Gegner kannten
ch andere Streitmittel. Gegen das Ende des Jahres 1703 sollten
Stände sich zum Landtage versammeln. Schon einmal war durch
eine Klage wider die Schule in der Holzkämmerei nach Berlin be-
dert worden: es kam nur darauf an, ob man der erneuerten Klage
längliches Gewicht zu geben verstand, um das Friedrichs-Collegium
tz seines inhaltsschweren Namens zu erdrücken. Eine unedle Be-
ebsamkeit begann ihr heimliches Spiel. Als der Landtag bereits mit
r Formulirung seiner Beschwerde gegen Lysius beschäftigt war, hat-
n die Conferenzen der Widersacher noch ihren Fortgang, um überall
schüren, wo es nöthig schien. Da ereignete sich am 18. December
n Vorfall, der Wochen lang das Gespräch der ganzen Stadt bildete.
n hellen Tage gab der Schlossthürmer das übliche Feuersignal und

berichtete sofort der Regierung, welche eben in voller Sitzung bei
men war: ein langer, blitzähnlicher Lichtstreif habe aus der Höhe
Thurm der Altstädtischen Kirche getroffen, die Flamme schlage
hoch aus dem Dache. Von vielen Seiten ward die wunderbare W
nehmung bestätigt: man versuchte bald diese, bald jene Erklärung,
keine schien genügend. Besserer Erfolg lohnte eine andere Unt
chung. Was wollten die vielen geistlichen Herrn, die beim ersten A
bruche des Brandes zum Erstaunen der Umwohnenden die Sakriste
eiliger Flucht verlassen hatten? Bald fand man die richtige Antw
das Ministerium der drei Städte war dort im Stillen versammelt g
wesen, um wieder eine neue Beschwerdeschrift gegen das Friedr
Collegium zu entwerfen, damit der Landtag ja nicht den Schaden
sephs vergässe. Es ist, bei der gewaltsamen Spannung aller Gemüt
leicht zu errathen, welche Bedeutsamkeit nunmehr dem an sich w
erheblichen Brande von beiden Parteien beigelegt wurde. Als vo
lich charakteristisch ist ein Gespräch hervorzuheben, welches L
am 8. Januar 1704 mit dem Pfarrer der gefährdeten Kirche, M. B
tholomäus Goldbach, führte. Der naturkundige Prediger wusste v
den verschiedenen Arten der himmlischen Feuerstrahlen viel Lehrreich
zu sagen, bis Lysius ihn mit der Frage unterbrach: ob dieser Feu
strahl nicht ein Wink des Herrn gewesen sein könne, dass man u
recht thue, gegen einen unschuldigen Mann grundlose Beschwerd
aufzusetzen? Der Gefragte erblasste sichtlich, gab aber, schnell g
fasst, zur Antwort: eher möchte Gott es der Geistlichkeit durch s
Feuerzeichen verwiesen haben, dass die Pietistenschule nicht bei Z
unterdrückt, sondern nun schon zu einem Collegium und einer Ki
geworden sei. — Und doch hatte eben dieser Goldbach, als Mit
der Untersuchungs-Commission, in Gehr's Stiftung nichts Sträfliches
zufinden vermocht.

Unterdessen war der Landtag nicht unthätig gewesen. Schon
13. December hatten die vom Herrenstande und die Landräthe mit dr
ster Ignorirung alles dessen, was seit zwei Jahren höchsten Orts f
die neue Anstalt geschehen war, ihr Gravamen formulirt. „Die n
angelegte Pietistenschule — so lautete es — giebt zu vielen Sekte

d Schwärmereien Anlass, insonderheit zu dem höchst schädlichen liasmo, sie verführt die unschuldige Jugend und machet die Erhsenen in der reinen Lehre irrig und dem Worte der Wahrheit hangen stutzig.“ Eine Woche später erklärten Ritterschaft und l ihre Zustimmung, bald danach auch die Vertreter der Städte; ere mit folgender Darlegung ihrer Motive. „Der Stand von Städten wegen der vor kurzer Zeit allhier angelegten Schule auf dem dan Landhofmeisters-Saal soweit denen beiden Oberständen bei, theils selbiger Schule Director in seiner letzten Inaugural-Dispun der Chiliasterei durch die ungegründete Hoffnung besserer Zeioder mehrerer Erleuchtung sich verdächtig gemachet, theils auch rch die eingerichteten Trivialschulen der Städte Königsberg einen etzlichen Schaden leiden, indem die armseligen Schulcollegen ihre laren verlieren und nachmal in der neu angelegten Schule nicht von der gnädigsten Landesherrschaft confirmirten Schulbücher beilten werden, woraus eine grosse Verwirrung bei der lieben Jugend achsen muss, deswegen selbige Schule, welche schon den rumorem munem et famam publicam wegen der verdächtigen conventiculo wider sich hat, zu Verhütung mehrerer besorglicher Neuerungen d des unausbleiblichen Untergangs der wohl eingerichen dreistädtischen Schulen abgestellt werden möchte.“

Noch bevor diese seltene Einigkeit aller drei Stände dem Fried-Collegium ernste Gefahr bereiten konnte, hatte der allzeit wach Lysius in Erfahrung gebracht, wie die Beschwerde der beiden stände lautete. Unmittelbar vor dem Weihnachtsfeste reichte er seinerseits ein Memorial ein. In alle Curialformen damaliger der Höflichkeit war hier ein Protest gekleidet, wie er schneidender n zu denken ist. Die Schule, an deren Spitze ich stehe — so der Unerschrockene sich vernehmen — ist eine königliche, t eine pietistische: in einer Bildungsanstalt des ganzen Landes ht man sorgsamer über der reinen Lehre, an keinem Orte werden ge und Alte nachdrücklicher auf die heilige Schrift, die symbolischen her und Luthers Schriften hingewiesen. „Ueberdem muss die schule Hochachtung, die ich vor Ew. Excellenz etc. etc. habe, billig mich

überreden zu glauben, dass Sie selbst es für eine grosse Verwege
erkennen werden, diejenige Schule eine pietistische, so vieler Irrt
schuldige zu nennen, welche Se. Königl. Majestät nach genu
Untersuchung für unsträflich und richtig in der Lehre erkläret u
her aus besonderer königlicher Gnade von ihrem Namen Coll
Fridericianum genennet, also dass man glauben sollte, es wäre
möglich, dass Ew. etc. etc. Solches wider die Königliche Schule so
zu klagen in den Sinn nehmen können." Angemessener wird es
diesen steten Missbrauch des Lästernamens Neue pietistische Sch
ernstlich zu untersagen. Falls aber wirklich die Oberstände, d
falsche Berichte getäuscht, mit ihren harten Worten auf die Königl
Schule zielen, so bin ich zur Verantwortung bereit. Man setze
öffentliche Prüfung an: wie ich den Chiliasmus nie gelehrt habe
nie dulden würde, dass in meiner Anstalt irgend Jemand ihn lehr
werden auch alle andern Anklagen in sich selbst zerfallen, sobald
und ehrlich gekämpft wird. Keiner indessen wähne, dass er mi
gehört verdammen darf. „So aber wider Vermuthen, welches gar
hoffe, mir ein so billiges petitum sollte abgeschlagen und dennoch
einer so harten Klage fortgefahren werden, werden Ew. etc. etc.
nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich nebst der Copie von diesem
titum die Sache an unser beiderseits Landesherrn, unsern aller
digsten König, gelangen lasse, sintemal ich glaube, dass ich sünd
würde, wenn ich unter der Regierung eines so gerechten und g
gen Königs mit Seufzen über solche Ungerechtigkeit die Sache
Rache Gottes empföhle und diese mir von Gott assignirte Mittelin
vorbeiginge."

Der energische Schritt blieb nicht erfolglos. Als am 18. März
das gemeinsame Bedenken der drei Stände ausgefertigt wurde, e
es nur die Bitte um neue Untersuchung der ganzen Angelegen
Unter vielen Punkten, welche meistens die Finanzwirthschaft betr
trat dieser eine in seiner unsicheren Fassung so sehr zurück, dass
kaum irgend etwas zu fürchten war. Allein Lysius konnte noch ni
ruhen, da einmal nichts ihn mehr empörte, als die Halbheit. In d
selben limitirenden Form, deren sich der Landtag bei der Motivir

nes Gesuchs bedient hatte, klagte er dem Könige, wie so manches
chen ungeistlichen Sinnes bei der Geistlichkeit sich kund gebe und
die Wahrheit so vielem Widerstande begegne. Ein ungnädiges
ript machte es namentlich dem Consistorium fühlbar, dass sich bei
m Gegner mit Drohungen nichts ausrichten liess. Auf den Antrag
Stände erfolgte kein Bescheid.

Neben so ernsten Angriffen erscheinen die kleinlichen Ränke man-
cher Art, die im Schoosse der Universität gegen Lysius geschmie-
wurden, als wenig bedeutsam. Die hohe Gestalt dieses in freiester
wickelung zu voller Gesundheit des Geistes und Herzens gereiften
nes stand in der That gar zu fremdartig den engeren Seelen ge-
über, welche fast Zeitlebens nur in der Atmosphäre eines pedanti-
en Gelehrtenthums geathmet hatten. Man begreift, dass manche
liche Mittheilung aus den inneren Winkeln der akademischen Kabale
diesen Collegen gar nicht, oder zu spät gelangte. Durch den Tod
Bischofs von Sanden war eine ordentliche Professur der Theologie
digt: bald sah sich Lysius von einem Mitbewerber überholt, der,
ser unterrichtet, allerlei Richtwege zu nutzen wusste. Und doch
r ihm eine Verbesserung seiner Lage so sehr zu wünschen. Die
edensstätte des eigenen Hauses hatte sich zwar dem rüstigen Streiter
h Ankunft seiner Familie wieder aufgethan, und die Anfangs trost-
e Frau söhnte sich nach der Geburt ihres zweiten Sohnes ziemlich
der Stadt aus, die ihres Kindes Vaterstadt war: aber die Behag-
keit des Flensburger Lebens schien für immer verloren zu sein.
ius Einnahme war ohnehin knapp bemessen*): sie wollte noch we-
er zureichen, da er in jener selbstvergessenen Aufopferung, welche
echten Pietisten der ersten Zeit auszeichnete, jeder Noth seiner
stalt aus eigenen Mitteln abzuhelfen versuchte, selbst über das Mass
s Erlaubten hinaus. Oft musste Monate lang die bitterste Armuth
getragen werden, wenn nicht hin und wieder unerwartete Liebes-
ben wie freundliche Sterne das trübe Dunkel der Gegenwart erhell-
. Noch viele Jahre danach erinnerte sich Lysius mit rührender

*) 500 polnische Gulden, freie Wohnung und 4 Achtel Holz.

Dankbarkeit an jedes dieser, meistens sehr geringfügigen, Gesch
jedes war ihm ein Beweis, dass die Vorsehung seiner nicht w
sen hatte.

Ein wunderbarer Traum der Doctorin liess ein neues Missge
fürchten. Es war ihr, als sei sie mit Allen, die im Friedrichs-
gium wohnten, Nachts in einem Bote auf dem Wasser gefahren,
rend über ihnen den ganzen Himmel helle Flammen erfüllten
mit Anbruch des Tages schwand die Gluth, und das gerettete Boo
dem Lande zu. Schon eine der nächstfolgenden Nächte lehrt
Traum deuten. Drei Speicher auf dem Anger, voll leicht entzün
Stoffe, geriethen in Brand, und unablässig zogen über dem Coll
feurige Wolken hin, welche dem schlecht bedachten Gebäude in
Augenblicke den Untergang drohten. Von den Hausbewohnern w
alle Vorsichtsmassregeln um so sorglicher angewandt, als sie
wussten, dass, bei so schwachen Mitteln, zugleich mit dem Ge
die Existenz der Anstalt selbst auf dem Spiele stand. Dennoch
menschliche Kraft hier nicht helfen können. Allein der Wind tr
ganze Masse brennender Kohlen über diesem Hause fort, welche
unter einem Feuerdache geborgen blieb, während auf dem weit
gelegenen Nachbarhofe ein kaum zu bewältigender Flammenregen
dersank. Voll freudigen Dankes blickten die Geretteten zu dem e
der seine Hand über ihnen hielt. Von draussen aber hörte man
des Fluchen, warum das Teufelsnest, das Collegium, gar nicht
fangen wolle: brennte es nur erst, so sollten die Spr
lange auf sich warten lassen!

VIII.

Die Geistlichkeit, wie die weltlichen Behörden und Stände
Universität, wie die rohe Masse des Volks: Alles war eins in de
neigung gegen das Friedrichs-Collegium und seinen Director. K

solcher Verkennung noch das Leiden der Armuth, so bedarf auch
[illegible] festeste Charakter noch eines Halts ausser sich selbst, um [illegible]
[illegible]fachen Drucke zu widerstehen. Wo aber hätte Lysius diesen [illegible]
Halt suchen können, als in der Anstalt, welche den Mittelpunkt
[illegible]s Wirkens bildete? Ob in diesem engeren Kreise [illegible]
[illegible]en ihn erfreute, vermögen wir nicht mehr vollständig zu ermessen;
[illegible] selbst diese Unmöglichkeit deutet auf eine [illegible] Eigenthümlichkeit
[illegible]s Charakters hin. So sehr war das Innere [illegible] Hauptsache, [illegible]
was sonst in Akten nicht leicht vergeblich gesucht wird, [illegible]
alle sonstige Aeusserlichkeit, der Aufzeichnung unwerth [illegible]
über dem Gedanken an Gott und göttliche Pflicht [illegible]
ihrer Wissbegierde vielleicht zu sehr vergass. [illegible]
Hand hatte er den Umfang des Friedrichs-Collegium [illegible]
[illegible] weit genug gesteckt, um Spielraum für eine [illegible]
zu bieten. Eine neue Gemeine war dort gesammelt, [illegible]
Erziehungs-Anstalt mit der Schule verbunden; [illegible]
[illegible]en Studirenden kann es schon damals [illegible]
[illegible]s annahm, nicht gänzlich gefehlt haben. [illegible]
1709 bereits auf 300 gestiegen, was [illegible]
[illegible]ge und bedeutende Zunahme auch für die [illegible]
[illegible] Der Lehrplan ward allmählich [illegible]
[illegible]h Aufnahme des Unterrichts im Französischen [illegible]
[illegible] Organismus der Schule in der [illegible]
[illegible], da die Ungunst der Verhältnisse [illegible]
nicht zuliess. Schmerzlich empfunden [illegible]
[illegible] mancher Lehrer, die seit der Zeit [illegible]
[illegible]hick und Erfahrung gewonnen hatten [illegible]
[illegible]eren und minder sorgenvollen [illegible]
ausserordentlich schwer. [illegible]
[illegible]h den Dienst an dieser [illegible]
sehr getrübt werden konnten. [illegible]
[illegible]cript vom 26. Januar 17[illegible]
[illegible]ren treu und fleissig im [illegible]
[illegible]liche Beförderung im Kirchen- und [illegible] [illegible]och

neue Beweis königlicher Huld gewährte nicht sonderliche Sic
da die Mittelinstanzen doch nicht ganz zu umgehen waren un
diese Behörden ihre Gesinnung schon deutlich genug an den '
legt hatten. Dazu kam noch die Unmöglichkeit, selbst die :
densten Forderungen der Lehrer immer mit Pünktlichkeit zu l
gen, da sogar die scheinbar sichere Einnahme aus dem Holzüb
mit jedem Zahlungstermine geringer wurde*). Was ein Lysiu
gen konnte, das auf sich zu nehmen, waren in der That nur
berufen.

Ein unglücklicher Versuch, der Armuth in etwas abzuhelfen
nur zu einem neuen Verluste. Mit Staunen las man in Kön
wie bedeutende Summen von allen Orten her nach Halle floss
dort zu jedem neuen Unternehmen auch ganz von selbst neu
sich anboten. Ein ähnliches Werk war in dem Friedrichs-C
begonnen, und noch war nicht abzumessen, wie folgenreich es
konnte. Aber mitten in einer innerlich fremdartigen Umgebung
lich weit entlegen, stand die neue Stiftung einsam und verges
ohne Antheil an der thätigen Liebe frommer Herzen, die
Deutschland so lebendig sich regte und so freudig opferte. Dur
übereilten Schluss liess sich Gehr zu der Hoffnung verleiten, e
nur der Aussendung eines Boten bedürfen, um die reichste B
auch für seine Stiftung bei den Frommen Deutschlands zu sa
er vergass, dass ein Segen, wie er sich über die Hallischen A
ergoss, stets unberechenbar bleibt und sich keine Richtung vorz
lässt. Schon im Herbste 1703 ward der Lehrer der ersten
Adler, zum Sammeln ausgeschickt; indessen, so eifrig er au
Geschäft betrieb, der Erfolg blieb ungenügend. Manche nich
deutende Beiträge gingen ein, wie z. B. die beiden Professore
in Halle 80 Thlr. zahlten, aber immer nahmen die Reisekost
grössten Theil der Spenden in Anspruch. Das Schlimmste

*) Sie betrug Trinitatis 1701 : 2374 Guld. 3½ Gr.
„ 1702 : 2177 „ 1½ „
„ 1703 : 1238 „ 15 „
„ 1704 : 1135 „ 19 „

war, dass Adler selbst sich bestimmen liess, nicht wieder nach Königsberg zurückzukehren. Für uns liegen die Motive seines Schrittes im Dunkel, und es ist nicht gering anzuschlagen, dass die Hallischen Theologen ihn nach wie vor ihrer Achtung und Freundschaft würdigten: in dem Friedrichs-Collegium urtheilte man freilich strenger, und die Unzufriedenheit ward sehr verschärft durch das peinliche Gefühl, grade den besten von allen damaligen Lehrern in Zukunft entbehren zu müssen. Oft kamen für Lysius sorgenvolle Stunden, in denen ihm die einst gehegten Bedenken, wo das Kreuz Christi zu suchen sei, so gründlich benommen wurden, dass er genugsam fühlte, wie man zu den Kreuzträgern nicht erst zu reisen brauche, sobald man zu thätiger Theilnahme am Bau des Reiches Gottes berufen werde. Sein Wirken nach aussen blieb aber auch unter dem Drucke der Sorgen ein energisches und nicht erfolgloses; namentlich entwickelte er mehr und mehr die wunderbar bannende und fesselnde Gewalt der Persönlichkeit, wie die bedeutenden Menschen wohl eigen ist. Bald genug sollte er in seltsamster Weise erfahren, wie seine Gegner diese Kraft deuteten, deren Besitz sie ihm nicht abzusprechen vermochten. Er bemerkte, wie Viele, denen er die Hand zum Grusse bot, sie mit unverkennbarer Verlegenheit nahmen, oder wohl gar, so gut es in der Eile ging, zuvor den Handschuh anzogen. Vielfache Nachfrage lieferte endlich das Ergebniss, dass man in ihm einen Zauberer fürchtete und besonders glaubte, wer ihm einmal die Hand gereicht habe, sei seiner Macht verfallen und könne nie wieder von ihm lassen. Zu solchem Wahne war das Volk durch den Starrsinn mancher Prediger veranlasst, die sich nicht scheuten, von magischer Bethörung zu sprechen, wenn frühere Beichtkinder dankbar priesen, wie das im Friedrichs-Collegium geprägte Wort an ihrem Herzen arbeitete. Keine Verkennung hat Lysius tiefer getroffen, als dieses Urtheil. Das also war die Frucht mehr als zweijähriger Mühe, dass man seine ganze Persönlichkeit in den dunkeln Bereich der Fabel verwies, um nur nicht einen wahrhaft berufenen Mitarbeiter am heiligen Werke in dem verhassten Fremdling anzuerkennen. Wohl wusste Lysius, an wen er glaubte; wohl fühlte er in sich jene Kraft, die ausharrt bis an das Ende: aber er ging doch

der Zukunft wie ein Märtyrer entgegen, mit stiller Ergebung ge-
alle ihre Schrecken gewaffnet, doch voll inniger Sehnsucht nach
Lande des Friedens. In solcher Stimmung schrieb er am 13. Fe-
1705 folgende Worte in sein Tagebuch: „Einige Tage her hat si-
meinem Herzen eingefunden ein herzliches Verlangen, abzuscheiden
bei meinem Jesu zu sein, und solches weder aus Unlust noch Ve-
sondern in herzlicher Gelassenheit und Zufriedenheit in den Wi-
Gottes. Daher ich allezeit in meinem Bette, wenn ich mich niede-
leget, Gott herzlich angeflehet, dass, so ich ihm nicht mehr di-
könnte in der Welt, möchte er mich auch nicht lassen mehr auf-
sondern meine Seele zu sich nehmen; wo er aber mich noch l-
in seinem Dienst in der Welt gebrauchen will, möge er mit
Weisheit und Erkenntniss seines Willens und ein gehorsames, be-
diges, geduldiges und demüthiges Herz, allenthalben zu thun s-
Willen. Sollte mich nun Gott, vor Menschen unvermuthet, auf-
nen, mögen die Meinigen nur frei, ohne alle Sorgen sein. Denn m-
Seele wird Gott nicht verlassen, noch versäumen; denn sie ist ge-
den in dem Bündlein der Lebendigen und wird den Tod nicht s-
ewiglich: sie aber wird Gott versorgen und ihnen erfahren lassen, d-
er noch der Gott sei, der zuvor, und dass ich gedienet dem Gott H-
mels und der Erden, der der Propheten Wittwen und ihren Kin-
Hülfe und Nahrung verschaffet. Kann ich ihm aber noch länger
dienen, so geschehe auch sein Wille: er erfülle aber auch den a-
Theil meiner Bitte und gebe, dass sein heiliger, gnädiger und g-
Wille allenthalben in mir, von mir, und durch mich vollbracht w-
den möge. Wir leben oder sterben, so sind wir des Her-
— Am 5. Februar war Spener in Berlin entschlafen; aber die T-
nachricht konnte schwerlich schon nach Königsberg gelangt sein,
Lysius die kunstlosen und doch so tief ergreifenden Zeilen voll S-
sucht nach der ewigen Heimath niederschrieb, die uns deutlicher,
jede Schilderung, erkennen lassen, welche Stimmung ihn, und v-
das ganze Friedrichs-Collegium erfüllte. Auch der Holzkämmerer fü-
oft bedenkliche Reden, namentlich von grossen Aenderungen, die
vorständen. Man dachte an eine Auflösung der ganzen Anstalt, ab-

sprach sich nicht deutlicher aus. So ging man nebeneinander her,
ie sich ganz zu verstehen, bis die Zeit bald genug auch diese Räthsel
n half.

Gehr's ohnehin schwache Gesundheit war durch die Sorgen und
pfe der letzten Jahre schon im tiefsten Grunde erschüttert, als eine
ge Erkältung, die er sich im März 1704 bei der Feier eines all-
inen Busstages in der Kirche zuzog, neue Leiden über ihn brachte.
stand seine Ueberzeugung fest, dass der Tod mit schnellen Schrit-
nahe. Er sprach auch darüber nicht: aber in mancher gelegent-
en Aeusserung gab sich wohl jenes wunderbare Gefühl des Fremd-
in der gewohnten Umgebung kund, welches nicht selten dem
iden vorangeht. In aller Stille schrieb er nun seine Biographie,
man in ihrer eigenthümlichen Fassung füglich den Lobpsalm sei-
Lebens nennen darf. Selbst die Krankheit erschien ihm als ein
n des Herrn. „Zu geringe bin ich Deiner Barmherzigkeit und
— so lautet der Schluss des Heftes — dass ich, meiner Seele
, in dieser Schule von Dir, meinem Gott, und durch Deinen Geist
r und kräftiger, als aus allen Büchern, gelehrt und in manche son-
che Erfahrung und Kraft Deines Wortes geführet worden. Und
ich denn wohl merke, dass diese Krankheit, die bei allen ange-
deten Mitteln nicht gebrochen werden mag, der Bote Gottes, mein
zu bestellen und alle Sorgen, die mich im Leiblichen beküm-
möchten, wegzuräumen, sein möchte, habe solches auch in kind-
m Gehorsam gegen meinen frommen Vater gethan, gelassentlich
anheimstellend, wann, wo und wie Er meine Seele abspannen will
dem Kerker und Leibe dieses Todes, dass ich frei von Sünden
allem Elende Seinen heiligen Namen um alle Barmherzigkeit und
e, die Er an mir, seinem armen Knechte, erwiesen, an dem Orte
ewigen Ruhe, die Er bereitet hat mir und allen denen, die die
cheinung Jesu lieb haben, loben und preisen könne." — Der näm-
schlichte und fromme Sinn spricht aus Gehr's Testamente. Für
verlangt er nur, im Widerspruch mit der herrschenden Sitte, ein
es Begräbniss in unscheinbarster Form. Die Söhne sollen, wo mög-
, zum Dienste der Kirche von den treuen Lehrern in Halle vorbe-

reitet werden: die Töchter ermahnt er dringend, nicht nach l
Dingen, sondern in Demuth nach dem einen Nothwendigen zu t
ten. Von dem nicht reichlichen Hausrathe soll jedes irgend ent
liche Stück verkauft werden; die angesammelten Bücher hingege
len den Söhnen zu, ebenso sind ihrem Gebrauche die Handsch
hauptsächlich Collegienhefte, zum Theil vom Vater, selbst noch
Grossvater her, bestimmt. In einer eigenen Lade aufbewahrt,
dieser akademische Fleiss dreier Generationen als Fideicommiss be
Aeltesten der Familie.

So bis in das Kleinste hatte der vierzigjährige Mann mit de
ben abgerechnet, und seine Rechnung war keine voreilige. Nac
vor besorgte er die Geldgeschäfte des Friedrichs-Collegiums, abe
stets abnehmender Kraft. Noch in der letzten Woche des März
hat er mit eigener Hand eingegangene Posten im Hausbuche ve
net: am ersten April, Vormittags zwischen 10 und 11, rief il
sanfter Tod vom Glauben zum Schauen. Er ruht unter dem sc
Laubdache des Altrossgärtner Kirchhofes, doch ist die Stätte selbs
mehr aufzufinden.

Sein Gedächtniss bleibet in Segen.

Es ist ein schöner Zug, dass in Gehr's Testamente des Fried
Collegiums und seines Directors mit keinem Worte gedacht wird.
ehrenderes Zeugniss hätte der Holzkämmerer dem schon hinlä
erprobten Freunde ausstellen können, und kein verdienteres. Was
in seiner Selbstbiographie im Hinblick auf die schwere Prüfun
die mit Gehr's Tode begann, voll freudigen Selbstbewusstseins vo
sagt: „Je mehr Teufel und Welt tobten, je muthiger
ich im Glauben zu Gott", das hat er zum Heile der Anstalt
der er sich eins fühlte, als Wahlspruch seines ganzen Lebens be
Volle Geltung haben noch heute die bedeutungsvollen Worte, v
Dr. Georg Friedrich Rogall 1731 in seiner Gedächtnisspredigt an
verklärten Lehrer und Freund an die Gemeine des Friedrichs-

ms richtete*). „Ueberhaupt glaubet, dass der selige Mann
Prophet unter Euch gewesen, der Busse und Glauben
redigt hat, und mit welchem mancherlei ausserordent-
e Dinge vorgegangen sind, wie mit den Propheten im
n Bunde."

Zur

Charakteristik

er Lehrer des Königlichen Friedrichs-Collegiums zu Königs-g, des Directors Gotthold, des Professors Lentz und des Oberlehrers Ebel.

Bis in das Jahr 1852 hinein haben an dem Friedrichs-Collegium
ei Männer gemeinsam gearbeitet, die ihren Dienst an der Anstalt be-
ts im ersten Decennium des Jahrhunderts begonnen hatten: der Di-
tor Gotthold, der Professor Lentz und der Oberlehrer Ebel. Gott-
d und Lentz traten um Ostern des genannten Jahres gleichzeitig in
Ruhestand: jener als Jubilar, erfreut durch Ehren und Auszeich-
gen, wie sie im Lehrerstande nur Wenigen zu Theil werden; die-
ohne äussern Glanz, aber beglückt durch manchen Beweis treuer
ndschaft und Anhänglichkeit und voll demüthigen Danks für vieles
e, was er in seiner mehr als vierzigjährigen Amtsführung erfahren
d als Frucht der eigenen Arbeit hatte gedeihen und reifen sehen.
r Oberlehrer Ebel hat seitdem noch volle sechs Jahre mit alterprob-
r Treue seinen Platz als Lehrer zum Segen unserer Schule ausge-

---

*) Erklärung des Briefes Pauli an die Römer S. 1645.

füllt, ein ehrwürdiger Veteran im Kreise der jüngeren Amtsgenos
aber stets neu verjüngt durch den lebendigen Verkehr mit der Ju
deren eigenthümliche Art und Natur bei ihm jederzeit volles Vers
niss und gerechte Würdigung fand. Doch auch Gotthold und L
durften wir nach wie vor zu den unsrigen zählen. Ihr Herz hing
lich an der Anstalt, der sie von den Jahren jugendlicher Kraft b
das Greisenalter gedient hatten, und oft fand sich Anlass, bei i
bald einen Rath, bald einen Aufschluss aus dem reichen Schatze
Erfahrung und ihrer Erinnerungen zu suchen. Das nunmehr a
fende Schuljahr hat diesem wohlthuenden Verkehr ein Ende gem
Der Oberlehrer Ebel ist aus dem Amte geschieden, um am Abend
nes Lebens der wohlverdienten Ruhe zu geniessen; über Lentz
Gotthold hat sich das Grab geschlossen. Die Lücken, welche de
dieser hochverehrten Männer in unserem Kreise hervorbrachte,
äusserlich freilich unbemerkbar; aber es ist Keiner unter uns
wesen, der ihr Dasein nicht empfände. Des verklärenden Glanzes, de
Tod über die ganze Persönlichkeit eines Geschiedenen auszugiessen
bedurfte es für uns in diesem Falle nicht, da wir zu gut wussten, w
Gaben unsere Veteranen besassen und wie sie mit ihnen hausgeh
Doch wenn der Abschluss eines Lebens jeden Theilnehmenden a
dert, dasselbe immer von Neuem in seiner Gesammtheit und Ga
in das Auge zu fassen: so musste uns freilich das Bewusstsei
jedem Tage lebendiger werden, wie das Leben der theuren Gesc
nen innig verwachsen war mit dem neuen, kraftvollen Leben, w
für das Friedrichs-Collegium mit dem Jahre 1810 begann, und w
selbst in so mancher Beziehung als Vorbilder unter uns standen
Lehre für unser eigenes Thun und Wirken, zur Erhebung der Se
sorgenvollen Stunden, die nun einmal dem treuen Lehrer am v
sten erspart werden. Darum wird es der Rechtfertigung nicht b
fen, wenn unser Bericht über dieses Jahr des Scheidens und Tre
vorzugsweise bei den Momenten verweilt, welche den Blick au
inhaltsvolle und segensreiche Vergangenheit zurücklenken: soll
das Gymnasium nicht allein vom Geiste der Wissenschaft und Z
sondern auch vom Geiste dankbarer Pietät durchdrungen sein.

Das Schuljahr ward im Oktober v. J. unter wenig ermuthigenden [illegible]ältnissen eröffnet. Noch war aus der Stadt die verhängnissvolle [illegible]heit nicht geschwunden, die jede grössere Gemeinschaft mit Ver[illegible] bedrohte, die auch schon aus unserem Kreise ein Opfer gefor[illegible] hatte; und wenn sonst die gemeinsame Feier des Geburtstages [illegible]ajestät des Königs über die erste Woche eines neuen Jahrescursus [illegible]ehen Glanz zu verbreiten pflegt, so konnte diesmal auch diese [illegible], wie im ganzen Vaterlande, so auch von uns nur in wehmüthi[illegible] Stimmung begangen werden. Doch diese zwiefache Sorge wich [illegible] und mehr der Hoffnung, und Woche auf Woche verging still [illegible] den gewohnten Freuden und Sorgen unseres Berufs, bis uns der 18. December erfolgte Tod des Professors C. F. Lentz schmerzlich [illegible]hrte, wenn die Nachricht von seinem Scheiden auch keine über[illegible]hende war. Der Verstorbene hat selbst im Jahre 1814 eine kurze [illegible]richt von seinen früheren Lebensschicksalen aufgesetzt, mit der [illegible] anspruchslosen Schlichtheit, die einen Hauptzug seines Charak[illegible] bildete. Sie möge vor Allem hier ihre Stelle finden:

„Am 14. Mai 1785 ward ich zu Stolp in Hinterpommern gebo[illegible] Mein Vater ist daselbst Bernsteinarbeiter. Der Umstand, dass [illegible]e Grossväter beiderseits Prediger gewesen, trug bei meinen from[illegible] Eltern viel dazu bei, mich schon frühzeitig für den geistlichen [illegible]d zu bestimmen. Meine erste Ausbildung erhielt ich vom Jahre [illegible]2 ab in der lateinischen Schule meiner Vaterstadt. Diese Anstalt [illegible]ete für die bürgerlichen Gewerbe recht brauchbare junge Leute, [illegible] erfüllte so auf eine rühmliche Art die Bestimmung, die sie den [illegible]ständen nach haben konnte. Wie wenig aber für die Bildung der [illegible]irenden gesorgt war, darf denen nicht gesagt werden, die das da[illegible]ge Schulwesen in mittleren und kleinen Städten kennen: auf der [illegible]sten Classe wurde Cornelius Nepos nnd Muzelii Vestibulum gele[illegible], der griechischen Sprache und der Mathematik ward gar nicht ge[illegible]ht. Natürlich, dass wohlhabendere Eltern, oder die mehr Verbin[illegible]gen hatten, ihre Söhne möglichst früh auf auswärtige Gymnasien [illegible]ickten. Dieses Glück musste ich entbehren. Einigen Ersatz erhielt jedoch, als ich, nachdem ich etliche Jahre die oberste Klasse be-

sucht hatte, wegen Umformung der lateinischen Schule zu einer ei
lichen Bürgerschule, die Anstalt verliess, und mit mehreren, die
dem Studiren widmeten, bei dem, Alters halber von der neugestal
Schule entlassenen, Rector Bahr Privatunterricht nahm. Hier e
terte sich nicht nur der Kreis der Studien, sondern gewann au
innerem Gehalt; die möglichst grösseste Gründlichkeit und der
strengteste häusliche Fleiss verfehlten ihre guten Wirkungen
Endlich ward nach Beseitigung grosser Hindernisse und zugesic
Unterstützung meines Oheims, des 1804 im Oktober verstorbenen
manns Lentz zu Königsberg, mein längst genährtes Sehnen erfüll
ging im April 1802 nach Königsberg und trat in das städtische
nasium, damals noch schlechthin altstädtische Schule genannt.
ward sogleich mein Platz auf der obersten Klasse angewiesen, wo
in der Mathematik und Physik nur Hamann unterrichtete. Hier er
ich zu einem neuen Leben und arbeitete, ein Glückseliger, in
neuen geistigen Reiche. Hamann's Vortrefflichkeit flösste mir die gr
Bewunderung und die liebevollste Verehrung gegen ihn ein; sein
mal leuchtet unverwüstlich in den Herzen seiner zahlreichen, we
breiteten Schüler. Wie gerne hätte ich mich seines geist- und s
vollen Unterrichts länger erfreut! aber die äussere Noth zwang
nach dem Ziele zu eilen; schon zu Ostern 1803 ward ich dahe
lassen. Ich bezog die hiesige Akademie und liess mich bei der
logischen Fakultät einschreiben. Unter den verewigten Professoren
ten unter andern Kraus durch seine encyklopädischen und pral
philosophischen, Hasse durch seine philologischen, exegetische
pädagogischen, Gensichen durch seine mathematischen Vorlesung
mich den stärksten Eindruck. Meine Laufbahn als öffentlicher l
eröffnete ich als Collaborator an der altstädtischen Schule, in w
Stelle ich etwa ein Jahr bis zum September 1806 blieb. Bald
meinem Abgange trat ich als Lehrer in das v. d. Gröben'sche S
dienhaus, ein Verhältniss, welches unter andern Vortheilen de
damals erwünschtesten, bei mässiger Arbeit Musse genug für da
vatstudium, gewährte. Unterdess machte ich im September 180
theologische Licentiaten-Examen, worauf ich hin und wieder die

mheit zu Uebungen im öffentlichen Kanzelvortrage benutzte. Aber
e durch den Krieg geschmälerten Einkünfte des Stipendienhauses
hten bald jede mögliche Ersparung nothwendig, die Anzahl der
ndiaten ward daher bis auf einen eingeschränkt, und ich als jüng-
Lehrer erhielt meine Entlassung. Zwar ging nach der damaligen
fassung der Weg zum Predigtamt nur durch das Schulamt, doch
e ich letzteres als Zweck an sich achten gelernt und lieb gewon-
. Sehr gerne nahm ich daher im April 1808 eine Lehrerstelle am
legium Fridericianum, damals unter Aufsicht und Leitung des Herrn
-R. Wald, an. Nach dem Abgange des jetzigen Herrn Staatsraths
fmann ward mir zuerst der Unterricht in der Mathematik auf Prima
rtragen, in der Folge erhielt ich daselbst alle übrigen Hauptfächer.
Nach Umgestaltung der Anstalt ward ich am 8. Juli 1810 zum
ten Oberlehrer an derselben ernannt."

Die Fortsetzung dieses Lebenslaufes, wenn sie, wie hier, nur das
liche Leben zu berücksichtigen hat, kann in wenige Worte zusam-
ngefasst werden. Die ehrenvolle Stellung, die Lentz an unserer An-
lt geboten ward, gab seiner ganzen ferneren Thätigkeit eine be-
mmte Richtung, aus der er nicht wieder gewichen ist, wie denn
rhaupt ein unruhiges Drängen und Jagen nach Veränderung nicht
der Art des anspruchslosen und gediegenen Mannes lag. Er ward
h und nach in die zweite, dann in die erste Oberlehrerstelle be-
dert und im Jahre 1837 durch die Ernennung zum Königlichen Pro-
or ausgezeichnet. Nach Höherem verlangte er nicht; und so hat
in stiller Zufriedenheit treu gewirkt, bis zunehmende Köperschwäche
nöthigte, seine Pensionirung nachzusuchen. Aber so einfach sein
serer Lebensgang sich gestaltete, sein inneres Leben war ein rei-
s und vielseitig bewegtes bis an das Ende. Was er einst in den
ren rüstiger Kraft als Lehrer der Mathematik und Physik geleistet
t, davon sprechen unzweifelhaft bedeutende Kenner dieser Wissen-
aften noch heute mit Dank und Anerkennung; und dass er mehrere
ner Schüler zu solchen Höhen emporsteigen sah, dazu scheint er
bst mehr beigetragen zu haben, als er in seiner Demuth glaubte.
r war ein Mann des ernsten Studiums und hat sich als solcher in

mehreren wissenschaftlichen Abhandlungen von Werth gezeigt; aber vergass nie, dass sein Arbeitsfeld die Schule war. Wie die Wis schaft zu behandeln sei, um dem jugendlichen Geiste zugänglich für dessen Gedeihen wahrhaft förderlich zu werden; wie ein leb ges Interesse durch Anregung und richtige Leitung des erfinderis Talents geweckt und erhalten werden könne; wie und wann durch legentliche Winke die Gedanken des Schülers auch auf die höh und schwierigeren Fächer der Mathematik hinzulenken seien, d Behandlung jenseits der Gränzen des Gymnasialunterrichts liegt, rend das eigene Gefühl ihrer Unerlässlichkeit und das Ahnen hohen Bedeutung wohl geeignet ist, das mehr Elementare, welche nächste Aufgabe vorliegt, dem Schüler selbst in einem höheren L erscheinen zu lassen: diese und viele Fragen ähnlicher Art hat er ablässig erwogen und auf diesem Wege manches Mittel aufgefu seinen Unterricht zugleich eindringlich und erfreulich zu machen. ist gern zu glauben, dass der allmälig alternde Mann, den das früher beschlich, als manche in sich festere Natur, nicht mehr allen Seiten hin dem Fortgange zweier Wissenschaften zu folgen mochte, deren Entwickelung in neuerer Zeit eine so bewunder würdig schnelle gewesen ist, und man braucht es nicht als ein U der Missgunst anzusehen, wenn an den Leistungen seiner spätern Sc von einem veränderten Standpunkte aus manche Mängel getadelt den sind. Aber es war sicherlich kein Grund, die Schule, der l angehörte, darum zu bedauern; denn ihm blieben Mittel genug, heilsam auf seine Schüler einzuwirken, Mittel, deren die einseitige l gelehrsamkeit oft nur zu sehr entbehrt. Es giebt wohl wenige Ge der allgemein menschlichen Bildung, auf denen Lentz ein Frem geblieben wäre, und noch an dem hochbetagten Greise war die seitigkeit der Interessen oft ein Gegenstand des Erstaunens für welche sich seines Umgangs erfreuten. Selbst noch in seinen le Jahren der Schwäche suchte er Erquickung im fleissigen Studium fangreicher historischer Werke, wie in der Lektüre lateinischer tor, namentlich des Virgil, und wohin das Gespräch sich auch le überall fand man ihn mit seinen Gedanken heimisch. Je mehr

er alle beschränkte Einseitigkeit verhasst war, um so leichter wusste
schon in den Knaben die Verschiedenheit des inneren Berufs zu
ndigen und, so viel an ihm lag, auch in dieser Beziehung Jedem
gend und berathend zur Seite zu stehn. Wer ihn erzählen hörte,
früh sich an einigen seiner Schüler, die später, namentlich auf
Gebiete der Kunst, Bedeutendes geleistet haben, bald in diesem,
in jenem kleinen Zuge die ungewöhnliche und eigenthümliche Be-
ng kund gab, der konnte den echten und tief blickenden Päda-
n nicht verkennen. Was ihm aber für solche Beobachtungen den
k schärfte, das war die Fülle der Liebe, mit welcher er die Jugend
sste. Leider ist das edle Vertrauen, das er in die Jünglinge und
ben und den in ihnen wohnenden guten Geist setzte, ihm nicht
er mit der Pietät vergolten worden, die dem grauen Haupte ge-
rt. Er aber beurtheilte Verstösse dieser Art in der kindlichen Arg-
igkeit seines Sinnes milder, als leicht ein Anderer, und hat oft ein
ütigendes und beschwichtigendes Wort gesprochen. So ist er denn
dem Friedrichs-Collegium mit dem Bewusstsein treu gethaner Ar-
t geschieden und mit der Gewissheit, Liebe gesäet und geerndtet
haben. Darum war ihm in seinem stillen Zimmer, in welchem seine
wäche während der letzten Lebensjahre ihn fast immer festhielt, Jeder
willkommener Gast, der ihm von dem Zustande der Schule erzäh-
konnte, und nach seinem Tode gaben vielfache Aufzeichnungen von
ner Hand zu erkennen, mit welcher Treue er jeden einzelnen sei-
ehemaligen Schüler auf dem ferneren Lebenswege im Auge be-
ten hatte, so weit ihm dies irgend möglich war. Als er am Tage
dem Weihnachtsabend still und ohne Prunk, seiner eigenen An-
nung gemäss, beerdigt wurde, war ein ziemlich grosser Kreis von
nern und Jünglingen um das Grab ihres alten Lehrers versammelt,
Herr Prediger Dr. Voigdt dem Gefühle, das alle Anwesenden be-
lte, den würdigsten Ausdruck lieh. Während in den hohen Bäumen
Altrossgärtner Kirchhofs ein heftiger Wintersturm sauste, umwehte
s Grab des ehrwürdigen Greises der nämliche stille Friede, welcher
r edelste Ertrag seines Lebens und der Schmuck seines Alters ge-
sen war.

Hatte so eine tief ernste Feier das erste Quartal das Schulj
geschlossen, so brachte uns auch das zweite bei seinem Ablauf
bedeutungsvolle Stunde, wohl geeignet, die Herzen derer zur We
zu stimmen, die nicht gewohnt sind, das amtliche Leben von de
nersten Gemüthsleben des Menschen zu trennen. Es war wieder
Abschied zu feiern, nicht ein Abschied für das Leben, aber doch
solcher, der dem Kreise der Lehrer sein ältestes, hochgeachtetes
glied, der Schule einen Lehrer entzog, der viel Gutes gewirkt
Viele zur Dankbarkeit verpflichtet hatte, ohne je einen andern L
zu suchen, als das Bewusstsein, vor Gott und Menschen richtig
wandelt zu haben. Herr Oberlehrer S. Th. Ebel, am 12. Januar 1
zu Passenheim geboren, auf dem altstädtischen Gymnasium unter L
tung des unvergesslichen Hamann, danach durch vielseitige akade
sche Studien gebildet, hatte schon im Jahre 1808 als zwanzigjähr
Jüngling angefangen, Unterricht auf dem Friedrichs-Collegium zu
theilen. Er schied 1813 aus dieser Wirksamkeit, um zunächst di
spection des v. d. Gröben'schen Stipendienhauses, ein Jahr später
Leitung einer Privatlehranstalt zu übernehmen. Mittlerweile hatte
Wiedergeburt des Friedrichs-Collegiums begonnen, und wer selbst
den früheren Zuständen dieser Anstalt bei allem Verfall doch noch
edle Erbschaft einer vergangenen Zeit und die schlummernden Kei
einer besseren Zukunft wahrzunehmen vermochte, den musste sie j
in ihrem neuen Aufschwunge mächtig anziehn, als sei er verpflich
ihr jetzt von Neuem mit voller, ja erhöhter Kraft zu dienen. In
sem Gefühle trat Ebel Ostern 1818 in die ordentliche Lehrerstelle
die er volle vierzig Jahre lang mit unermüdlicher und sehr erfol
cher Treue verwaltet hat. Wenn in den Zeiten, wo unsere An
vor vielen andern ausgezeichnet, oft ein Gegenstand der allgem
Besprechung war, und auch später noch an den tüchtigeren ihrer Sc
ler namentlich treues Pflichtgefühl und gewissenhafter Ernst in Be
tung des Kleinen gelobt ward, so hatte er an diesem Verdienste gros
Antheil, da er es in nicht gewöhnlichem Masse verstand, den Knab
gleich nach ihrem Eintritt in die Schule diese Richtung zu geben,
welche sich die Kindesnatur nicht grade leicht zu fügen pflegt. D

rthum liegt freilich nah und ist weit verbreitet, rücksichtslose und
eichmässige Strenge sei hinlänglich, in dieser Beziehung alles Erfor-
rliche zu leisten, was in der That ohne Strenge niemals geleistet wer-
n kann; indessen das Gemüth des Knaben ist stark genug, um der
enge allein einen sehr consequenten Widerstand entgegenzusetzen,
nn es sich nicht durch eine höhere Kraft gezogen und überwältigt
t. Es liegt einmal in dem Kinde ein unentwickeltes, aber beinahe
rügliches Gefühl dafür, wer ihm wahrhaft wohl will und Alles, was
chieht, nur zu seinem Besten so und nicht anders anordnet. Wo
Strenge entschieden waltet und doch selten ernstlich gestraft wird,
die Jugend mit Lust und Fröhlichkeit die rechte Strasse geht, da
sicherlich mit der Strenge jene Liebe zur Seele des Kindes verbun-
, die das A und O aller pädagogischen Weisheit bleibt. Wer mit
her Kraft auf die jungen Gemüther einzuwirken weiss, dessen Ver-
st ist wahrlich ein grosses, aber es bleibt im Stillen und wird oft
t nach Gebühr gewürdigt. Um so erfreulicher ist es, dass Herrn
erlehrer Ebel die verdiente Anerkennung in vollem Masse zu Theil
worden ist. Ein Zeichen davon war die Ertheilung des Oberlehrer-
ls im Jahre 1838; durch ein zweites glänzenderes, die huldreiche
rleihung des Rothen Adlerordens IV. Cl., ward dem würdigen Manne
ernste Zeit verschönert, in der er, eben aus dem Amte geschie-
, die gewohnte Thätigkeit schmerzlich vermisste, ohne zu verken-
, dass die alternde Kraft der Schonung bedurfte. Sein Austritt er-
gte am 31. März, dem Schlusstage des Winterhalbjahrs. Jede
pruchsvolle Feier hätte dem Geiste unserer Anstalt und der Denk-
e des Scheidenden gleich entschieden widersprochen, doch sollte
inneren Bedeutsamkeit der Stunde ihr Recht werden. Nachdem
sämmtliche Lehrer und Schüler auf unserem Saale versammelt
en und gemeinsam das Lied „Bis hieher hat mich Gott gebracht"
ungen war, legte der Director eben diese Worte Bis hieher hat
ich Gott gebracht zunächst allen der Schule, lehrend oder ler-
nd, Angehörenden an das Herz, da wir auch in dem abgelaufenen
mester manche Segnung und manche Durchhülfe erfahren hatten.
wandte sie dann auf die Jünglinge an, die im Begriff standen, die

Universität zu beziehen, da für sie eine segensreiche Zukunft ... sicherer zu hoffen sei, je tiefer sie es fühlten, wer sie an diesen W... depunkt des Lebens geführt habe. Schliesslich ward jenes W... das Bekenntniss des Greises erwogen, der zum letzten Male im ... seiner Amtsgenossen und Schüler stand und ein langes Leben hi... mit frommem Sinne an dem Wahlspruch festgehalten hat, der ... ein Wahlspruch unseres Namengebers, Königs Friedrichs I., war: ... Herr ist meines Lebens Kraft. Wer es sah, wie nach Be... gung der Feier die Knaben sich um ihren alten Lehrer drängten, ... wollten sie ihn nicht lassen, er segnete sie denn, wie die Thränen ... sen und manches stille Gemüth sich in Liebe aufthat: der genos... der Stunden, die für vieles minder Erfreuliche im Lehrerberuf reich... entschädigen. Die Worte, welche Herr Oberlehrer Ebel zum Abschi... an die bisherigen Amtsgenossen und Schüler richtete, sind wohl ... stimmig mit dem innigen Wunsche beantwortet worden, dass ihm ... freudenreiches Greisenalter beschieden sein und er erst spät dem L... derer entgegengehen möge, die richtig vor sich gewandelt.

Als am Mittage des nämlichen Tages die jetzigen und mehrere ... ehemaligen Lehrer des Friedrichs-Collegiums um unseren Jubilar ... einem einfachen Festmahl versammelt waren, vermissten wir ... in dem heiteren Kreise den Director Gotthold, der wegen zunehmen... Schwäche die Theilnahme hatte ablehnen müssen. Aber der acht... jährige Greis trat doch geistig in unsere Mitte, indem er einen po... schen Glückwunsch sandte, voll Geist und Humor und durchweht ... einer Frische, die das Alter des Dichters nicht ahnen liess. Gl... belebt und regsam hatten wir wenige Monate zuvor den hochvereh... Mann gefunden, als am 2. Januar der Abschluss seines achtzigsten ... bensjahres uns in aufrichtiger Mitfreude um ihn versammelte, nicht ... des Herkommens willen, sondern weil an diesem Tage sich Jeder ... ihm hingezogen fühlte. Unvergesslich wird es uns bleiben, wie ... Greis es sich nicht nehmen liess, in liebenswürdiger Geschäftig... selbst seine Gäste zu bedienen, wie Heiterkeit und Wohlwollen au... jedem seiner Blicke leuchtete. In ähnlicher Weise, wie einst Kan... hatte er oft den Wunsch ausgesprochen, dieses äusserste Ziel d...

nschlichen Lebensalters zu erreichen; er hatte, wie Jener Jahr aus hr ein mit dem schwächlichen und oft widerstrebenden Körper nach n Regeln der Kunst gekämpft, indem er auch darin eine Pflicht erkannte: stand er am Ziele, umgeben von ehemaligen Schülern, auf die nit Stolz hinblicken durfte, von ehemaligen Amtsgenossen, die nicht Amt allein mit ihm verbunden hatte, ein erquickliches Bild grossen freudig erkannten Glückes. Und wer hätte um ihn wehklagen en, als am 25. Juni seinem Leben schnell und unerwartet das gesetzt ward? Wäre an jenem letzten Geburtstage ein untrügli- Prophet mit der Verheissung zu ihm getreten, er werde in Kur-, ohne sich selbst zu überleben, rasch abgerufen werden und einer kheit erliegen, welche öfter die rüstige Kraft als die hinfällige wäche fortzuraffen pflegt: wie wäre dadurch das Glück des Greises ht worden, der wohl auf sich jenes Dichterwort beziehen durfte: i, et quem dederat cursum fortuna peregi! Macht doch ganzes Leben, wenn man es nur nach den Hauptpunkten über-kt, den nämlichen Eindruck einer selten glücklichen Führung. Er der Retter und zweite Gründer einer einst bedeutenden Schule orden, ausgezeichnet durch bedeutende Erfolge in mehr als einer htung. Erlebnisse, die anders organisirte Naturen für immer nie-gedrückt hätten, schienen ihn wenig zu berühren, wenigstens nicht das Innerste seines Herzens zu dringen. Er ging seinen Weg fest entschlossen, wie Wenige, nicht gehemmt durch peinliche Unzu-denheit mit sich selbst, ja, ich glaube nicht zu Viel zu sagen, so wie ganz unbekannt mit dem Gefühle der Reue. Es bedurfte schon erer Kenntniss der Verhältnisse und einer eingehenderen Betrach-, um zu sehen, wie auch er die Sorgen des Lehrers und des Direc-in trüben Stunden gründlich gefühlt, wie er oft vergeblich ge-ht, oft in den Zielen und Mitteln geirrt hat. Aber auch diese rseite seines Lebens ist anziehend und lehrreich, denn auch in sei-Fehlgriffen ist der bedeutende Mann nicht zu verkennen.

Als Gotthold zu Anfang des Jahres 1810, eben zweiunddreissig hre alt, nach Königsberg kam, um die Leitung des Friedrichs-Colle-ums zu übernehmen, fand er eine Aufgabe vor, deren Lösung wahr-

lich eine rüstige Kraft erforderte. Als Pflanzstätte eines edlen, d…
und durch lauteren Pietismus gegründet, hatte die Anstalt an d…
Geistesrichtung lange Jahre treulich festgehalten und durch sie …
Zeitlang nur zu unbedingt geherrscht. Darum verdorrte ihre W…
als der Pietismus die alte Kraft verlor und mehr und mehr vor …
Geiste der Aufklärung zurückwich. Das Friedrichs-Collegium hat n…
zu den stillen Stätten gehört, an welchen in Hoffnung besserer Ze…
das Erbtheil der Väter treu bewahrt wurde; vielmehr ward die An…
mit in die neue Strömung hineingezogen, ohne durch sie gehoben …
getragen zu werden. Der ererbte Geist, der nun einmal nicht sch…
gänzlich aus den Formen weicht, in denen er einst heimisch w…
mochte sich in das Neue nicht recht finden, und die Männer, de…
die Leitung der Schule anvertraut war, zeigten wenig Kraft, nicht …
mal immer die Treue, ohne welche nichts gedeiht. Mängel in der …
ganisation, die immer wenig bedeuten, so lange der rechte Geist …
dem Ganzen einer Anstalt lebt, fingen nun an sehr bedenklich zu …
den: auf der einen Seite zu viele Autoritäten — ein Director und …
Inspectoren; auf der anderen zu wenig Autorität, da der Unterr…
nicht von dauernd angestellten und ausreichend besoldeten Lehre…
sondern von Studenten und jungen Candidaten ertheilt wurde. Aeuss…
lich stand das Friedrichs-Collegium immer noch als eine bedeute…
ja grossartige Anstalt da: ein Gymnasium, ein Alumnat, eine deut…
Schule, dazu eine eigene Kirche und mehrere stark besuchte Arm…
schulen, die, hie und da in der Stadt begründet, dennoch mit der …
teranstalt nicht ausser Beziehung standen. Innerlich ward, etwa …
1770, der Verfall immer augenscheinlicher. Die Zahl der Schüler …
mehr und mehr, und wenn eine einzelne Klasse einmal von kun…
Revisoren gelobt wurde, die ganze Schule lobte Keiner; mit dem …
ken der geistigen Bildung verlor aber auch die Sittenzucht an E…
und Gewissenhaftigkeit. An Tadel fehlte es nicht. Das Ober-Sch…
collegium ermahnte nach Durchsicht der Abiturienten-Arbeiten b…
gründlicher zu unterrichten, bald, den Geschmack mehr zu bilden …
an sich wahre, aber wesenlose Allgemeinheiten, die nichts schaden u…
nichts nutzen. Hier that ein Mann noth, der selbst Wissen und C…

schmack besass, der fest genug war, die Strenge der Zucht herzustellen, den endlich Natur und Uebung mit jenem Scharfblick ausgestattet hatte, welcher schnell erkennt, was von alten Institutionen abgestorben, was lebensfähig ist.

Dass Gotthold, noch in jugendlichem Alter und erst durch wenige Jahre amtlicher Thätigkeit bewährt, an diesen Platz gestellt wurde, darf nicht als ein experimentum in anima vili gedeutet werden. Der grosse Friedrich August Wolf hatte für ihn gutgesagt, und ein so tiefblickender Mann, wie Wilhelm v. Humboldt, glaubte in seiner Persönlichkeit die Gewähr des glücklichen Erfolges zu erkennen. Darum ward ihm, als wäre die eine grosse Aufgabe allein noch nicht genug, gleich bei seinem Kommen Sitz und Stimme in der Wissenschaftlichen Deputation für Ostpreussen und Litthauen eingeräumt; selbst eine Revision der lateinischen Schulen Königsbergs, die mit Ausnahme des Altstädtischen Stadtgymnasiums ein kümmerliches Leben hinschleppten, ward ihm, als vorurtheilsfreiem Kenner, übertragen. So wenig mied man die Gefahr, ihn von vorne herein als einen Reformator zu charakterisiren, das heisst als einen Mann, der bestimmt ist, Vielen unbequem zu werden.

Es war eine Freude, den Greis von jenen ersten Jahren seiner hiesigen Wirksamkeit, der Frühlingszeit seines amtlichen Lebens, erzählen zu hören. Sein ganzes Herz ging auf in der Erinnerung, wie damals lernbegierige, unermüdlich fleissige Jünglinge ihm zuströmten, das demüthige Bekenntniss im Munde, dass sie wohl einsähen, von vornem anfangen zu müssen; wie mit dieser arbeitsmuthigen Schaar in kurzer Zeit Unglaubliches geleistet, ein umfangreiches griechisches Werk in wenigen Wochen gelesen wurde; wie das Publikum anfing, in mehr als einer Hinsicht den Namen Fridericianer als einen Ehrennamen anzusehn. Und in der That waren die Verhältnisse solchen Erfolgen in seltenem Masse förderlich. Von den fünf lateinischen Schulen der Stadt wurden drei ohne Weiteres zu Bürgerschulen umgestaltet und mussten entlassen, was sie etwa an höher strebenden Schülern besassen. Auch die Altstädtische Schule, die ihren Rang als Gymnasium behauptete und unter Hamann's Leitung lange eine gesegnete Pflanz-

stätte des Geistes war, fing mit dem Jahre 1811 an merklich von ih
Höhe herabzusinken, seitdem die traurigen Zerwürfnisse begannen,
den hinreissenden Geistesschwung des seltenen Mannes lähmten
wohl sehr Viel dazu beitrugen, dass sein Leben ein so kurzes
Dass aber unter den heranreifenden Jünglingen immer und ü
Viele sind, in deren Gemüth ein mächtiger Zug nach Oben schlum
der, einmal durch eine neue Anregung geweckt, nach langer Ruhe
widerstehlich hervorbricht und alle natürliche Kraft der Trägheit ü
wältigt: das hat eine beglückende Erfahrung oft dargethan. Liest
das Programm des Friedrichs-Collegiums vom Jahre 1814, in welch
Gotthold über die ersten Jahre seines Directorats berichtete, so erbl
man darin im Wesentlichen das nämliche Bild, welches dem Greise
so glänzenden Farben vor der Seele stand; überall entschlossenes H
deln und rascher Fortgang. Aufgehoben war die deutsche Schule,
ein fremdartiger Anhang, welcher dereinst besser durch eine Ele
tarklasse ersetzt werden könne; aufgehoben war ebenfalls das A
nat, da der Director und die in der Anstalt wohnenden Lehrer b
seien, Pensionaire aufzunehmen, wodurch das Verlorene reichlich
setzt werde. Zu einer Lesebibliothek für die Schüler war der Gru
gelegt, nicht minder zu einem Unterstützungsfond, aus dem in Zuku
arme Knaben mit Schulbüchern, freiem Tisch und Geld versehen wer
sollten. Die Zahl der von 1810 bis zum August 1814 neu Aufgenomme
betrug 423; zu den fünf ursprünglichen Klassen war eine sechste, d
eine siebente hinzugekommen. Vor Allem jedoch war dem schwanken
Zustande des Lehrercollegiums ein Ende gemacht und eine Anzahl tü
tiger, zum Theil sehr ausgezeichneter Männer durch ehrenvolle Stell
und auskömmliches Gehalt für die Anstalt gewonnen. Aber das Ge
von Befriedigung, welches selbst in diesen kurzen Angaben sich
spricht, war keineswegs von Dauer; mit dem hoffnungsvollen Anf
hielt der Fortgang nicht gleichen Schritt. Die ersehnte und sch
zu entbehrende Elementarklasse blieb im Wesentlichen ein from
Wunsch, und man kann es jetzt, nach beinahe funfzig Jahren, wo
aussprechen, dass jene erste radicale Massregel eine übereilte war u
dass bei zweckmässiger Umgestaltung die alte deutsche Schule ein gross

legen für unsere Anstalt hätte werden können. Auch die Pensionate
er einzelnen Lehrer hatten keinen dauernden Bestand und entspra-
en nicht durchweg den Erwartungen. Gotthold selbst musste sehr
d von der Behandlung seiner Pensionaire sprechen, da er für An-
e nicht Zeugniss ablegen könne — zum sicheren Beweise, dass es
rall sehr schwer ist, die Einheit des Geistes zu erhalten, wenn
n zu bereitwillig die Einheit der Form geopfert hat. Die Schüler-
othek, von deren „langsamem Fortgang“ gelegentlich in einem Pro-
mm die Rede ist, war noch vor wenigen Jahren höchst unzuläng-
 und kaum ihres Namens werth. Der Unterstützungsfond hat Jahr
 Jahr den Bedürftigen freie Schulbücher geliefert; zu mehr jedoch
hten seine Mittel nicht hin und auch er konnte nicht leisten, was
eigentlich zu leisten bestimmt war. Ueberhaupt flossen die Unter-
zungen auch von anderer Seite immer spärlicher: der Verein für
senschaft und Kunst sorgte im Jahre 1818 für funfzehn Schüler
rer Anssalt, vier Jahre später nur noch für sechs, und bald nahm
Zahl noch weiter ab. Die Frequenz der Schule blieb freilich im Stei-
, bis sie sich im Jahre 1822 auf 326 belief. Aber in dem Programm
n dieses Jahres stellte Gotthold vor aller Welt seinen Fridericianern
 sehr niederschlagendes Zeugniss aus: das Vaterland habe Ursache
trauern, dass es nur auf drei Fünftheile seiner Schuljugend allen-
ls rechnen dürfe, und günstiger stelle sich seiner Erfahrung nach
 Verhältniss der erträglichen Schüler zu den ganz schlechten nicht.
war ein viel zu redlicher Charakter, als dass er sich über den
spalt zwischen seinen einstigen Hoffnungen und der Wirklichkeit
e täuschen können, ein zu denkender Mann, als dass er nicht ernst-
 dem Grunde der betrübenden Erscheinung nachgeforscht hätte.
 solchen Ueberlegungen erwuchs seine Schrift „Ein Blick auf Ost-
ussens Bildungsanstalten“, deren erste Abtheilung 1823 erschien.
ch so viel Interessantes die Abhandlung auch enthält, so ist doch,
 allem gründlichen Zurückgehen bis in die Zeit des deutschen Or-
s, das Problem, warum das Friedrichs-Collegium, trotz vierzehn-
riger gewissenhafter Arbeit, immer noch hinter dem Erreichbaren
rückbleibe, keineswegs durch sie gelöst. Es bewährt sich durch die

historische Untersuchung nicht, dass irgendwelche specifische Geb...
chen die preussische Natur von der höheren und höchsten Bil...
ausschlössen; und hatte sich zu Zeiten in dieser Provinz und S...
das geistige Leben plumper und schwerfälliger bewegt, als ander...
so war in diesen Verhältnissen doch unendlich Vieles durch K...
grossartiges und gerade auch für die Cultur der Provinz so bede...
mes Wirken geändert. Auch scheint Gotthold selbst in seinen Re...
taten kein volles Genüge gefunden zu haben. In späterer Zeit ...
er die Schuld den Verirrungen des Zeitgeistes bei, unter denen ...
dem Hause die Schule litte. Hier hatte er in vielen Stücken unzw...
felhaft die Wahrheit für sich, aber eine Wahrheit, die keinen Trost ...
sich schliesst, keine Mittel zur Abhülfe bietet. Diese zunehmende Mi...
stimmung ward in den späteren Jahren seines Directorats durch man...
unerfreuliche Erfahrung verschärft. Die Frequenz der Anstalt n...
sehr ab, und mag man auch weit von dem Wahne entfernt sein, ...
zeige sich der Werth einer Schule in der Masse ihrer Schüler; ...
man die Gefahren einer Ueberfüllung keineswegs gering anschl...
das bleibt doch wahr, dass das Sinken und Abnehmen eine Prüf...
ist, gegen die der fröhliche Muth nicht immer Stand hält. Dazu ka...
manche Reibungen mit seinen nächsten Amtsgenossen und ein zun...
mender Unglaube in Betreff des inneren Werthes der Jugend. Er nan...
wohl noch gelegentlich am Schlusse scharfer Strafreden seine Sch...
die besten, aber nur die besten unter den durchaus schlechten S...
nen einer entarteten Zeit. Nicht allein die Schwäche des Alters ...
die Freude am einsamen Studium hielt ihn in seinen letzten Amtsj...
ren von der Schule so fern, als es sich irgend mit dem Gesetze ...
trug: er wandte sich verstimmt von der Gegenwart ab und lebte li...
der Erinnerung an bessere Zeiten, wo mit den Hoffnungen noch ...
Erfüllung Hand in Hand ging.

Wenn wir nach dem Grunde jenes theilweisen Misslingens o...
nur halben Gelingens fragen, so wird uns die Betrachtung auf Go...
hold selbst zurückführen: in ihm selbst lagen die widerstrebenden G...
walten, welche der Mann, der sonst das Abwehren und Herrschen ...
wohl verstand, doch nicht zu bannen vermochte. Wir treten mit di...

sem Worte keineswegs der Pietät gegen den aufrichtig verehrten Greis zu nahe. Es erging ihm, wie manchem vorzüglichen Menschen, dass eben das, was seinen höchsten Werth ausmachte und die innerste Kraft seines Lebens war, ihn selbst in seinem Wirken einschränkte und seine Erfolge hemmte, weil er zu ausschliesslich dem inneren Zuge folgte und für Gesetz hielt, was nur für ihn Gesetz war. Darum bot er, der doch kein Mann der Halbheit oder der Künstlichkeit gewesen ist, auch der persönlichen Beurtheilung so sehr verschiedene Seiten. Ein gewisses Mass von Hochachtung hat ihm wohl nicht leicht irgend Jemand versagt; aber Mancher wurde irre an ihm, und auch ihn trifft das Wort: „gepriesen viel und viel gescholten."

Wie so viele seiner Zeitgenossen hatte auch Gotthold den für das ganze geistige Leben entscheidenden Impuls durch Friedrich August Wolf erhalten. Durch ihn ward er für immer der Theologie entfremdet und ganz gewonnen für die Idealwelt des Alterthums, welches der grosse Meister, bei aller Strenge und Tiefe seiner Forschung, mit so begeisternder poetischer Kraft aufzufassen und zu schildern verstand. Nach Ablauf des Trienniums wurde ihm auf einer längeren Reise der erste Einblick in die Herrlichkeit Italiens vergönnt, und kaum von dort nach Berlin, seiner Vaterstadt, zurückgekehrt, schloss er sich an einen Kreis begabter und poetisch angeregter junger Männer, die ihre Begeisterung für die Literatur des romanischen Südens bald auch ihm mittheilten. Nicht unbedingt zu seinem Heile, wie er selbst in späteren Jahren erkannte; denn es fehlte ihm einmal der mystische Zug der Seele, ohne den volles Verständniss und wirkliche Aneignung der Romantik unmöglich ist, und ihn zerstreute nur, was für Andere das Centrum des geistigen Lebens ward. Diese Eindrücke der Jugend haben in ihm fortgewirkt bis an sein Ende: er war und blieb ein Idealist im vollen Sinne des Wortes. Ohne Poesie zu leben, wäre er nicht im Stande gewesen, und er war nicht allein ein unermüdlicher Leser und Lobpreiser zahlreicher Dichterwerke, auch seine eigenen Gedanken ergossen sich am liebsten und am leichtesten in poetischer Form. Man kann in vielen seiner Gedichte mit Recht den höheren Schwung, in manchen den Wohllaut der Sprache vermissen; aber auch das minder

Gelungene lässt doch einen Geist erkennen, der hoch über den Wi
sern der Alltäglichkeit schwebt. So sehr sein schwaches Auge
Schonung bedurfte, umgab er sich doch gern mit Gemälden, die sei
Denkweise entsprachen, und selbst mit der Baukunst suchte er m
als oberflächlich bekannt zu werden. Am innigsten schien ihm
mit der Poesie die Musik verschwistert. Er war ein guter Sänger,
seine Stimme abnahm, ein sicherer Klavierspieler, bis das Alter
auch diesen Genuss raubte, ein gründlicher Kenner der Theorie
Geschichte der Kunst, ein eifriger und vom Glück begünstigter San
ler seltener und bedeutender Compositionen. Nicht minder trieb
auf dem Gebiete der Wissenschaft sein Idealismus von jedem errei
ten Ziele aus sofort wieder einem neuen erstrebenswerthen Ziele
gegen. Sein Interesse kannte keine Grenzen; die Vielseitigkeit sei
Kenntnisse, die er durch unablässiges Lesen und Sammeln noch
Greis erweiterte, war nicht weit von der Allseitigkeit entfernt.
auch in der Wissenschaft blieben die Theile ihm die anziehendsten
denen es darauf ankommt, das Walten eines künstlerisch gestalte
Geistes in dem Wechsel der Formen zu erkennen und künstleri
Gedanken nachzudenken. Darum erfreute ihn ganz besonders j
Fortschritt in der Erkenntniss des Versbaues und des Rhythmus ü
haupt; darum legte er einen hohen Werth auf die genaue Beka
schaft mit gewissen besonderen Wendungen der Sprache, beson
der griechischen, in denen halb unbewusst eine eigenthümliche An
der Dinge den ihr allein entsprechenden Ausdruck gefunden hat.
zeichnend für seine Sinnesweise ist es, dass gerade Göthe's Metan
phose der Pflanze ihn in bereits vorgerücktem Alter auf das Stud
der Botanik führte, nächst welcher dann auch andere Fächer der
turwissenschaft seine Theilnahme gewannen. So strebte er in pl
nischem Sinne zu der Höhe empor, von welcher der Geist Wissen
Kunst zu einem harmonischen Ganzen geeint überschaut, auf der
sterblichen Auge ein Blick in die höhere Welt sich aufthut.

Auf solchem Grunde ruhte Gotthold's begeisterte Liebe zu
Gymnasium, als der Idealschule, und zwar zumeist zu dem, wi
von Wilhelm v. Humboldt geschaffen war, Forderungen an die Sch

[...]llend, die er selbst gern als hochgespannte bezeichnete, deren jede [...]m aber unerlässlich schien, wenn die Bildung zum Idealen gedeihen [...]lle. Theuer blieb ihm indessen das Gymnasium auch dann noch, [...] in diesem Stücke sich Manches geändert hatte. Wer an diesem [...]titut zum Ritter werden wollte, mochte nun die bedrohte Gesund[...]t der Schüler oder die angeblich gefährdete Religion den Ausgangs[...]kt bilden, der entlockte unfehlbar Gotthold eine Vertheidigungs[...]rift, auch wohl mehr als eine. „Ich habe wenig geschrieben“ — [...]te mir einmal der bald Achtzigjährige — „und nichts besonders [...]deutendes; aber auf die Gymnasien habe ich nichts kommen lassen, [...]d das heisst doch auch etwas gethan.“ In vollen Flammen konnte [...]um sein Unwille auflodern, wenn er das ideale Streben seines Fried[...]s-Collegiums und die Stellung seines Directors, der ernstlich dem [...]en Ziele nachjagte, verkannt, oder wenigstens unverstanden sah. [...] Schreiberei, die ohne fruchtbare Wirkung um der Form willen [...]dert ward, hasste er gründlich als banausischen Zeitverderb; alles [...]nliche und misstrauische Controliren verletzte ihn tief, zumal wenn [...]eben in zu bequemer Allgemeinheit, so bald hier oder da ein grö[...]rer Verstoss zu Tage kam, Warnungen vor solchen Fehlgriffen ohne [...]terschied auch an solche Schulen erlassen wurden, die ihre Ehre [...]rin setzten, der Warnung nicht zu bedürfen. Auch die jetzt mehr [...]d mehr abkommende Unsitte, Gymnasiallehrer auf bedeutende Schul[...]dquoten anzuweisen, war ihm in innerster Seele zuwider: er ver[...]gte freie Handhabung der erworbenen Geldmittel, um die Schule im [...]ern immer vollständiger auszubauen, und wusste wohl, wie nichts [...]herer den idealen Sinn erstickt, als selbstsüchtige Berechnung. Welche [...]hrfächer ihm vorzugsweise geeignet schienen, in jungen Gemüthern [...]n Zug zum Idealen zu wecken und zu nähren, darauf deuten schon [...]e Titel seiner ersten Königsberger Programme hin. Das erste, 1811 [...]schienene, enthält „Gedanken über den öffentlichen Unterricht im Gesange auf öffentlichen Schulen“; im nächsten Jahre erfolgten zwei [...]handlungen über Stellen aus den Biographieen des Plutarch; dann, 1813, eine Untersuchung einiger Mängel der deutschen Verskunst. Der [...]del des Tons, die Anmuth des Rhythmus, Einführung in die Dichter-

welt des Vaterlandes, nicht blos zu hinnehmendem Genuss, sond
zu eindringendem Verständniss, geschärft und gebildet durch eig
Versuche, endlich das ernste Studium derjenigen Sprache, in der
reinsten eine ideale Weltanschauung sich wiederspiegelt: das waren
die Quellen, aus denen der jugendliche Geist den Muth eines ide
Lebens trinken sollte. Alles, was daran erinnerte, dass das Ideal
schwer zugänglichen Höhen wohnt, alles Formlose und Ungeschla
der Jugend fand an ihm den strengsten Richter. Jedes Ungeschick
der Bewegung des Körpers konnte ihn aufbringen, wie er denn
gymnastischen Uebungen entschieden das Wort redete. Seine vol
nende, metallreiche Stimme hatte er in seltenem Masse ausgebildet
seine Sprache von allem Dialektischen völlig befreit; er war re
eigentlich ein Virtuose im Sprechen. Gleiches verlangte er nun a
von seinen Schülern und konnte sehr ungeduldig werden, wenn
Zunge sich nur langsam an die edleren Töne gewöhnen wollte. I
hat ihm in dieser Beziehung oft Willkür und eigensinnige Uebert
bung vorgeworfen, aber er konnte nicht anders: dem Idealen geg
über liess sich dem Provinzialen keine Berechtigung zugestehen. I
eine solche Bildung durch das Schöne zum Schönen nicht Jederma
Sache war; dass sehr viele Versuche erfolglos blieben; dass Ziel
Methode mehr verkannt, als anerkannt wurde: wen könnte das w
dern? Aber das in sich sichere Wirken eines Mannes voll Geist
Kraft bringt dennoch unfehlbar seine Frucht. Die bedeutenderen Sc
ler Gotthold's haben freilich nicht alle Antipathieen ihres Meisters, de
er viele und sehr scharf zugespitzte hegte, von ihm geerbt; von
nen Sympathieen aber ist Keiner unberührt geblieben, und Keiner
im Leben das gänzlich aus dem Auge verloren, was dem alten Le
für das Schönste und Höchste galt. Die edle — ich möchte sagen
Familienähnlichkeit, an der sie kenntlich sind, ist das ehrendste Ze
niss für die belebende und gestaltende Kraft, die aus Gotthold's Id
lismus strömte.

Aber es fehlte diesem anziehenden Bilde auch an der unerfr
lichen Kehrseite nicht. Es liegt einmal im Wesen des Idealismus, d
er zu rechter und voller Befriedigung nicht führen kann, dass er

rleitet, in dem Realen und Wirklichen zu wenig die Schöpfung und dnung Gottes zu erkennen und die Weisheit zu überhören, die aus Gange der geschichtlichen Entwickelung zu dem lebenden Geechte spricht. Von solchen Irrthümern ist auch Gotthold nicht frei ieben. Man kann es nur bedauern, dass der Idealismus seine wisschaftliche Thätigkeit nach zu vielen Richtungen zersplitterte, als er, ungeachtet seiner Befähigung und seines unermüdlichen Fleisses, uf irgend einem Gebiete zur Meisterschaft hätte bringen können. anhaltendsten und eindringlichsten hat er sich, theoretisch noch r als praktisch, mit der Kunst beschäftigt, antike Metra in deuter Sprache nachzubilden; hier aber war die Wahl des Faches selbst e nicht glückliche. So viele feine Bemerkungen auch seine zahlhen Schriften über diesen Gegenstand enthalten, ist es doch auch nicht gelungen, feste Ordnung in das Hin- und Herschwanken Legion mittelzeitiger Sylben zu bringen und Grundsätze aufzustel, welche das Gepräge objektiver Nothwendigkeit trügen. Ja, es behnet doch ein gründliches Verkennen des Standpunktes, wenn die von ihm ausgesprochene Wahrnehmung, dass der deutsche Hexaer, auch der streng und tadellos gebaute, dennoch einen wesent- anderen Takt habe, als der griechische und lateinische, ihm mehr reulich, als niederschlagend erschien. Auf den meisten zahlreichen bieten des Wissens, welche sein Geist berührte, konnte er es nalich nicht weiter bringen, als bis zu einer übersichtlichen Kenntniss Literatur und gewisser allgemeiner Grundprinzipien, welche der iegene Meister des Fachs in der Regel am wenigsten gern im Munde rt, während der Dilettant am liebsten sich auf ihnen hin und her egt. Gotthold war sich dieses bedenklichen Zuges zum Allgemeinen bst bewusst und äusserte wohl halb scherzhaft: „Ich habe darum wenig gelernt, weil es mich immer treibt, gleich auf die ersten Annge zurückzugehn, und ich da dann so vieles anders ansehe, als ndere." Dann aber drängte ihn doch die Lehrhaftigkeit seiner Natur ieder, das neu Gewonnene zu verarbeiten und nach seinem Sinne utzbar zu machen, wo es denn nicht fehlen konnte, dass er in maner seiner Schriften als Lehrer auf einem zu schwankenden Unterbau

stand. In seinen spätern Jahren gerieth er mehr und mehr in
sogenannte Hinwerfen von Ideen zu Anderer Frommen: ein Aus
der erfahrungsmässig meistens von solchen Ideen gebraucht wird,
che längst geworfen sind, die aufzunehmen aber Keiner der
werth achtete. Die hierin sich kundgebende Geringschätzung des
len und des Stoffes selbst auf dem Gebiete der Wissenschaft trat
seiner Denkweise nach einer anderen Richtung hin mit noch weit e
gischerer Schroffheit hervor. Niemand hat je den Dampf und
Kräfte, die Eisenbahn und die Fabrikschornsteine glühender geha
als er. Dass diese neuen Siege für den Widerstand der Materie,
Raum und Zeit, doch zuletzt geistiger Art sind und dem Idealen
Bahnen eröffnen, davon wollte er nichts wissen; er klagte unabl
bis an sein Lebensende und leitete aus dieser Quelle die Barbarei
Zeitalters her, die ihn quälte und ängstigte. Selbst die in den g
baren Schulvorschriften übliche Schreibweise war ihm bedenklich,
viel zu kaufmannsmässig und von der Praxis des Alltagslebens in
er liess nach eigener Angabe neue anfertigen, wie sie für die I
schule sich eigneten, — einfache und kräftige Züge, aber zum T
mehr geeignet, Widerspruch hervorzurufen, als wesentliche Fortsch
herbeizuführen. Auch die Menschen mussten gelegentlich die schar
Ecken seines Idealismus empfinden. Der alte Unterschied zwischen L
raten und Pragmatikern bestand bei ihm noch in voller Kraft. Wie
von seinen ehemaligen Schülern sich derer am liebsten erinnerte, die
höheren oder niederen Stellungen ganz der Wissenschaft und dem Id
len dienten, so hegte er ein starkes Misstrauen gegen Alles, was Be
ter hiess. Hatte Einer oder der Andere dieses Standes sich vermes
schon von sehr bescheidener Höhe aus die Wissenschaft aus der
gelperspektive, wie sie es nannten, betrachten zu wollen, so liess G
hold auch die Unschuldigen bei Gelegenheit dafür büssen; er kon
dann sehr ausfallend werden und bereitete sich manchmal unangeneh
Rückschläge. Aber um so aufrichtiger war auch seine Bewunderung
wenn er mit der gediegenen Tüchtigkeit des geschäftlichen Wirkens de
idealen Schwung des Geistes verbunden fand. Wilhelm v. Humbold
stand ihm als ebenbürtige Grösse neben Wolf, und er hat unter de

[...]benden wohl Keinen inniger verehrt, als den hochverdienten För[...]er des preussischen Gymnasialwesens, den Wirklichen Geh. Ober[...]ierungsrath Herrn Dr. J. Schulze. Das in allem Wechsel der Zei[...] unveränderte Wohlwollen dieses Mannes pries er als einen kost[...]en Erwerb seines Lebens. Persönlich vertrug er sich auch sehr [...] mit dem kräftigen und originellen Dinter, der genug tüchtige alt[...]sische Gelehrsamkeit mit in sein hiesiges Amt gebracht hatte, um [...]hold's Werth richtig zu würdigen, und deshalb manchen unver[...]dlichen Ausbruch der Ungeduld mit grosser Langmuth von ihm hin[...]m. Fast tragisch möchte man es aber nennen, dass der unermüd[...]e Vorkämpfer des Gymnasiums in einseitiger Verfolgung idealistischer [...]kulationen an dem Gymnasium der Wirklichkeit, das auf die Erfah[...]g dreier Jahrhunderte gestützt dasteht, immer mehr irre ward und [...] einer neuen Schöpfung der nicht zu fernen Zukunft träumte, die [...]ich die stärksten Widersprüche trägt, ihm aber reizend genug schien, [...] ihn für das positiv Gegebene immer mehr zu verstimmen. Auf[...]ger ist sein Idealismus nie in die Irre gegangen, als in der klei[...] Schrift, in welcher er im idealistischen Jahre 1848 das „Ideal des [...]nasiums“ zeichnete. Ein Luftbau ganz im Stil von Spitzbart's Ideal [...]r vollkommenen Schule, der bei jeder Berührung mit der Wirk[...]keit, der zukünftigen nicht minder, als der gegenwärtigen, in sich [...]mmenstürzen müsste. Sogar für die Baulichkeiten eines Gymna[...]ns hatte der Greis einen Idealtypus ersonnen, von dem er gern [...]hlte, ein Mittelding zwischen Bienenkorb und Zellengefängniss; und [...]st sein im Uebrigen einfacher und gesunder Geschmack konnte [...] diese Ausschreitungen des Idealismus nicht verleiden. Auch jene [...]i Mittel, durch welche Gotthold die Jugend in seine Geistesrichtung [...]überzuziehen strebte, waren nicht alle gleich unbedenklich. Die [...]ungen im deutschen Versbau haben manchem begabten Schüler [...]rdings das Ohr geschärft und gebildet; die nächsten Erfolge aber, [...] so entstandenen Gedichte, von denen eine Anzahl schon im Pro[...]mm des Jahres 1816 mitgetheilt ist, boten wenig Erfreuliches: und [...]e nahe lag die Gefahr, dass schon der Knabe, auf erlernte Regeln [...], deren Gültigkeit keine unzweifelhafte ist, an den grossen Dichtern

der Nation zum altklugen Kritiker wurde, zumal Gotthold nicht unterliess, in seinen Schulschriften auf ihre metrischen Schwächen hinzuweisen. Noch gefährlicher hätte seine sehr ausschliessliche Vorliebe für das Griechische werden können, wäre es ihm auf die Dauer gelungen, seine Schüler zu gleicher Einseitigkeit zu begeistern. Es ist schwer zu begreifen, wie grade er die lateinische Sprache so sehr herabsetzen, ja sie aus seinem idealen Lehrplane ganz entfernen konnte, als ob die wunderbare disciplinirende Gewalt, welche die Sprache der Disciplinirer der Welt noch heute auf den jugendlichen Geist ausübt, für den öffentlichen Unterricht durch den Zauber des Griechischen irgend zu ersetzen wäre. Dennoch arbeitete er, namentlich als Lehrer in Prima, mit Aufbietung aller Kraft dahin, die griechischen Stunden zum eigentlichen Centrum der Idealbildung zu machen; aber er ward von Jahr zu Jahr mit den Ergebnissen seiner Mühe unzufriedener. Dann schalt er wohl auf den Geist der Zeit, der bei allem sonstigen Zwiespalt der Richtungen einig sei, das Griechische zu erdrücken; öfter noch auf die Schüler, welche die Gräcismen nicht lernen wollten und nicht repetirten, oder wie sonst die tadelnden Wendungen hiessen, die er nicht-selten bei der vierteljährigen Censur in die Zeugnisse sämmtlicher Primaner ohne Unterschied in wörtlich gleicher Fassung schrieb. Den Glauben, dass erst aus jedem einzelnen Autor selbst die Methode, ihn zweckmässig mit Schülern zu behandeln, erlernt werden müsse, und dass bei richtiger Behandlung ein Zug der Wahlverwandtschaft zwischen dem empfänglichen Gemüth eines Jünglings und den schlichten, grossen Geistern des Alterthums unfehlbar das Geschäft des Lehrers fördere und erleichtere, hielt er für einen gutmüthigen Traum. „Die Jugend" — sagte er dann wohl — „ist eine zähe, störrische, widerstrebende Masse, die nichts thut, wenn sie nicht Zwang empfindet, der jede Regung und Bewegung bestimmt bis in das Einzelnste vorgeschrieben werden muss." Aber ein grosser Theil der Schuld lag in der Eigenheit des Lehrers selbst, den der Idealismus zu leicht um die Concentration brachte, ohne welche selten ein bleibender Erfolg erzielt wird. Hatte er Anfangs in eigens dazu bestimmten Lehrstunden die Primaner in die realen Fächer der Alterthumskunde eingeführt,

so ward später ein grosser Theil des Inhalts dieser Lectionen mit in die Interpretation der Schriftsteller gezogen; und jemehr der Kreis seiner Studien und Interessen sich erweiterte, desto häufiger wurden die Excurse und Digressionen. Kam es dann zur Probe, ob der Schüler vertraut mit dem Autor selbst geworden sei, so blieben natürlich die Leistungen sehr weit hinter den hochgespannten Anforderungen zurück. Dennoch hielt er viel auf diese seine Interpretationsweise und entzweite sich ihr zu Ehren mehr als einmal mit seinen philologischen Amtsgenossen, wie ihm denn überhaupt auch auf dem Boden des collegialischen Lebens aus seinem Idealismus manche bittere Frucht erwachsen ist. So gern er solche Lehrer an dem Friedrichs-Collegium wirksam sah, die nicht allein als Lehrer, sondern auch als Männer der Wissenschaft und akademische Docenten sich auszeichneten, und so sehr er in dieser Beziehung vom Schicksal begünstigt ward: schien es ihm doch unleidlich, wenn die verschiedenen Interessen sich einmal kreuzten, und nicht Jeder stets bereit war, gute Stunden auf Arbeiten zu verwenden, die für das Gedeihen der Anstalt keinen Gewinn auch nur hoffen liessen.

Zeigt sich so Gotthold's geistiges Leben und Wirken, das Licht wie der Schatten, ganz durch e i n e Grundrichtung bedingt, so ist mit gleicher Wahrheit sein gesammtes sittliches Handeln auf e i n e n überall zu Tage tretenden Grundzug zurückzuführen. Neben dem Idealismus geleitete ihn ein zweiter Genius, ernster und minder poetisch, aber nicht weniger mächtig: die Consequenz. Auch sie hat ihm oft Verkennung zugezogen; aber sie brachte ihm innerlich weniger schmerzliche Stunden und gab ihm zugleich die Kraft, manche Trübsal von sich abzulehnen oder mit vielem Gleichmuth zu dulden. Ihr dankte er die lange Dauer seines Lebens und die Erträglichkeit noch seines höchsten Alters. Eine consequentere und gleichmässigere Existenz, als die, welche er führte, um die Lebenskraft zu bewahren, so lange es möglich war, ist nicht zu denken. Er hat Monate, wo nicht Jahre, von Stunde zu Stunde in ausnahmeloser Gleichförmigkeit zugebracht und manche sehr lästige Einschränkung, die ihm als heilsam empfohlen war, mit unerschütterlicher Treue beobachtet, als gehörte sie mit in

den natürlichen Gang des Daseins. Als sein Auge immer schwächer ward und keine Brille ihm helfen konnte, verzagte er dennoch nicht: viele Jahre lang hat er zahllose Bücher durch eine scharfe Loupe mühsam von Wort zu Wort gelesen, und selbst in den klaren, festen Zügen seiner Handschrift zeigte sich keine Aenderung. Man konnte es nicht ohne Ehrfurcht ansehen, wie mannhaft der Greis um die Nahrung des geistigen Lebens kämpfte. Ein glänzendes Denkmal seiner Consequenz war nicht minder die aus 50000 Bänden bestehende Bibliothek, die er bei nur mässigen Einkünften nach und nach gesammelt hatte und mit gleichem Eifer auch dann noch vervollständigte, als sie schon längst durch Schenkung in den Besitz der Königlichen Bibliothek übergegangen war. Ein solches Sammeln selbst hatte in seinen Augen sittlichen Werth, und unerträglich wäre ihm der Gedanke gewesen, dass das einmal mühsam zu einem Ganzen Gerundete jemals aufhören könnte, ein Ganzes zu sein. Darum war es nicht gerecht, wenn Viele es ihm nach seinem Tode mit Bitterkeit vorgeworfen haben, dass er in seinem Testament Manchem freilich gar zu knapp bemessene Jahresrenten vermacht hat, nicht die entsprechenden Kapitale, mit denen mehr geholfen wäre. Man mag das Geschehene bedauern; ihm aber eine Zersplitterung seines Vermögens zumuthen, heisst nicht die einzelne Massregel, sondern den ganzen Mann anfechten, von dem Niemand etwas Anderes erwarten durfte, der einmal mit seiner Eigenthümlichkeit bekannt war.

Mit der nämlichen strengen Consequenz regierte er das Friedrichs-Collegium und wandte sie schonungslos gegen jeden einzelnen Schüler. Nicht um die äussere Ordnung allein war es ihm dabei zu thun; vielmehr sollte die unwandelbare Ordnung schon bei Zeiten das junge Gemüth an eben jene Consequenz gewöhnen, zu welcher die leichte Beweglichkeit des Jugendalters wenig inneren Zug empfindet. Am liebsten nahm er desshalb möglichst junge Knaben, bisweilen schon sechsjährige, in die Anstalt auf; bei ihnen, meinte er, sei noch am wenigsten durch die Verkehrtheit des Hauses oder handwerksmässiger Lehrer verdorben, und es lasse sich von einer neun- bis zehnjährigen gleichmässigen Einwirkung ein befriedigendes Ergebniss hoffen. Zeig-

m solche Knaben sich begabt und fleissig, so dass sie in der legiti-
n Zeit, fast noch als Kinder, bis in die obersten Klassen vorrück-
, so hegte er von ihrer Zukunft die höchsten Erwartungen und
rzugte sie merklich, während er die tüchtige Gediegenheit eines
igen Mittelstandes nicht immer nach Gebühr anerkannte. Wer nun
al in die Anstalt eingetreten war, der sah sich bald durch eine
e von Regeln und Gesetzen nach allen Seiten hin in einer Weise
engt, die sicherlich sehr Vielen unerträglich gefallen wäre, hätten
nicht gesehen, wie ihre Mitschüler die gleiche Selbstüberwindung
g ausübten. In dem Geiste des Ganzen wohnte etwas Militairisches;
doch Gotthold selbst von seinem Vater, einem Wachtmeister der
henschen Husaren, in den Traditionen des Regiments erzogen
den. Alles hatte nicht nur seine Zeit, sondern seine Minute; An-
und Ende der Zwischenpause am Vormittag war sogar auf eine
Minute fixirt, und die völlige Unmöglichkeit, solche Termine ein-
lten, führte gelegentlich zu Weiterungen. Alles, was irgend den
hmässigen Gang des Schullebens störte, sah er als eine wahre
mität an. Mussten einmal nothgedrungen einzelne Lehrstunden
llen, so multiplicirte er ihre Anzahl mit der Zahl sämmtlicher Schü-
denen die unerwartete Musse zu Theil ward, und klagte, wie viele
ne Tage nun hingeopfert würden. Noch mehr Trauer bereiteten
die Ferien, und oft pries er das alte Friedrichs-Collegium glück-
, das nach dem Vorbilde des Hallischen Waisenhauses überhaupt
e Ferien kannte. Nothwendig schien ihm eine solche Ruhezeit nur
den Director; und wenn unleugbar die Schüler in den Wochen
Freiheit Manches, oft recht Viel vergessen, so beachtete er zu we-
, wie dadurch gerade ein kaum entbehrliches Mittel geboten wird,
es Wissen und wahren Fortschritt von dem täuschenden Scheine zu
rscheiden. Hier musste er sich denn freilich der Uebermacht des
etzes fügen, so gut er konnte. Wenn aber ein Schüler sich un-
ng, irgend welche Ausnahmen von der Ordnung zu machen, so er-
gte die strengste Strafe, wie denn Gotthold sehr schnell bereit war,
rende Elemente sofort aus der Anstalt zu entfernen. Ausgleichende
vatverhandlungen blieben in der Regel wirkungslos, besonders wenn

sie von Müttern und Tanten geführt wurden; er konnte dann Antworten geben, vor denen die zarten Seelen nicht mit Unrecht sich entsetzten. Lieblichkeit der Rede musste man überhaupt bei ihm nicht suchen, wenn er strafend und mahnend vor seinen Schülern stand. Selbst den bereits gereifteren Primanern sagte er oft genug haarsträubende Dinge. Von einem „unterschlagenen" Accent oder einer Endsylbe, um die er „betrogen" sei, ausgehend, schweifte er manchmal weit auf dem Gebiete der Moral umher und eröffnete unerfreuliche Perspectiven auf Zuchthaus und Galgen. Ganz den Stachel zurückzuhalten, gelang ihm sogar in ernst bewegten Stunden nicht. Wenn Jünglinge, die im Begriff standen, die Universität zu beziehen, ihrem alten Lehrer und Meister Lebewohl sagten, erklärte er ihnen wohl mit aller Trockenheit: sie seien nie etwas Ordentliches gewesen, und es lasse sich deshalb auch gar nichts Gutes von ihnen erwarten. Gegen zufällig Anwesende äusserte er dann später begütigend: „Er wird ein tüchtiger Mensch werden, aber solche Behandlung ist ihm heilsam." Ein ähnlicher Akt der Consequenz bezeichnete in einer Weise, die damals Vielen anstössig schien, den feierlichen Moment seines Jubiläums. Umgeben von den ersten Männern der Provinz hörte er die Dankrede der Schüler mit Wohlgefallen an, bis einer von ihnen in augenblickliches Stocken gerieth. Da erging aus seinem Munde eine letzte, nachdrückliche Belehrung: so seien jetzt die jungen Leute, keiner lerne ordentlich seine Lection, am Fleisse fehle es überall. Er gab sich ehrlich und rückhaltlos als das, was er war, und wollte auch mitten im Glanz und Ehren nichts Anderes sein, als ein treuer, bis an das Ende consequenter Director.

Durch diesen Rigorismus, in den sich auch mancher anders denkende Lehrer um der Ordnung willen fügen musste, wurde sehr viel erreicht. Die äussere Zucht der Schule war eine musterhafte, und viel Zeit, welche sonst wohl die Disciplin in Anspruch nimmt, konnte hier zu sichtlichem Gewinn ungetheilt auf den Unterricht verwendet werden. Auch das keineswegs leichte Problem, in der Universitätsstadt die älteren Schüler von der Aneignung akademischer Unsitte zurückzuhalten, war zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst. Aber diese Erfolge wurden

doch theuer erkauft. So viel auch weichere Naturen in dem einzelnen Falle mildern mochten, eine solche Strenge musste oft zur Härte führen und die schärfsten Strafen, die nur als seltene Ausnahmen heilsam sind, zu gangbaren, periodisch fast alltäglich benutzten Zuchtmitteln machen. Die ganze Disciplin hatte etwas Summarisches und Massenhaftes; es waltete eine Gleichheit vor dem Gesetze, die im Schulleben nicht Gerechtigkeit heissen kann. Gotthold hat dieser seiner Neigung, die allgemeinen Principien ausschliesslich herrschen zu lassen und gegen sie die Einwirkung des Menschen auf den Menschen, in der vorzugsweise die erziehende Kraft der Schule beruht, viel zu sehr zurückzustellen, in der gedruckten Schulordnung des Friedrichs-Collegiums ein eigenthümliches Denkmal gestiftet. Ein so umfassendes Grundgesetz, mit so vielen Bestimmungen und so ausführlicher Herzählung der Motive, wird nicht leicht eine zweite Schule besitzen; aber mit vollem Recht schienen viele ihrer Paragraphen selbst solchen Männern peinlich und pedantisch, die sonst in dieser Beziehung mehr als tolerant waren. Wer wollte es leugnen, dass auch dieses Zuviel seinen letzten Grund in der Liebe zur Jugend hatte; allein es konnte dabei doch nicht ausbleiben, dass der Schüler sich öfter von dem kalten Gesetze, als von dem warmen Hauche der Liebe berührt fühlte, der in den jungen Seelen Wunder wirkt und allem Guten die Thore aufthut. Das indessen blieb Gotthold nicht verborgen, dass blosses Gebieten und Verbieten nicht hinreicht, um die Glieder einer Schule zu einer echten Lebensgemeinschaft zu verbinden und jenen heilsamen Schulpatriotismus zu wecken, der den Eifer jedes Einzelnen mehrt und die wahre Vorschule alles Patriotismus ist. Um dies zu erreichen, wandte er sich in einer wirksamen, jedoch wenigstens nicht vorsichtigen Weise an das Ehrgefühl. Ihm war jenes Göthe'sche Wort: Brave freuen sich der That, nicht minder das Homerische εὔχομαι εἶναι ganz aus der Seele gesprochen; aber er rühmte sich auch nur dessen, was er selbst gethan oder was er durch eigene Arbeit geworden war, nicht des Unverdienten und fast Zufälligen. Schwerlich kann man es dessen Jünglingen verargen, wenn sie diese Grenzscheide, durch die sie zunächst von aller Nachahmung ausgeschlossen blieben, übersahen,

und ihr durch die Zucht der Schule über das Maas unterdrücktes Selbst-
gefühl sich nach aussen hin bisweilen in desto schrofferer Anmassung
Luft machte. Und hörten sie nun immer wieder die Mahnung,
einer Anstalt, die einst Grosses geleistet habe und noch jetzt
zu weichen brauche, würdig, kurz vor Allem als Fridericianer
zeigen: wen konnte es wundern, wenn bei manchem ehemaligen
dericianer durch das pietätsvolle Lob der Schule auch Einiges
egoistischer Selbstgerechtigkeit durchklang?

Ungleich leichter ist es, Gotthold nach einer anderen Seite
gegen Vorwürfe zu vertheidigen, die ebenfalls sein Cultus der Neces-
sitas ihm zuzog. Die Gesetzlichkeit stand ihm höher als die Bil-
keit, deren unbestimmbares Wesen mit der Consequenz sich nicht
reimen schien; im Bewusstsein, das Gesetz für sich zu haben,
delte er mit ruhiger Sicherheit und begriff es wohl kaum, wie es
lich sei, daran Anstoss zu nehmen. So konnte er Zahlungen, die
zustanden, in einem Tone fordern, der etwas Verletzendes hatte;
manchmal schloss er schriftliche Anordnungen in Schulsachen mit
Hindeutung auf das Dasein höherer Instanzen, die sehr entbehrlich
und reizbare Gemüther leicht erbitterte. Wie aber verschwinden
solche Unebenheiten seines Wesens gegen den Ernst der Resignation
mit welcher er das gesetzlich begründete Recht Anderer auch
anerkannte, wenn er selbst schwer davon getroffen ward! Auf
schriftlichen Weisungen, deren er sich gern bei Leitung der Schule
bediente, erhielt er nicht ganz selten Repliken, die auch der ganz
betheiligte nicht ohne Mitleid für ihn lesen kann, selbst wenn er
materiell für richtig hält. Zwar nicht alles Derartige, aber doch
Meiste nahm Gotthold mit einer Geduld hin, die ihm oft sehr sc
werden mochte. Mit gleich ruhiger Resignation gegenüber dem R
räumte er Ostern 1853 die Wohnung, in der er mehr als v
Jahre verlebt hatte, da der Neubau des Friedrichs-Collegiums den
bruch der alten Gebäude nothwendig machte. Murren hörte ihn
mand, und doch war es ein schwerer Schritt. Wer ihn dort in
seinem grossen Arbeitszimmer besucht hat, erinnert sich sicherlich
dieses wunderbare Durcheinander von Tischen, Büchergestellen, sp

an Wänden, musikalischen Instrumenten und allem erdenklichen
ensapparat, in welchem das Auge kaum einen Ruhepunkt, nirgends
ang und Ende fand. Das fühlte man wohl, an diesem Raume haf-
n tausend Erinnerungen langer Jahre, und es war beinahe ein Ab-
iessen mit der eigenen Vergangenheit, als der Greis ihn für immer
ess. Und hier darf ich von eigenen Erlebnissen sprechen. Mehr
s vierzig Jahre jünger als er. trat ich an seine Stelle, die, wie er
wusste, grade durch seine Wirksamkeit eine bedeutende gewor-
war, in vielen Stücken anderes Sinnes, und dadurch genöthigt,
che seiner Einrichtungen allmählich umzugestalten oder zu besei-
. Es war ein schwieriges Verhältniss; doch ich hatte das Recht
mich, und er ward nicht irre an mir. Noch im Grabe sei es ihm
nkt, dass er mir bis an seinen Tod bei aller Verschiedenheit des
s ein wohlwollend theilnehmender Freund geblieben ist und von
scharfen Ecken seines Charakters nie irgend eine gegen mich ge-
t hat.

Aber auch die eisernste Consequenz kann es nicht verhüten, dass
Mensch zu Zeiten doch als ein ganz anderer erscheint, sobald der
m wohnende höhere Mensch einmal die Flügel regt und sich über
die Schranken fortschwingt, durch welche natürlicher Hang oder
williger Entschluss das Leben einengt. Mögen solche Momente
s mächtig hervorbrechenden erhöhten Gefühles bei Vielen unend-
häufiger sein, ganz entging ihnen auch Gotthold nicht. Dann
te er mit leuchtendem Auge von dem lieblichen Familienglück er-
en, welches er einst als Jüngling in Friedrich Jakobs' Hause ge-
n, und das ihm seitdem als Ziel inniger Sehnsucht vor der Seele
nden habe, ohne dass es ihm je so gut geworden sei. Dann
te seine Liebe zu einzelnen Schülern, die er sonst oft nur als
e ihrer Klasse ansah, mit einem Ungestüm hervorbrechen, das
hen seltsam und unheimlich dünkte; und dieser Liebe fehlte die
haltige Treue nicht. Dann konnte auch er, dessen innerstes Wesen
ich mehr auf den Cardinaltugenden des Stoicismus, als auf der
gebenden Demuth des Christenthums zu beruhen schien, der aber
h nur mit Unrecht auf dem religiösen Gebiete für einen herzlosen

Verstandesmenschen gehalten ward, warm und kräftig von dem Christus zeugen, der — es sind seine eigenen Worte — „eben sowohl durch das enge Pförtlein der Dorfschule, als durch die grosse Thür des grossen akademischen Auditoriums eingeht und sie heiliget, wenn man es darnach macht.“ In diesen Momenten des höheren Aufschwungs steht der Lehrer und Erzieher auf der Höhe seiner Wirksamkeit; dann schafft er im Gemüth des Schülers oft in einem Augenblicke, was lange Jahre consequenter Arbeit wohl vorbereiten, aber doch nicht herbeiführen konnten: den Durchbruch zum höheren Leben des Geistes. Wie Vielen Gotthold in dieser Weise ihren Tag von Damaskus heraufgeführt hat, das ruht still beschlossen in der dankbaren Erinnerung des Einzelnen und entzieht sich jeder fremden Berichterstattung.

Was sterblich an ihm war, wurde am 1. Juli feierlich auf dem Altrossgärtner Kirchhof bestattet, wo vor mehr als 150 Jahren auch der ehrwürdige Stifter des Friedrichs-Collegiums, der Holzkämmerer Gehr, die Ruhestätte gefunden hat. Noch ein Menschenalter lang wird sein Bild im Herzen seiner unmittelbaren Schüler lebendig bleiben, immer mehr von allem Zufälligen und Störenden geläutert; denn es beginnt schon auf Erden die Verheissung sich zu erfüllen, dass die Lehrer leuchten werden wie in des Himmels Glanz. Längere Dauer verheisst seinem Andenken die reiche Stiftung für arme Schüler, mit welcher er unsere Anstalt bedacht hat. Aber auch in weiteren Kreisen ist seinem Namen das Fortleben gesichert; und mögen auch die Züge seines geistigen Bildes mehr und mehr in mythischer Unbestimmtheit verschwimmen, immer wird sich doch mit diesem Namen die Vorstellung von einem Manne verbinden, der ein langes Leben hindurch ernst und treu gearbeitet hat,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Antrittsrede

ei Uebernahme des Directorats des Königlichen Dom-Gymnasiums zu Magdeburg

gehalten den 11. Oktober 1860.

Ein weiter Landstrich trennt die Bernsteinküste vom Elbestrand. anderes Geschlecht wohnt dort, ein anderes hier; verschieden sind Formen des Lebens; in verschiedener Weise werden vielleicht selbst Ziele des Lebens erfasst. Wer dort eine Reihe von Jahren ge-t; wer seine Arbeit durch ein Mass des Segens vergolten sah, wel- ihn oft beschämte; wer eine reiche Fülle von Liebe erndtete, über sein Verdienst hinaus: der muss beim Uebergang in so ganz re Verhältnisse wohl ernstlich fragen, ob seine Zukunft gleich sein seiner Vergangenheit. Denn mag es das Eigenthümliche der leib-n Natur des Menschen sein, dass er in jedem Klima auszudauern ag: wenn es geistiges Wirken gilt, so hat auch der Mensch seine ren und Zonen, und die gleiche Kraft bei gleichem Willen schafft nichten aller Orten das Nämliche. Darum ist der heutige Tag ein festlicher für den ehrwürdigen Mann, der vor mir diese Schule te: denn ihm ist es nunmehr vergönnt, in Frieden zurückzuschauen den ganzen Segen mehr denn vierzigjähriger Treue. Mir erscheint nicht in dem nämlichen Lichte. Denn wohl ist es ehrenvoll, an e Stelle zu treten, an der vorzügliche Männer gestanden haben; die Ehre selbst legt ernste Verpflichtungen auf, und ungewiss ist Erfolg.

Doch was den Einzelnen an den Wendepunkten seines Lebens in ter Seele bewegt, das gehört in die stille Kammer, wo man Lösung r Zweifel und den rechten Muth zu allem Thun sucht und findet

bei dem, dem allein man getrost seine Wege befehlen kann. Auch wäre für eine Schule der Festtag ein dürftiger und fast inhaltsloser, der zumeist nur Einem oder wenigen Einzelnen gölte, der nicht erfüllt wäre von einem geistigen Wehen, das die Gesammtheit der Schule gleichmässig berührt und fortwirken soll über die Schranken des Augenblicks hinaus. Und grade wenn die Menschen wechseln, dann geziemt es der Schule, mehr noch als sonst dessen zu gedenken, dass sie nicht auf den einzelnen Menschen angewiesen ist und nicht auf das einzelne Geschlecht, sondern dass ihre Wurzeln so sief hinabreichen, als ihre Zweige weit hinaus sich erstrecken, und dass sie ihre Kraft aus einem seit alter Zeit bereiteten Boden zieht. Hoch ehren wir die Männer, die in der Fülle selbsteigener Erkenntniss mächtig und gestaltend in das Leben der Schule eingriffen und ohne dies selbst zu begehren, durch ihr Handeln Gesetze des Handelns gaben: aber die Grössten von ihnen haben am dankbarsten empfunden und anerkannt, dass ihr Wirken auf bereitetem Boden sich bewegte. Bereitet aber ist: dieser Boden nicht allein durch die umsichtig und treu auch das Einzelne [illegible] gelnde Weisheit der drei Jahrhunderte seit der Reformation, vielmehr ruht diese Weisheit selbst auf weit älterem Grunde. So gewiss die Gymnasien, wenn ein verkehrter Zeitgeist sie in fremdartige und zuenge Bahnen zu drängen trachtete, immer und immer wieder durch eigene Schwerkraft zu dem Bewusstsein zurückgeführt wurden, ihr Beruf sei es, als echte Bildungsanstalten freie und freudig [illegible] bende Menschen zu erziehen, empfänglich für Alles, was edel ist und schön und wohllautet: so gewiss dürfen sie in alle dem, was seit ältester Zeit die Weisesten und Besten über diese Erhebung des Geistes gedacht und geredet haben, Laute ihrer eigenen Sprache erkennen, nur ehrwürdiger durch die Weihe des Alterthums und den Glanz grosser Namen.

Es ist ein reiches Erbe, welches das Gymnasium in diesem Schatze geisterfüllter und geistweckender Worte besitzt, und wohl mag ein Geschlecht nach dem anderen aus dieser Quelle trinken, ohne sie jemals zu erschöpfen. Mir aber ist seit vielen Jahren ein uralter Spruch dieser Art vorzüglich werth geworden: er ist mir oft als ein Leitstern erschienen

nen, der dem Gymnasium seine Wege und sein Ziel bezeichnet und auf die Verheissung hinweist, deren es sich zu trösten hat.

Bei einem griechischen Schriftsteller aus später Zeit, einem von jenen, deren Verdienst fast nur in dem frommen Fleisse beruht, mit dem sie kostbare Reliquien einer besseren Vergangenheit der Nachwelt aufbehielten, bei einem Schriftsteller dieser dritten oder vierten Ordnung findet sich ein vereinzelter Vers unter dem Namen des wunderbaren Mannes, welchen der delphische Gott für den Weisesten der Sterblichen erklärte *).

Man hat es wohl bezweifelt, ob er wirklich dem Sokrates angehöre, und kaum gewagt, sich des unverhofften Besitzes getrost zu freuen. Aber es fehlt uns an Gründen, die zum Zweifel nöthigten; und so werden wir in ihm wohl einen der Verse erkennen dürfen, welche jener Todesüberwinder noch im Gefängniss dichtete, als er dem Ziele seines Lebens nahe war und auf der Grenzscheide stand, auf welcher, seiner eigenen Ansicht nach, dem Menschen ein prophetischer Blick in die Zukunft und ein prophetisches Wort vergönnt wird. Die besondere Methode des Sokrates ward vor Zeiten viel in den Schulen geübt, doch oft von gar zu unsokratischen Männern, und sie hat, in dieser Weise gehandhabt, mehr Schaden als Nutzen gestiftet: aber Segen und nichts als Segen, meine ich, wird es den Gymnasien bringen, wenn sie immer und immer in geistiger Deutung den Zuruf des Sokrates vernehmen:

Wer die Götter am schönsten geehrt im festlichen Chorreihn,
ist der Beste im Kampf.

Aber darf das Gymnasium ein so hohes Wort auf sich beziehen? Man lässt es gelten, wenn von dem festlichen Siegeszuge der Wissenschaft geredet wird; man gesteht es der Kunst zu, dass sie ihren festlichen Chorreihn durch das Reich der Ideale führt: aber die Schule in ihrem so unscheinbaren, so eintönigen, so mühseligen Treiben — woher käme ihr solche Hoheit? Ferne sei es von uns, in hoffärtiger Rede dem Gymnasium den edlen Schmuck der Schlichtheit und Demuth ent-

*) Athenaeus XIV. 628 f.

reissen zu wollen; wissen wir doch, dass grade in dem Gotte, wel
als Führer der Musen galt, das Alterthum den Rächer hochfah
Worte fürchtete. Aber Schlaffheit und Feigheit wäre es, wenn
Gymnasium zugleich mit dem äusseren Glanze auch auf die in
Würde und Bedeutsamkeit verzichten und darum an sich selbst ve
gen wollte, weil sein Thun auch halb mitleidigen Gönnern gelegen
in falschem Lichte erscheint. Vielmehr je tiefer und ernster es s
Aufgabe erfasst, desto mehr wird es streben, seinen Gang dem fe
chen Chorreihn ähnlich zu gestalten.

Jene Ordnung freilich, welche ihm Grundbedingung eines ged
lichen Wirkens ist, um deren willen mit Strenge, mit eiserner Str
wenn es noth thut, jede frech widerstrebende Kraft gebändigt und
brochen wird: sie allein würde noch wenig zu einer solchen Ver
chung berechtigen. Aber es ist auch kein so einfaches Ziel, um de
Erreichung seit Jahrhunderten weise Gesetzgeber der Schule, treue
rather und Arbeiter bemüht gewesen sind. Ihnen war es daru
thun, dass in der ganzen inneren Gestaltung des Gymnasiums, wie
in den festlichen Chorreihn, Harmonie und Rhythmus waltete;
wenn immer wieder gefragt und gezweifelt wurde, ob dieses Ziel
reicht sei, so zeugt doch grade dies dafür, wie innig das Verlang
wie tief begründet die Sehnsucht nach diesem Ziele ist. Und
könnte das Gymnasium auch leben ohne Harmonie und Rhythmus

Wie so Verschiedenes soll sich doch in ihm zu einem Ganzen
sammenschliessen! Vielfacher Art sind zuvörderst die berechtigten F
derungen des begabten und angeregten Geistes schon in den Ja
der Jugend. Bald begehrt er scharf zu erkennen, bald sich tragen
lassen von den unmessbaren und unberechenbaren Wogen poeti
Anschauungen und Gedanken; bald zieht es ihn in die Welt des
schehenen und Geschaffenen, bald zu den Fragen, deren Lösung j
seits des Irdischen liegt. Oft und lange hat das Gymnasium bald
eine, bald die andere jener Forderungen überhört oder zurückgew
sen; aber es ward dadurch nur ein Widerspruch geweckt, der d
Dargebotene unterschätzte und einseitig das mit Recht Vermisste he
vorhob. Welch ein Mass von Mannigfaltigkeit des **Lehrstoffs** erfo

lich sei, um in dieser Beziehung die Harmonie des Unterrichts zu
bern, darüber ist viel gestritten, und schwerlich wird eine Lösung
Frage gefunden werden, die zu allen Zeiten und unter allen Ver-
hnissen sich bewährt: das aber ist klar und gewiss, dass das Gym-
nm durch die Art des Lehrens nach jener Harmonie zu streben
, dass es seine Aufgabe ist, alle echten Forderungen des Geistes
t völlig und für immer zu befriedigen, aber sie zu beachten, nicht
Geist durch bunten Wechsel zu zerstreuen, aber ihn allseitig zu
ren und zu kräftigen. — Wie verschieden ist ferner das Verhält-
, in welchem der Wille zum Erfolg auch schon bei Knaben und
glingen steht! Sollte auch im Gymnasium, wie so oft im Leben,
e Kluft unvermittelt bleiben; sollte der schneidende Jammer eines
en und doch erfolgarmen Wollens und daneben der triumphirende
n des besser begabten Leichtsinns schon das jugendliche Herz zer-
sen — wo bliebe da die Harmonie? Kein Mensch kann freilich
n Widerspruch gänzlich ausgleichen, der nicht Werk und Schuld
Menschen ist: wenn aber in evangelischem Sinne nicht das ein-
e Werk, sondern zumeist das Ganze des Wollens und der Gesin-
g betont wird, so ebnet sich doch Vieles zu jener heiligen Har-
nie, dass Friede ist auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.
Wie so verschieden endlich sind diese Menschen selbst an Alter
l Erfahrung! Hier steht der unreife Knabe neben dem schon ge-
ten Jünglinge, und doch sollen sie alle sich fühlen als Glieder einer
heit; und wie schwer und erfolglos wäre das Wirken der Männer,
ihre Lehrer sind, wenn sie ihren Schülern nur gegenüberständen
l sich nicht mit ihnen zu einem Ganzen, zu einer Lebensgemein-
aft verbunden wüssten. Was man oft als Corpsgeist eines Gymna-
ms, oder als seinen Patriotismus gepriesen hat, auch das darf nur
e Offenbarung eben jener Harmonie sein, von der wir reden, oder
ist von unechter Art und zweideutigem Werthe.

Der Schein einer solchen Harmonie ist leicht zu erreichen durch
setz und Zwang, ja das Erzwungene kann selbst zur Tradition und
e mit der Farbe der Freiheit werden. Aber echt und wahr ist jener
ende Geist nur dann, wenn er aus dem innersten Leben sich täg-

lich neu erzeugt und in lebendigem rhythmischen Wechsel immer und doch derselbe ist. Auf die Nothwendigkeit und Unerlässlic der rhythmischen Mannigfaltigkeit innerhalb der Harmonie führt fr die Natur selbst, die nicht duldet, dass die von ihr gewollten schiedenheiten und Ungleichheiten jemals ganz verschwinden: ab giebt im Schulleben der Fälle sehr viele, wo es eines reichen M bewusster pädagogischer Kunst bedarf, um nicht den Rhythmus schnell der Harmonie aufzuopfern. So hoch man die Stetigkeit schlagen mag, sie findet doch nicht überall ihre Stelle. Man f der Menschen immer nur wenige, die sich wirklich in ausnahmel Gleichmässigkeit, um so zu sagen, in grader Linie entwickeln. V ihnen, denn ihnen werden viele Prüfungen erspart: aber die star in sich reicheren Naturen tragen in sich stärkere Züge, die im St miteinander sie bald nach dieser, bald nach jener Seite treiben. S Naturen können gelegentlich vom Ziele stark abirren, oder auch ermatten, aber kommt die rechte Stunde und trifft sie das zünd Wort, so erreichen sie in schnellem Aufschwunge oftmals ein h Ziel. Diesen Wechsel des Vorwärts und Rückwärts, diese gewund und verschlungenen Wege könnte die Schule nur dann ignoriren, sie der Harmonie zu Ehren die Menschennatur ignoriren wollte. nicht minder haben die stärkeren unter den jugendlichen Charakt auf dem sittlichen Gebiet schon früh Kämpfe in sich zu bestehen, we Keiner sieht, da die Kämpfenden selbst sie vielmehr gewaltsam in eigene Innere zurückdrängen, so dass oft der sonst Offene sich s und versteckt zeigt und leicht dem Unkundigen Misstrauen erwe kann, während er doch grade dann vertrauender Theilnahme am digsten ist. Wahrlich es wird oft sehr schwer, in solchen Fälle ermessen, wie viel rhythmische Ungleichheit sich mit der Harm verträgt, und es sind dies recht eigentlich Prüfungen des Schulman aber Prüfungen, die sich gar oft wiederholen. Das letzte Ziel Gymnasiums darf und soll freilich nichts verrücken. Das Gymnas darf nicht der Schauplatz eines Wettlaufs ungeordneter Haufen beliebigen selbstgesteckten Zielen sein, aber die Schule kann und auch nimmer der geschlossenen Front eines unwiderstehlich vord

renden Kriegsheeres gleichen. Hier gilt es, das letzte Ziel fest im Auge zu behalten, aber dabei in evangelischer Freiheit getrost zu glauben; dass für uns ist, wer nicht wider uns ist, und aus diesem Glauben die Langmuth zu lernen, welche dem, der in die erste Stelle nicht passt, die zweite zuweist, ohne ihn darum zurückzustossen, die dem Schwächeren Geduld schenkt, bis er es dem Stärkeren gleich thue, die der keine Kraft verschmäht, sondern jede an ihrer Stelle zum Heile des Ganzen zu brauchen weiss und nicht ermüdet in diesem Streben, bis das Ganze, dem festlichen Chorreihn gleich, in rhythmischer Mannigfaltigkeit und doch in harmonischem Gange seinem Ziele entgegenzieht.

Doch was ich bisher gesagt habe, gilt nicht von den Gymnasien allein, sondern von jeder geistig geleiteten Schule, deren keine der Harmonie und des Rhythmus entrathen kann. Ja es könnte selbstsüchtig erscheinen, wenn im Anschluss an das Wort des Sokrates, der die Trefflichkeit im Kampfe denen verheisst, welche die Götter am schönsten geehrt im festlichen Chorreihn, das Durchdrungensein vom Geiste der Schönheit als das Besondere des Gymnasiums in Anspruch genommen wird: denn freilich wo Harmonie und Rhythmus waltet, da kann das Schöne nimmer fern sein. Indessen so lange das Gymnasium mit rechter Treue und in rechter Weise an dem Studium des Alterthums festhält, als der lautersten Quelle geistiger Kraft, so lange wird es dennoch vor anderen Schulen den Vorzug behaupten, dass der Geist der Schönheit es ist, der über sein tägliches Leben und Streben den Schimmer der Festlichkeit verbreitet. Es war eine zu enge Auffassung, welche vor Zeiten nur in der vollendeten künstlerischen Form des Ausdrucks das Walten dieser Schönheit erkannte und nur von dieser Seite die Jugend auf den Geist des Alterthums hinwies: aber wohl noch weit bedenklicher erscheint es, wenn Mancher statt dessen die Geschichte und das Staatsleben der Alten als die rechte Nahrung des jugendlichen Geistes empfehlen will. Der unsterbliche Geist des heranreifenden Jünglings bedarf nicht allein des Unvergänglichen, sondern er bedarf seiner in der reinsten Gestalt, da er noch wenig gewöhnt ist an das Scheiden und Aussondern. Bevor der Jüngling in dem Le-

ben der alten Völker und Staaten das wahrhaft zu erkennen ver
was in ihm das Unvergängliche ist, den heldenmüthigen und una
sigen Kampf des idealen Geistes mit aller Niedrigkeit und Gewöhn
keit, den jedes Zeitalter fortzuführen berufen ist, muss er zuvor s
die Kraft dieses idealen Geistes empfunden haben, nicht blos wi
in der Vollendung der Rede erscheint, sondern wie er zumeist da
kundgiebt, wo er unverhüllt und ungehemmt hervortritt: im Reiche
Gedanken. In diese ganze Welt des Geistigen und Idealen, in d
ganze Fülle massvoller Schönheit des Denkens und Empfindens die
gend einzuführen und ihr so den Zugang zum Allerheiligsten des A
thums zu eröffnen, das ist die besondere Aufgabe des Gymnasiu
So lange die Jugend noch ihres Namens werth ist, wird sie empfä
lich sein für diesen Idealismus einer ewigen Jugend und durch
die Einsicht in Pflichten des wahrhaft menschlichen Lebens gewin
deren Dasein der Profane nicht zu ahnen vermag. Von diesen h
gen Tönen umrauscht zieht ihr festlicher Chorreihn seine Bahn,
wer in ihm mitzieht, der gewöhnt sich an einen Gang, welcher h
erhaben ist über die Pfade des Alltagslebens.

Aber wäre es damit genug? — Es hat eine Zeit gegeben,
noch kein Jahrhundert ist seitdem vergangen, da der Geist der Na
nach einer Periode grosser Nüchternheit und eines engherzigen Tra
tens nach dem Nutzbaren sich wiederum höherer Ziele bewusst w
und voll Hunger und Durst hinein stürmte in das Reich der Ide
Da trachtete man das ganze geistige Leben zu einem festlichen Ch
reihn zu gestalten, und dem Schönen ward ein Kultus geweiht. A
der erregte Geist fand kein Mass: unter dem Mantel der Schön
verbarg sich viel Böses, oder es verbarg sich nicht einmal. Sol
bei der leicht erregbaren Jugend nicht ähnliche Gefahren auch jetzt
befürchten sein? Und liegt in diesem Trachten nach dem Schö
und Idealen Kraft genug zu ausdauernder Treue? Kraft genug für
noch unreifen Schüler, die sich kaum schon des Geistes der Schön
bewusst werden und doch Jahr um Jahr festen Schrittes einem Z
entgegen gehen sollen, das sie selbst noch nicht erkennen? Kraft
nug für die Lehrer, die so oft in ihren Hoffnungen getäuscht wer

eren Leben in grosser Eintönigkeit sich bewegt, auf deren Herzen oft
ò manche Sorge lastet? Ja auch diese idealen Gebilde würden in
h zerfallen, stellte man sie nicht fest auf einem ewigen Grunde.
nn die Alten — wie sie es oft thun — von dem Chorreihn der
tirne reden, so denken sie dabei nicht allein an das Harmonische
r Bewegung, oder an ihre majestätische Schönheit; es spricht sich
jenem Worte die Ahnung einer höheren, allgewaltigen Macht aus,
n Ehre alle jene Herrlichkeit verkündigt. Und wenn jene stille
einde, welche durch dunkle Zeiten treulich das Evangelium ge-
en und auch unweit dieser Stadt eine ihrer Friedensstätten ge-
det hat, ihre Abtheilungen, aus denen unvergessliche Streiter des
rn hervorgingen, ihre Chöre zu nennen pflegt, so deutet sie mit
Worte wahrlich nicht allein auf das Harmonische der Gliederung
die sittliche Schönheit hin. Was die Quelle der höheren Weihe
deren auch das edelste menschliche Thun zu seiner wahren Ver-
ung bedarf, auch das hat Sokrates ausgesprochen, wenn er uns
uft:

Wer die Götter am schönsten geehrt im festlichen Chorreihn,
Ist der Beste im Kampf.

Kein anderer Grund, auf den man die erziehende und geistweckende
eit an der Jugend zu gründen versuchte, hat sich bewährt. Nicht
Belebung des Ehrgeizes: denn leicht ist es zwar, durch dieses Mittel
jugendliche Kraft zu steigern, aber wer vermöchte hier mit Sicher-
t das Mass zu halten, ohne welches die Harmonie nicht zu behaup-
ist? Auch nicht die Weckung jenes sittlichen Bewusstseins, wel-
s durch strenge Erfüllung der Pflicht vor dem eigenen Richterstuhl
bestehen sucht. Es trägt dieses Streben oft ein edles Gepräge,
ches grade die jungen Herzen leicht in die gleiche Bahn lockt: aber
ter dem edlen Scheine verbirgt sich leicht viel verdrossenes Wesen,
Starrheit und Kälte, und ein selbstsüchtiger Zug, der den Men-
en vor solchen Aufgaben verzagen lässt, welche aufopfernde Hin-
be fordern. Wahrlich ein ganz anderer Segen ergiesst sich über ein
ymnasium, dessen sämmtliche Glieder freudig bekennen, dass sie be-
fen sind, in diesem ihren Lebenskreise der Ehre Gottes zu dienen.

Man hört oft die Klage über zu grosses Selbstgefühl der Jugend; aber sie dürfte eher des echten Selbstgefühls zu wenig besitzen. Wenn jeder Schüler bis zu dem jüngsten hinab lebendig empfände, dass auch er von Gottes Gnaden das ist, was er ist; wenn Jeder bedächte, dass menschliche Grösse vor Gott Nichts bedeutet, und nur die Treue des Herzens vor ihm gilt, die mit der schwächsten Kraft und im engsten Kreise ebensogut zu bewähren ist, wie in den grössten Verhältnissen des menschlichen Lebens: wie würde da im Gange der Schule sich Alles ebnen, wie wäre das Geschäft des Lehrers ein so leichtes und so seliges. Doch keine Pflichten sind leichter zu erkennen und schwerer zu üben, als die religiösen. Immer wird es noch eher gelingen, in dem Gymnasium Alles zu einem festlichen Chorreihn zu gestalten, der von dem Geiste der Harmonie und Schönheit durchdrungen ist, als den Chorreihn wahrhaft zur Ehre Gottes zu führen: aber jede Annäherung an diesen Gottesfrieden giebt der Schule ein neues Recht, im Hinblick auf die Zöglinge, an denen sie ihr Werk vollendet hat, die Verheissung des Sokrates sich anzueignen:

Wer die Götter am schönsten geehrt im festlichen Chorreihn,
Ist der Beste im Kampf.

Mit Stolz und Freude denken die Gymnasien unseres Vaterlandes an jene Tage zurück, wo mit edlem Ungestüm vielleicht die besten ihrer Schüler die stillen Räume verliessen, um im Kampfe gegen die Fremdherrschaft den nämlichen Muth zu bewähren, mit welchem der ideale Geist einst die Hellenen gegenüber den persischen Heerschaaren erfüllt hat. Wir zweifeln nicht, dass, wenn eine ähnliche Bedrängniss wiederkehren sollte, auch bei der heutigen Jugend sich zeigen würde, dass der Geist es ist, der stark macht. Aber es giebt noch andere Kämpfe, die Jedem ohne Ausnahme bevorstehen, an dem das Gymnasium nicht vergeblich gearbeitet hat. Zuvörderst der Kampf mit der Wissenschaft, welche dem Neuling, dem sie zuerst in ihrer Ganzheit entgegentritt, in riesiger Gestalt erscheint, so dass er an sich verzagen und fliehen möchte vor ihr. Es können immer nur Wenige sein, die diesen Kampf vollständig durchfechten und den Preis der Meisterschaft erringen: wer aber als ein würdiges Glied mitgezogen ist in dem festlichen

horreihn zur Ehre Gottes, der wird gesichert sein vor jener trostlosen, harmonischen Halbheit, welche vermessen die höchsten Ziele im unge zu erhaschen wähnt und ihr unbefriedigtes Selbstgefühl aus-men lässt in den furchtbaren Theorien einer Alles verneinenden weiflung, welche jetzt so manches Gemüth bethören. Er wird sich Zahl derer anschliessen, die weit entfernt waren, Meister der Wis-chaft zu sein, von denen aber Ströme lebendigen Wassers ausgin-, weil sie in dem engeren Kreise, auf welchen ihre Begabung sie ies, durch das Harmonische ihrer Bildung der Ehre Gottes zu die- und so den edelsten Segen des wissenschaftlichen Lebens auch in Beschränkung zu bewähren wussten. Und bedarf es zu dieser haltenden Selbsterkenntniss erst manches Kampfes mit dem unge-lig aufstrebenden eigenen Ich, das der gewohnten Leitung nunmehr ehrt, so wird, wer einmal im festlichen Chorreihn den Zauber der monie empfunden hat, nicht ruhen können, bis sich im eigenen ren Alles mehr und mehr zu einem ähnlichen Ebenmass ordnet, wir dürfen hier wohl daran erinnern, dass tiefe Denker des Alter-ms das Bedürfniss sittlicher Harmonie und Ordnung, welches im schenherzen waltet, von der Ehrfurcht herleiteten, mit welcher der iche Anblick des harmonischen Chorreihns der Gestirne die ältesten chlechter durchdrang. Dieser zwiefache Kampf ist es, der den Jüng- zum Kampf mit der Wirklichkeit des Lebens befähigt, des Lebens, hes dem idealisch gestimmten Gemüthe oft so unideal, dem, der die Gerechtigkeit der Schule gewöhnt ist, die alle nur äusserliche zufällige Ungleichheit der Menschen ferne hält und selbst den Zwie- zwischen dem Wollen und Können schonend auszugleichen sucht, so ungerecht erscheint. Es liegt etwas Edles in dem kecken Trotze, welchem mancher Jüngling sich auflehnt gegen das vermeinte Tri- und Ungerechte der Welt und in titanischem Uebermuth an den nken rüttelt, die er doch nicht umzureissen vermag. Wohl er-nt man, dass solche Jünglinge einst mitgezogen sind in dem fest-en Chorreihn, aber sie haben es nicht gethan zur Ehre Gottes: n in diesem Dienste lernt man nicht den Trotz, sondern den wah- Muth, der untrennbar ist von der Demuth, ja der eins ist mit ihr.

Diesem demüthigen Muth ist es beschieden, sich zu der Einsicht durchzukämpfen, dass viel idealer Sinn auch da waltet, wo er sich still verbirgt, wie so oft das Beste im Menschen, und dass die Gemeinde der Jünger des Ideals mächtiger einwirkt auf die menschlichen Dinge, als sie selbst wohl meint, dass endlich das wahre Glück des Lebens viel gleichmässiger unter den Menschen vertheilt ist, als die Ungeduld glauben mag.

Das Gymnasium steht fest in sich da auf geschichtlichem Grunde; es braucht sich nicht erst zu gestalten, oder um seinen Bestand zu kämpfen. Aber nicht allein um das Leben zu behaupten, kann man, nach dem bekannten Worte des römischen Dichters, das verlieren, um dessen willen es sich zu leben lohnt, auch der gesicherte Bestand verleitet leicht dazu, dass man das Dasein für Leben hält. Darum ist es ein echtes Lebenswort, welches Sokrates uns Lehrern zuruft:

Wer die Götter am schönsten geehrt im festlichen Chorreihn,
Ist der Beste im Kampf.

Wohl steht auch dieses Ziel, wie alle wahrhaft erstrebenswerthen Ziele, nicht *vor* dem menschlichen Vermögen, sondern es schwebt hoch *über* ihm: aber das unablässige, von Geschlecht auf Geschlecht vererbte Streben nach diesem Ziele, das ist die Krone des Gymnasiums.

Reich gesegnet wäre diese Stunde, wenn sie dazu mitwirkte, in *Allen*, die dieser Schule angehören, solchen Glauben zu befestigen und solchen Muth zu mehren. Es ist ein gar besonderer Schritt, wenn ein Mensch mitten unter Fremden eintritt in einen Beruf, der nicht diese oder jene Kraft des Geistes, sondern den ganzen Menschen verlangt mit Herz, Seele und Gemüth. Wer also kommt, der giebt freudig und willig Alles, was er hat, und kann doch nur bitten, dass auch ihm gegeben werde.

So bitte ich denn Sie, meine Herren, in denen ich die Vertreter vorgesetzter Behörden verehre: helfen Sie mir, ein Amt würdig zu führen, das ich lange genug getragen habe, um zu wissen, ein wie schweres es ist, wie viel Segen man in ihm gewinnen, wie viel Segen man in ihm verscherzen kann. Sie aber, meine Amtsgenossen, denen

heute die Hand reiche zu gemeinsamer Arbeit an der Jugend, las- Sie uns mit unserer besten Kraft dahin wirken, dass der Gang er Schule immer ähnlicher werde einem festlichen Chorreihn, der Ehre Gottes verkündiget. Lassen Sie uns allzeit treulich festhalten dem edlen Wahlspruche: Einheit im Nothwendigen, Freiheit im Zwei- ften, Liebe in Allem. Ihr Schüler endlich, thut Eure Herzen weit dem, der heute zum ersten Male unter Euch tritt: denn Eure Sache icht das Prüfen und Richten, sondern aus dem Glauben und Ver- n kommt Euch das Heil.

Du aber, Herr, der Du der Hort und die feste Burg der Schulen , die Deinem Geiste Raum geben, lass Dir gefallen den festlichen reihn, der auch hier geführt werden soll zu Deiner Ehre, und dass wer in ihm mitgezogen ist, sich bewähre im Kampf.

Rede

bei der Gedächtnissfeier Sr. Majestät des hochseligen Königs,

gehalten den 18. Januar 1861.

Der heutige Tag war in unserer Schule seit einer Reihe von Wo- zu einer Festlichkeit ausersehen, welche gereifteren Schülern die nheit bieten sollte, ein gutes Bekenntniss von der Dankbarkeit egen, mit welcher auch sie die Segnungen empfinden, die das 18. Januar 1701 gestiftete preussische Königthum in immer volle- und reinerem Strome über Land und Volk ergossen hat. Im e der Schüler selbst war der Gedanke herangereift, und welcher r hätte nicht gern zu seiner Verwirklichung die Hand geboten; hätte nicht freudig zu einer Feier mitgewirkt, die nicht nach ausse-

rem Scheine trachtete, aber um so geeigneter schien, den Geist, aus dem sie hervorging, auch ihrerseits neu zu beleben und zu kräftigen? Anders war es im Rathe des Herrn beschlossen. Die erste Stunde des 2. Januar hat mit unwiderstehlicher Gewalt Sinn und Gedanken von dem preussischen Königthum auf den abgerufenen König, von der preussischen Krone auf den geliebten Herrscher hingelenkt, der lange Jahre die irdische Krone mit Ehren getragen hat und nun hingegangen ist, die himmlische zu empfangen. Aber sind wir nunmehr auch heute in gar anderer Weise versammelt, als wir vor Kurzem noch gemeint, dennoch soll jede weichliche und unfruchtbare Trauer unseren Herzen fern bleiben; denn man hat nicht zu klagen um die, die aus der Nacht zum Lichte erwachen. Nur der liebevollen und treuen Erinnerung an das, was wir in Friedrich Wilhelm IV. besassen, nur dem freudigen Bewusstsein, wie Vieles uns in ihm gegeben ist zu dauerndem Besitze, nur solchen Gefühlen soll diese Stunde gewidmet sein. Denn das Leben des Staates freilich bewegt sich in stetigem Fortgange, und immer wird von Neuem der alte Ruf vernommen werden: Der König ist todt, es lebe der König! Aber der König herrscht ein Mensch über Menschen. Mag darum auch der würdigste Nachfolger den Thron besteigen, mag die bewährteste Hand das Ruder des Staats ergreifen: die Stätte, an der ein wahrhaft königlicher Mensch gestanden, sie füllt doch nie ein Anderer in gleicher Weise aus; sie bleibt fort und fort ein Wallfahrtsort für Tausende, die ihre Opfer des Dankes darbringen und an dem verklärten Bilde, das dort vor ihrer Seele aufsteigt, sich erheben zu neuem Muth und neuer Freudigkeit für ihr eigenes Streben und Wirken. Ruft der Tod einen Herrscher ab mitten aus der Fülle des Lebens und der Thaten, so mag es Anfangs oft schwierig sein, den königlichen Menschen von dem Könige zu sondern: uns haben die letzten Jahre voll Angst und Sorge nur allzusehr an diese Scheidung gewöhnt. Der sceptertragende König war ein Kreuzträger des Herrn geworden; die Prüfungen des Königs hatten geendet: in düsteren Regionen, die zwischen Leben und Tod unabsehbar sich hindehnten, begannen die schwersten Prüfungen des Menschen; und wenn wir von lichten Stunden und lichten Worten des geliebten Herrschers

nahmen, so erschien darin nicht mehr der Schimmer königlicher jestät, es waren vereinzelte, oft angstvoll zuckende Flügelschläge einer hgestimmten Menschenseele, die dem Aufschwunge in das Reich des igen Lichtes entgegenseufzt.

Und wohl uns, dass wir fest und getrost unseren Blick hinrichten fen auf den wahrhaft königlichen Menschen. Schwer würde es uns den, diese stillen Räume, in denen vor allem für die Ewigkeit ge-t werden soll, wenn wir von einem Könige, und einem Könige er unserer Tage zu reden hätten, gegen den Andrang der Parteien verschliessen, die reichlich dafür sorgen, dass es von jedwedem sten heissen darf: gepriesen viel und viel gescholten. Immer und ner wieder erneut sich, wie nach einem ewigen Gesetze, unter den schen der nämliche Zwiespalt. Die Einen erwarten vorzugsweise der Zukunft das Heil; Gegenwart und Vergangenheit betrachten nur als Stufen, die lediglich zu weiterem Fortgange den Anhalt en, aber nicht als Ruhestätten dienen sollen und darum möglichst nell zu überschreiten sind; alle Lehren der Geschichte fassen sie mmen in ein allmächtiges Vorwärts, welches alle Kräfte zu rast-er Thätigkeit stachelt und nur durch glänzende, aber oft unbestimmte fnungen das gewisse Verzichten auf ruhigen und friedlichen Genuss gilt. Die Anderen vermögen in der Geschichte nicht diese Ruhelo-keit zu erkennen; ihnen ist das Gemüth, das den Menschen das e seiner Väter und Urväter lieben lehrt, auch eine der weltbestim-nden Mächte; sie halten es für Frevel, aus Verhältnissen hinaus-ilen und hinauszudrängen, auf denen lange Zeit sichtlich ein hö-er Segen ruhte; das lebende Geschlecht scheint ihnen nicht be-mt, nur einem kommenden die Bahnen zu bereiten, sondern rhalb der Zustände, iu welche es durch eine ruhige, von Gott ge-te geschichtliche Entwicklung gestelltt ist, im Handeln und Dulden höchsten Tugenden eines Volkes, ja des Menschen überhaupt zu währen. Mit beiden so grundverschiedenen Richtungen der Sinnes-ise kann sich viel Selbstsucht und Habsucht vermischen; beide arten n in sündliche Extreme aus, die um so abschreckender erscheinen, ungestümer und lauter sie ihr Wesen zu treiben gewohnt sind. Aber

beide wurzeln zu tief in der menschlichen Natur, als dass der einen oder der anderen die Berechtigung des Daseins zu bestreiten wäre; mit beiden kann sich ein gleich edler Sinn, mit beiden eine lautere und tiefe Frömmigkeit verbinden. Und wer nun als Herrscher auf die Höhen des Lebens gestellt ist, zu denen Millionen harrend und prüfend emporblicken; wem solche Fülle der Macht verliehen ist, dass jede der wetteifernden Parteien ihn am liebsten ganz zu den Ihrigen zählte, um durch ihn ihre Pläne verwirklicht zu sehen: wie sollte dem nicht, was er auch beginnt oder unterlässt, aus dem nämlichen Boden Lob und Tadel zugleich erwachsen, indem was die Einen freudig begrüssen, den Anderen als Schwäche, wo nicht als Schuld erscheint? Treten nun vollends während der Regierung eines Fürsten Zeiten ein, wie unser Vaterland vor zwölf Jahren sie gesehen hat, Zeiten, wo ungeahnte vulkanische Kräfte den scheinbar gesicherten Grund des Daseins zerreissen, wo alles Alte wankt und schwankt und dem Menschen die Macht gegeben scheint, sich selbst eine Zukunft zu schaffen nach seinem Willen und seinem Bilde: sollte in solchen Zeiten, wo Alles zu gewinnen und zu verlieren das richtende Wort der Parteien nicht laut und schneidend, wie Angstruf der Verzweiflung, die Luft durchgellen? und wen kann wundern, dass die einmal hoch aufgethürmten Wellen der Parteileidenschaft, auch wenn die ersten Stürme beschworen sind, noch lange fortbranden und fortwogen von Jahr zu Jahr? Ist erst ein halbes Jahrhundert dahingegangen, haben die Erfolge über die Massregeln der Vergangenheit gerichtet, dann pflegt der persönliche Eifer hinter dem geschichtlichen Urtheil der Thatsachen mehr und mehr zurückzutreten; aber auch in der Geschichte leben hervorragende Fürsten nicht fort in einem Bilde, sondern ein jeglicher in zweien, die nebeneinander stehend sich gegenseitig um so gewisser dulden, als sie bei solcher Ungleichheit der Züge einander zu Zeiten kaum erkennen mögen.

Darum, ich sage es noch einmal, ist es eine glückliche Fügung für diese unsere Feier, dass wir nicht den verschlungenen und in Wahrheit doch nur Wenigen vollständig erkennbaren Wegen der Politik nachzugehen haben, sondern mit ungestörter Freudigkeit des Herzens uns vertiefen dürfen in die Anschauung des wahrhaft königlichen Men-

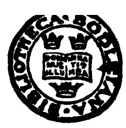
en, der unter uns Krone und Scepter trug. Denn ein thörichtes
l für diese Stätte vollends wenig geziemendes Unterfangen wäre es,
mühsam eine Vermittelung zu suchen, wo die Gegensätze zu tief
gen, als dass sie eine wahrhafte Vermittelung gestatteten: und wollte
r der Einzelne hier das aussprechen, was ihm innerster Glaube und
te Ueberzeugung ist, das bliebe auch bei freudigstem Aufthun des
ndes eine halbe und kaum gegen den Vorwurf der Willkür gesi-
rte Todtenfeier. Das aber ist keine Willkür, wenn wir, der Bestim-
ng dieser Anstalt eingedenk, ein freies und noch nicht der Partei
fallenes Land für uns suchen; wir stützen uns dabei auf eine in-
tsvolle, wenn auch in stürmischen Zeiten oft verkannte, vielleicht
bst geläugnete Wahrheit. Vermöchte Jemand jene Menschen des
rwärts, von denen wir redeten, und in gleicher Weise diejenigen,
en Wahlspruch lautet: Halte was Du hast, vollständig zu verzeich-
, die grosse Mehrzahl der Menschen fände er in seinen Registern,
ch mit nichten ihre Gesammtheit. Es fehlte ihm eine innerlich eng
rch die Einheit des Geistes verbundene Schaar, nicht allzugross an
hl, aber eine heilige Schaar, nicht viele Mitglieder zählend unter
nen, die, wie der Beruf der Mächtigen es mit sich bringt, fast in
em Augenblick in Anspruch genommen werden von der Wirklich-
t, oft von der Kleinlichkeit des äusseren Lebens, aber erfüllt durch
d durch von hohem Geiste und königlichen Gedanken. Das sind
e Menschen des Aufwärts. Sie kann die Welt mit ihrem Treiben
t fremdartig und verletzend berühren, und wohl dünkt es sie, dass
es Vergängliche doch nur ein Gleichniss sei. Keine Höhe des Er-
lebens vermag ihnen dauernd zu genügen, denn eine unendliche
nsucht zieht sie empor in die höchsten Regionen, welche der Geist
ahnen wagt; im Lichte zu wandeln, das ist ihnen wahres Leben,
d wenn das Vorwärts mit dem Festhalten kämpft, sie kennen nur
e eine Losung Aufwärts. Was aufwärts zu führen verspricht, das
dern sie mit ganzer Seele und bester Kraft, schaffend und rathend,
rschend und dienend.

Ein solcher Mann des Aufwärts war Friedrich Wilhelm IV., so hat
sich bewährt in guten und bösen Tagen. Als ein Mann des Auf-

wärts soll er in dieser Stunde vor unsere Seele treten, nicht wir ihn dann als Todten zu den Todten legen, sondern dam theures Bild uns durch unser Leben geleite und noch in späten das Bewusstsein uns freudig bewege, dass ein wahrhaft königlicher l unser König gewesen ist.

Bei einem Herrscher solcher Art mag man es kaum als e senloses Spiel des Zufalls betrachten, dass sein Geburtstag, der 1 tober, zugleich der Geburtstag eines römischen Dichters ist, d länger als ein Jahrtausend eine fast unbedingte Herrschaft üb höher gestimmten Geister ausgeübt hat in einem Umfange, wi zweiter neben ihm. Wir erweisen Virgil zu wenig Ehre, wen nur dem Eindruck folgend, den seine Dichtungen jetzt noch a machen, allein den hochbegabten Sänger und die Zierde eines Zeitalters rastlosen und erfolgreichen geistigen Strebens in ihı ehren: er war zu mehr und Höherem bestimmt. Er und die verschmolzen im Urtheil der Nachwelt zu einem Begriffe; er gab späteren Talent Anregung und Gesetz; ihm war es beschieden nach 13 Jahrhunderten den grössten Dichter, dessen das Mit sich rühmt, zu seiner tiefsinnigen Wanderung durch Hölle und dies zu begeistern. Wer am 15. Oktober 1795 dieses gewaltige nes gedacht hätte, der auch auf den Höhen der Menschheit sta berechtigt war, mit Königen zu gehen; wer geahnt hätte, dass V der geistigen Weihe des Tages in dem neugeborenen Fürstenkind zel schlagen und zu fröhlicher Blüthe gedeihen sollte: der wä wahrhaftiger Prophet gewesen. Früh schon zeigten sich in den ben die Keime einer reichen geistigen Entwickelung, und keiner Keime ging verloren: denn die schwer und schwerer lastende N eisernen Zeit warf einen verklärenden Schimmer auf die Fried ten, die im Reiche des Geistes sich aufthun, und immer mehr e man, wie der Geist die Schwerter schärfte zur Befreiung des landes. Mit wachsender Kraft wuchsen die Erfolge. Geistvol tiefgelehrte Männer, welche dem Prinzen nahe standen, erstaunt die edle Ungeduld, mit welcher diese Königsseele sich aufwärts se und so scharf sie sonst zu richten gewohnt waren, hier hatten

Worte der Bewunderung. Es folgte eine lange Reihe glücklicher Jahre. Zur Seite eines Vaters, den der Sohn, wie das ganze Land, mit Stolz Vater nannte, beglückt durch eine Gemahlin, deren Wirken nur Treue und Liebe ist, ausgestattet mit dem fröhlichen Muthe, der viele unvermeidliche Stacheln des Lebens abzustumpfen versteht, hoch erhoben über alle niedere Sorge, welche die freie Bewegung hemmt: so stand der Kronprinz da, ein reich gesegneter, hochbegnadigter Mann. Es war das dritte und vierte Decennium unseres Jahrhunderts für Preussen und namentlich für die Hauptstadt eine Zeit erquicklicher Ruhe und nicht gemeiner Lebensfreude. Alle Verhältnisse schienen geregelt und gesichert; keine ernste Furcht nach aussen oder innen nöthigte die Gedanken in dornige oder dunkle Bahnen; jegliche edle Kunst ward mit Eifer geübt und erzeugte lebendige Wirkungen in den jugendlich belebten Gemüthern. Aber diese Zeit wohligen Behagens ist Friedrich Wilhelm kein Capua gewesen. Freudig griff auch er hinein in die reiche Fülle, welche sie Niemandem reichlicher darbot, als grade ihm, aber was er wählte und woran er sich hielt, es war immer nur das, was den hochstrebenden Geist aufwärts zu führen versprach, nicht zu flüchtigen Traumgenüssen, sondern zu hohen, ewig gültigen Zielen. So schöpfte er, niemals des Aufwärts vergessend, aus dem Studium der Wissenschaft, aus liebevoller Pflege der Kunst und vor allem aus demüthiger Hingabe an die Mysterien der Religion während jener Jahre der Ruhe eine Kraft, die sich gar sehr unterscheidet von der oft überschätzten ungestümen Derbheit der Natur, aber ausdauernder ist, als jene, und von höherer Weihe erfüllt. Erst der Eintritt des reiferen Mannesalters riss ihn aus diesem friedlichen Streben und Werden. Mit viel zu lautem und ungestümem Jubel ward der Regierungsantritt des neuen Königs begrüsst, als dass man nicht schon damals einen Rückschlag hätte befürchten müssen. Er ist erfolgt. Durch fast zwei Jahrzehnde dehnt sich neben vielem Erfreulichen doch eine lange Kette schwerer und trüber Stunden, voll Sorgen und Enttäuschung und Zweifel, sehr ungleich den hoffnungsvollen Tagen der Vergangenheit. Was aber dennoch dem Könige Ausdauer und Freudigkeit verlieh, das war das Königliche seiner Menschennatur. Je lauter und stürmischer die



Parteien um ihn stritten, desto gewaltiger durchdrang ihn das Aufwärts, welches über die Welt und ihre Kämpfe erhebt. Das war ihm wohl das edelste und tröstlichste Vorrecht seiner Krone, dass sie ihm vergönnte, nicht durch Worte allein — und welch ein Meister der Rede war er — sondern durch Thaten und Stiftungen in grossartiger Weise zu dem sich zu bekennen, worin er sein und seines Volkes geistiges Heil beschlossen sah.

Die Wissenschaft hat in neuerer Zeit eine früher nicht geahnte Fülle frischer Aeste und Zweige getrieben, deren jeder sorgsame und nicht sparsame Pflege erfordert. Ihr gebrachte Opfer, welche früher die kühnsten Anforderungen weit übertroffen hätten, würden heute kaum den bescheidensten genügen können. Dass der König auch den hoch gesteigerten Forderungen gerecht ward, dass er den Universitäten des Staats ein treuer Behüter und Förderer war, dass er der Schulen sich annahm und sie gern erfreute und ehrte durch Zeichen seiner Huld, dass er reiche Sammlungen gründete, andere unendlich mehrte mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit: auch das ist edel und dankbaren Preises werth, aber an ihm war Grösseres zu preisen. Die herrschende Bildung der Zeit ist eine Macht, welche unwiderstehlich auch das Handeln der Fürsten bestimmt, und es kann Viel gegeben werden auch ohne Freudigkeit; ein preussischer König aber vollends, wie sollte er sich den Wissenschaften nicht mit Anstand dankbar zeigen, welche so sichtlich mitgewirkt haben zum Aufschwung des Vaterlandes! Vor wenigen Jahren noch war es der Universität Königsberg vergönnt, den Tag festlich zu begehen, an welchem der König ihre Rectorwürde ein halbes Jahrhundert lang bekleidet hatte; oft sah man überdies den königlichen Herrn als aufmerksamen Hörer bei feierlichen Gesammtsitzungen der Berliner Akademie. Auch das ist edel und schön; es liegt darin ein Bekenntniss, dass auch diesen stillen Kreisen ein Antheil gebührt am Glanze des Königthums: aber selbst solche Zeichen von Theilnahme können Opfer sein, die einer anerkannten Convenienz auch von solchen Fürsten gebracht werden, deren innerste Interessen ganz anders geartet sind. Das aber war ein Werk der eigensten Selbstbestimmung, ein echtes Selbstbekenntniss der That, das Friedrich Wil-

...n, nachdem er kaum den Thron bestiegen, eine auserwählte Zahl ...chausgezeichneter Vertreter der Wissenschaft und Kunst nicht allein ...seine Hauptstadt, sondern in seine unmittelbare Nähe berief, nicht ... mit den grossen Namen zu prunken, sondern um sich selbst in ...erster Seele der herrlichen Gaben zu erfreuen, die ein Jeglicher ... ihnen brachte. Und wenig später ward zu freudiger Ueberraschung ...er Gebildeten die Friedensklasse des Ordens pour le mérite gestiftet, ...en weise vertheiltes, einfaches Ordenszeichen zum Abzeichen einer ...erschaft bestimmt ist, welche sich glänzend bewährt hat in den ...gen des Geistes. Wie gern der König unter diesen echten Rittern ... Geist sich bewegte, fast ein Gleicher unter Gleichen, wie jeder ...eutende Gedanke, der dort ihm entgegengebracht wurde, sinniges ...ständniss und ebenbürtige Erwiederung fand, das haben auch wir ...stehende oft mit inniger Freude vernommen, denn in seinen Füh... und Meistern fühlt sich auch der Jünger und Schüler geehrt. Vor...lich eng war dem Könige durch täglichen Verkehr der Kanzler des ...ens verbunden, jener Alexander v. Humboldt, dem die Unsterblich... des Namens nicht minder gewiss ist, als dem macedonischen Er...rer: ein allumfassender Geist, der dritte neben Aristoteles und Leib..., und ein Meister zugleich in der Kunst, die mühevoll gewonnenen ...ebnisse tiefsinniger Forschung zu lauterster Klarheit und Schönheit ...gestalten. Mochten Beide die Fragen der Zeit und des Staatslebens ...in sehr verschiedenem Sinne betrachten: jene Fülle harmonischer und ...einzelnen Wendungen der Zeit hoch überragender Gedanken, welche ...mboldt in seinem Kosmos entwickelt und dem Könige wie zu sei... besonderen Eigenthume gewidmet hat, sie entstammt einer Welt ...monischer Ruhe, in welcher der Wohnungen viele zu finden sind. ... wie der König, solchen Anregungen folgend, gern den theilneh...den Blick auf die kaum geahnten Erfolge richtete, mit welchen die ...r den Fleiss und Muth ihrer neueren Erforscher belohnt hat, so ... diese Richtung des menschlichen Wissens wiederum ihrerseits seine ...gierung durch eine ihrer grossen Thaten verherrlicht. Denn nicht ...wohl der Kunst, als der Wissenschaft des Messens und Berechnens ...kender Kräfte verdankt der höchste Norden unseres Vaterlandes

jenen Riesenbau der Weichselbrücke, welcher nahe der Marienburg, dem alten Ritterschlosse des deutschen Ordens, in nicht minder berechtigtem Stolze über das gesegnete Land hereinragt, nicht als eine neue Fahrstrasse für allerlei nützlichen Lebensverkehr, sondern als ein grossartiges Denkmal, das einen neuen Sieg des Geistes über die Gewalt der Elemente verkündiget. Dass bei solcher Anregung und solchen Erfolgen der König dennoch sein Interesse nicht ausschliesslicher der Naturforschung und den sogenannten praktischen Wissenschaften zuwandte, das grade ist ein Beweis, wie er zuletzt doch nur dem eigenen innersten Zuge des Geistes zu folgen gewillt war; und dieser Zug führte ihn vorzugsweise auf das Gebiet der historischen Forschung und Kunst. Sein Gedanke war es, durch einen fürstlich bemessenen Ehrenpreis von drei zu drei Jahren die bedeutendste Leistung auf dem Felde der deutschen Geschichte zu belohnen; er strebte die Geschichtskunde über der deutschen Vorzeit durch deutsche Bearbeitung in höherem Masse zum Gemeingut der Gebildeten zu machen, als sie es bisher gewesen sind; er ernannte für Preussen und für Brandenburg eigene Historiographen und durfte des Erfolges seiner Wahl sich freuen; er vermochte mit echt historischem Sinne, ich möchte sagen, mit historischer Sehnsucht sich in die besondere Natur Friedrichs des Grossen zu vertiefen, die doch von der seinen in vielen Stücken so grundverschieden war. Die durch ihn veranlasste, ja von Schritt zu Schritt mit lebendigster Theilnahme überwachte Gesammtausgabe der Werke des grossen Königs zeugt nicht allein von der Pietät eines Nachkommen gegen den Ahnherrn, sie zeugt von der demuthsvollen Hingabe eines Königs an eine grosse geschichtliche Erscheinung. Doch der geschichtliche Sinn duldet nicht die Beschränkung auf ein Land und Volk, selbst die Grenzen eines Jahrtausends genügen ihm nicht: er strebt in die Jahrtausende hinaus und immer weiter. Wer diesen Zug empfindet, wird, je mehr er den Fortgang menschlicher Entwickelung durchschaut, immer von Neuem auf jenes wunderbare Land hingeführt, welches seit alter Zeit das Land der Räthsel ist. Aegypten mit seiner uralten, in unvordenkliche Jahrhunderte zurückgreifenden Cultur, mit seiner zum Besuch einladenden Seeküste, mit seinem Nil, dessen siebenfache Mün-

-dung den Geist des Landes aus seiner Einsamkeit hinauszurufen scheint zu den Inseln und Ländern des Mittelmeeres hin, wo Alles erwachsen ist, was den Vorzug und Stolz des Menschen begründet — welche Stelle gebührt diesem Lande in dieser Entwicklungsgeschichte des Geistes? was dankt das heut lebende Geschlecht den Pharaonen, oder ihren Priestern? Wer also fragt, der vernimmt eine Menge einander kreuzender und widersprechender Antworten, welche den Stachel unbefriedigten Verlangens nur tiefer in die Seele drücken. Wir wissen nicht, mit welchen stillen Hoffnungen und Erwartungen Friedrich Wilhelm die von ihm entsandte wissenschaftliche Expedition nach Aegypten aufbrechen sah: reich an Erfolgen ist sie heimgekehrt, jene letzten und tiefsten Fragen hat auch sie nicht endgültig gelöst. Schwerlich wird die streng wissenschaftliche Forschung sie auch jemals lösen: hier bedürfte es eines rückwärts schauenden Propheten, der mit dem Zauberstabe einer weltgeschichtlichen Offenbarung längst Verschwundenes und Verklungenes noch einmal aus dem undurchdringlichen Dunkel hervorzurufen vermöchte, damit es auf seine Fragen ihm Rede und Antwort gebe. Und wohl kann es zuweilen scheinen, als wäre dem Menschen solche Macht beschieden. Noch als hochbetagter Greis war Schelling, der grösste Name unter den Philosophen der Zeit, dem Rufe des Königs gefolgt. Er besass, wie Wenige, die Gabe, zahllose Einzelnheiten eines weitumfassenden Wissens, die urältesten Sagen und den neusten Erwerb des forschenden Geistes, in wunderbarer Mannigfaltigkeit zu combiniren und bis zurück in die Anfänge des Menschengeschlechts hell und licht erscheinen zu lassen, was für unerforschbar galt. Einer eingehenden Kritik ward es oft leicht, ihm Willkür nachzuweisen: aber in wem der Zug aufwärts lebendig war, der folgte ihm gern in die Fülle tiefsinniger Ahnungen und glaubte nicht Alles verloren zu haben, wenn auch vieles Einzelne sich unhaltbar erwies. Vor Allen aber ist ein König berechtigt, solche Bahnen zu gehn. Sein Gebiet ist nicht die mühsame Einzelforschung, die meistens erst viele vereitelte Hoffnungen mit spärlichen Resultaten in langsamem Fortschritt belohnt; er hat das Recht, ein Ganzes von Ergebnissen und Antwort auf die letzten Fragen zu begehren. Den treffendsten Aus-

druck solcher Ahnungen aber, die von der Wissenschaft ausgehend, doch der Wissenschaft weit voraneilen, giebt nicht das Wort, es sei denn das poetische, ihn giebt die Kunst. Wer zu Berlin in der Treppenhalle des neuen Museums mit Verständniss die Wandgemälde betrachtet, welche Kaulbach dort auf Geheiss des Königs und in seinem Sinne ausgeführt hat, der erkennt in dem bunten Wechsel würdiger und lieblicher Gestalten den Ausdruck solcher Ahnungen, welche sich, wie in ihrem eigensten Reiche, des ungestörten, unbeschränkten Daseins erfreuen. Gelöst scheinen hier die Fragen, wie der Geist vom Anbeginn emporgestiegen sei zu den Höhen, die er bis jetzt erstiegen hat; und die sichtbar diese Entwickelung beherrschenden und überwachenden ewigen Himmelsmächte geben die Bürgschaft eines unabsehbaren ferneren Fortganges. Die erreichten Stufen des Aufwärts deuten auf noch unerreichte hin, die verkörperte Ahnung der Vergangenheit ermuthigt zur Ahnung des Zukünftigen. Nicht Stiftungen eines kunstliebenden Königs sind jene Gemälde, sie sind ein Glaubensbekenntniss eines königlichen Menschen des Aufwärts.

Auch die Kunst naht dem Throne eines Fürsten nicht blos mit der Fülle ihrer Gaben; auch sie begehrt zu ihrem Gedeihen grosse Mittel, wohl grössere noch als die Wissenschaft, auch sie verlangt in ihren Meistern geehrt zu werden vor der Welt. Mit vollen Händen hat Friedrich Wilhelm Gold und Ehre ihr gewährt; aber er wusste ihr noch ein edleres und höheres Opfer darzubringen, das den echten Künstler mehr beglückt und nachhaltiger begeistert, als irdisches Gut und äussere Ehren: jenes Opfer pietätsvoller und selbstvergessener Hingebung, welches das wahre Kunstwerk fordert, um dann erst die Tiefen seiner Herrlichkeit zu offenbaren. Es giebt viele künstliche Gebilde, halb Kunst halb Spiel, die dem Behagen dienen, ohne dass es solcher Hingebung bedürfte, und in manchem fürstlichen Schlosse sind ihrer genug zu finden: was aber im hohen Stile von hohen Meistern geschaffen ist, das will nicht dienen, es ist zum Herrschen geboren. Ihm gegenüber muss das Prüfen und Richten sich gefangen geben; das eigene Ich verliert seine Freiheit und Selbstbestimmung, es fühlt sich ergriffen und unwiderstehlich aufwärts gezogen von einem mäch-

ligen, übermächtigen Strome. Gern und willig ergab sich der König solcher Dienstbarkeit. Mochte er den altitalienischen Gesängen lauschen, zu deren vollendetem Vortrage sein Domchor herangebildet war; mochte er Bach's und Händel's erhabene Werke an sich vorüberziehen lassen; mochte er, bis in die Tage der letzten Krankheit hinein, vor den Schöpfungen des grössten aller Maler stehen, die er in treuen Nachbildungen um sich gesammelt hatte: dann und überall, wo er verwandte Höhen der Kunst erreicht sah, beugte er sich vor einer Macht, die mehr ist als Fürstengewalt, ewiger und höher beseligend. Wem aber die Kunst in diesem Lichte erscheint, dem ist auch der wahre Künstler eine Lichtgestalt, der er in Demuth naht. Diese heilige Demuth war es, die Friedrich Wilhelm antrieb, einst einem reichbegabten Dichter, der aber zugleich ein stürmischer Prophet des Vorwärts war, wie einem Gleichstehenden zu begegnen und ihm, da keine Einigung möglich schien, ehrliche Feindschaft anzubieten. Nicht dieser Dichter allein hat seine edle menschliche Theilnahme mit schroffem Undank vergolten, aber nichts vermochte in dem Könige den Glauben an die Weihe des Künstlers zu erschüttern; hat er doch die Pläne hingegangener Meister — ich erinnere an Schinkel — mit rührender Hingebung und Pietät auch da noch zu endlicher Ausführung gefördert, wo das mitlebende Geschlecht zu neuen, selbst höheren Leistungen befähigt war. Und wie ihn das von der Kunst durchgeistigte Menschenleben zur Pietät stimmte, so blickte er mit ganz verwandten Gefühlen auf die Zeiten zurück, wo bei geringerer Theilung der geistigen Interessen eine demüthig und fast in den Formen des Handwerks geübte Kunst das Leben der Städte und Höfe mit ihrem Wehen durchdrang und mitten in sonst oft unharmonischen Verhältnissen eine Allen zugängliche Welt der Harmonie erschuf. Wo er in seinem Staate bedeutende Monumente, ja wo er überhaupt nur Spuren dieses organischen Kunstlebens des Mittelalters fand, da suchte er sie zu sichern vor habgieriger, allein der Nützlichkeit dienender Barbarei, da half er erhalten und erneuen. Jede Provinz vermag Denkmäler dieser seiner Fürsorge aufzuweisen: alle überragt die Majestät des Kölner Doms, dessen Vollendung ihm recht eigentlich eine Sache des Herzens, des

fürstlichen, deutschen Herzens war. Manchen hat es freilich dünken wollen, als habe seine anerkannte eigene Begabung für die Architektur den König verleitet, einmal der Pietät fast zu vergessen, als er das Sanssouci des grossen Friedrich, obwohl das Hauptgebäude unverändert blieb, durch neue Anbauten und die Umgestaltung der ganzen Umgebung doch so anders formte, dass der Gesammteindruck nicht ganz der frühere ist. Hier, glaube ich, muss eine andere Deutung Platz greifen. Friedrich der Grosse war dem Könige nicht eine vergangene und beseitigte Grösse, er erkannte, wie Viel von ihm noch fortlebt in dem Lande, das durch ihn gross ward. Nicht eine verfallende Ruine durfte darum wehmüthig an einen halbverschollenen Helden erinnern: die Stätte selbst, die dem grossen Könige vor allen theuer war, musste in stets neuem Schmucke erglänzend jung und frisch fortleben, gleich dem Geiste, der einst dort waltete. Wie Friedrich durch Friedrich Wilhelms Fürsorge in dem grossartigsten aller Standbilder, von den Grössen seiner Zeit getragen, in lebendiger Leibhaftigkeit heimzukehren scheint zur Königsburg, so sollte ihm auch dort die Lieblingsstätte bereitet und geschmückt bleiben. — Der Demuth und Hingebung thut die Kunst ihre Tiefen auf, ihr erschliesst sie auch ihre Weiten und lehrt den also gestimmten Geist in allen Zeiten und Formen das eine ewig Schöne erkennen und verstehn. So empfand Friedrich Wilhelm, als er in dem neuen Museum die Sculptur aller Zeiten Theil haben liess an den Segnungen des preussischen Suum cuique. Die nach geschichtlichen Gesetzen wechselnde Gestalt der Säle, ihre Folge, der bunte Schmuck ihrer Wände, die Fülle der herrlichen Gebilde selbst, Alles entrückt den Geist der Gegenwart; man hört den heiligen Strom rauschen, der durch Jahrtausende vom Schönen zum Schönen trägt; man sieht staunend auf dieser welthistorischen Wanderung, wie jedes Zeitalter aufwärts strebte in der Kunst und durch die Kunst. Oft und wahrlich mit Recht ist die erfolgreiche Wiederbelebung der griechischen Tragödie als ein hohes Verdienst des Königs gepriesen worden; aber man darf dabei nicht vergessen, dass er Racine's Athalie die nämliche Fürsorge zuwandte. So konnte das Grundverschiedenste auf dem Gebiete des Schönen ihn gleich nahe berühren, wenn es sich nur in sich

berührte, wenn es die Seele aufwärts zog. Die höchsten und heiligsten künstlerischen Pläne, die Friedrich Wilhelm mit Liebe hegte, sind Entwürfe geblieben: der neue Dom in Berlin, in welchem die Hoheit der Kunst schon den Eintretenden mit Ahnungen des Göttlichen erfüllen sollte, die Fürstengruft neben dem Dom und die ganze Reihe wunderbarer Gemälde, welche bestimmt war, die Hallen rings um die Gruft zu schmücken und zu heiligen. Hier galt es nicht, Ahnungen über die Entwickelungsepochen des Geistes zu künstlerischer Form zu gestalten: die grossartigen Gottesräthsel der Apokalypse, die letzten Dinge, die Zukunft der Welt und der Kirche, das Geistigste sollte sichtbar werden. Die kühnen Entwürfe, welche der grosse Meister Cornelius geschaffen hat, sind Vielen eine Thorheit oder ein Aergerniss, tieferen Seelen Gegenstände ehrfurchtsvoller Bewunderung. Sie werden fortleben und auch in dieser Gestalt den Nachkommen von dem königlichen Menschen des Aufwärts zeugen, dessen erhabenstes künstlerisches Denkmal sie geworden wären.

Wer von den Plänen des Dombaus vernommen, wer zugleich die von Friedrich Wilhelm gegründete und mit fürstlicher Pracht gezierte Kapelle im Schlosse zu Berlin betreten hat, in dem konnte leicht die Frage sich regen, ob so viel Glanz und äussere Herrlichkeit sich wohl vertrage mit der schlichten Einfalt des evangelischen Christenthums, und nicht ohne Bangigkeit mochte er zurückdenken an das Kirchenthum des byzantinischen Kaiserreichs, strotzend von Gold und Juwelen, aber todt und starr in sich selbst. Ernste und sehr würdige Menschen haben also gefragt und gezweifelt. Schwerlich würde ihnen die Antwort genügen, dass Wohlgefallen an Pracht und Glanz nun einmal ein historisches Recht der Könige ist, ja fast zu ihren Pflichten gerechnet wird. Aber darf ihnen der Gedanke so fern liegen, dass das Aufwärts, welches die hoch entwickelte und frei über alle Mittel gebietende Kunst dem Menschen zuruft, und das göttliche Aufwärts der Religion nicht unverträgliche Stimmen sind und dass beide sehr wohl zu einem Tone sich einen können? Und wollen sie es einem Könige verargen, wenn er von seiner Höhe voll freudiger Glaubensgewissheit gern verlangend hinblickt auf die triumphirende Kirche, der alle Ge-

walten und Schätze der Welt unterthan sind, und seine Kirchen, wenn er es vermag, nach ihrem Bilde gestaltet? Doch es bedarf der allgemeinen Gründe nicht, wo Thatsachen reden. Friedrich Wilhelm fand bei seiner Thronbesteigung einen Nachklang längst vergangener tiefreligiöser Zeiten unter den Vornehmen des Staates, den Johanniterorden, der, losgelöst von dem Stamme, auf dem er einst erwuchs, ein Ehrenzeichen geworden war, wie andere. Der prunkende Schein genügte ihm nicht: er stellte den Orden wieder auf den geweihten Grund christlicher Barmherzigkeit und Selbstverleugnung, er erfüllte ihn wieder mit wahrem und, wir hoffen es, dauerndem Leben. Es war ferner gerade einer der Tage, an denen das Königthum in seinem vollsten Glanze zu erscheinen pflegt, als er inmitten seiner Majestät das demüthig christliche Bekenntniss ablegte: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Wer endlich eben jene Schlosskapelle selbst nicht allzu flüchtig betrachtet, der findet in der Fülle der Gestalten, die aus dem goldenen Grunde hervortreten, manchen Mann, den ein äusserliches und der starren Form verfallenes Kirchenthum von jener Stelle verweisen und kaum als einen halbverirrten mit Nachsicht dulden würde: nicht Spener und Francke allein, auch den Grafen von Zinzendorf. So verschieden Naturen auch Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm III. gewesen sind, ein gemeinsamer Zug lebte doch in allen diesen Königen, welche mit lauterstem und treustem Eifer das Reich Gottes in ihrem Lande zu fördern bemüht waren. Sie alle hatten einen scharfen Blick für das stille Wirken lebendiger Glaubenskräfte; der innerste Kern, welche Form ihn auch verhüllte, galt ihnen Alles, und in allem Streit der Parteien suchten sie das Allumfassende, Alles Einende, den Grund, welcher den Anker ewig hält. Von diesem Erbgeiste seines Hauses war auch Friedrich Wilhelm IV. tief durchdrungen. Die apostolische Kirche der ersten Pfingsten, geboren aus dem Geiste und nur in ihm und durch ihn lebend, nicht an den Staat gekettet, nicht gebunden durch selbstgewählte Satzungen, voll unendlicher Kräfte und darum zu ewiger Fortwirkung berufen: sie war das Ziel seiner wärmsten, innigsten Sehnsucht. Wo sich etwas regte von diesem Geiste, der gross ist in der Demuth und Alles gewinnt, wenn er Alles opfert, ja wo

h nur Hoffnung sich zeigte, ihn zu wecken, da war der König zu licher Hülfe bereit. Diesem Geiste hat er in dem Krankenhause hanien ein wahres Königsdenkmal errichtet; ihn suchte er an heiler Stätte heimisch zu machen, als er freudig mitwirkte zur Gründg des evangelischen Bisthums in Jerusalem, und was ihn mit einem dinal der römischen Kirche, dem Fürstbischof Diepenbrock, zu inni-Freundschaft verband, es war eben dieser Geist, der keine trenle Schranke kennt und wehet, wo er will. Aber auch in der htsgestalt verkannte ihn der König nicht. Zahllose Waisen- und ngs- und Krankenhäuser und andere Stiftungen barmherziger Nächliebe zeugen dankbar von der Theilnahme und dem innersten Verdniss ihrer Ziele, welches sie bei ihm gefunden, und die schlich-n innig christlichen Männer, die in diesem Dienste und Geiste der tverleugnung, leitend oder dienend, sich treu bewährten, sie konnler Ehrerbietung ihres königlichen Herrn gewiss sein. Diese Weite Freiheit des Herzens liess den König noch in seinen letzten Jahauf die evangelische Alliance mit einer Zuversicht des Glaubens der Hoffnung blicken, welche viele fromme Gemüther nicht in hem Masse zu theilen wagten. In diesem Sinne fühlte er sich eng nden auch mit der evangelischen Brüdergemeine, die, innig verin den innersten Kern des Christenthums, doch in ihrer kleinen wohl bekennen darf, dass sie mehr gearbeitet hat, als die ana alle. Ein zahlreicher und immer mehr anwachsender Kreis still mer, hie und da verstreuter Seelen schliesst sich an diese Gemeine nd sucht täglich in den von ihr für jedes Jahr und jeden Tag Jahres ausgewählten Bibelsprüchen — den Losungen, wie sie es en — nicht allein die Belebung des eigenen Herzens, sondern das Bewusstsein der inneren Geistesverbindung mit Tausenden, e an eben diesem Tage das nämliche Schriftwort tröstet und er-. Seit vielen Jahren gehörte auch Friedrich Wilhelm zu diesem se. Selbst in den düstersten Tagen der letzten Krankheit ward an n Morgen die Losung ihm vorgelesen, und oft trafen ihn diese che sichtlich, wie Stimmen aus der Heimath, wenn sonst auch e Sinne gegen die Welt verschlossen schienen. Und als nun end-

lich die mit Demuth und Ergebung getragenen Banden fielen, als die
wahrhaftigen Menschen des Aufwärts vergönnt ward, zur Freiheit sich
aufzuschwingen, — ist es doch, als ob die Losung seines Sterbetages uns
den Gruss meldete, mit dem er dort oben empfangen ward. Ist
das Wort des Herrn im zweiten Buche Samuelis (7, 9): Ich bin
Dir gewesen, wohin Du gegangen bist!

Ein frommer Gesang aus alter Zeit wird unsere Feier beschliessen:
„Siehe, wie der Gerechte stirbt, und Niemand nimmt es zu Herzen"
— nein, das trifft uns nicht. Es ist Keiner unter uns, der jetzt nicht
des heimgegangenen Gerechten in Liebe eingedenk wäre; wir Alle
fen ihm freudig nach: „in Frieden ist seine Stätte und in Zion
Wohnung." Aber möge die Weihe dieser Stunde nicht mit der Stunde
selbst entschwinden! Auch diese Schule hat den Beruf, Menschen
Geistes zu erziehen und das Aufwärts zu predigen. Helfe darum Jeder,
der ihr angehört, berathend, lehrend oder lernend, helfe Jeder
dass der königliche Mensch des Aufwärts, um dessen Grab wir
im Geiste versammelt sind, fort und fort unter uns lebe, unter
herrsche. — Das walte Gott!

II.

Zur Philologie.

Animadversiones criticae
ad
Ammianum Marcellinum *).

). XIV. c. 1. §. 4. Post hoc impie perpetratum, quod in aliis quoque jam timebatur, tamquam licentia crudelitati indulta, per suspicionum nebulas aestimati quidam noxii damnabantur: quorum pars necati, alii puniti bonorum multatione actique laribus suis extorres, nullo sibi relicto praeter querelas et lacrymas stipe collaticia victitabant: et civili justoque imperio ad voluntatem converso cruentam, claudebantur opulentae domus et clarae.

aepe quidem apud Ammianum sententiae ita conjunguntur, ut magna exsistat sermonis inconcinnitas, saepe iis, quae dicta sunt, prae- particula et addit aliquid, quod minime videatur necessarium, amen lege, quantum equidem observari, ut additum ejusmodi enun- n nova contineat et quae antea non dicta sint. Non cadit hoc ostrum locum, civilem enim justumque ordinem conversum fuisse centiam satis ea probant quae antea narrata sunt, neque quisquam

*) Scriptae sunt hae animadversiones ab Horkelio a. 1840 et 1842, cum stu- n causa Lipsiae versaretur, Latinae Societatis, quam M. Hauptius moderabatur,

dubitabit quin, interfectis expulsisque hominibus, domus etiam clausae sint. Si quid addere volebat Ammianus, debebat id ita instituere, ut ea, quae antea dicta erant, in unam comprehenderet sententiam, gravem illam et numerosam. Fecit id, ni fallor, sed tum illud et videtur ferri posse. Ita eum scripsisse conjicio: „stipe collaticia vitabant. Ita civili justoque ordine sqq.," quamvis ipse conjecturam certa emendatione venditare nolim.

— ibid. Nec vox accusatoris ulla, licet subditicii, in his malorum quaerebatur acervis.

Wagnerus lectionem, quam ipse e Ms. affert: „et in his malorum prorsus neglexit. Et quidem ipsum neque ab ipso Ammiano neque librario paullo prudentiori scriptum esse potest, neque vero video quam ab causam negligentiores scribae id huc invehere potuerint. dicat id, ni fallor, scriptum olim fuisse: „Nec vox accusatoris licet subditicii esset sqq." Utrum ipse scriptor ita scripserit non dixerim. Esset enim commode omitti potuit totaque res ex ἀνωνύμου illius Ms. auctoritate.

— ibid. §. 8. Adolescebat autem obstinatum propositum erga et similia multa scrutandi, stimulos admovente regina.

Videntur haec duplicis scripturae vestigia continere. Altera erat: „propositum haec et similia multa scrutandi" altera, et quidem vera, haec: „propositum erga haec et similia multa scrutanda." c. VII. §. 4. „Accendebat super his incitatum propositum ad nocendum," erga in ejusmodi locutionibus Ammianus plane ita usurpat ut priores ad e. gr. l. XVI. c. X. „erga haec explicanda, quae sunt, obsolescit."

— c. II. §. 1. diu quidem perduelles spiritus irrequietis motibus gentes, hac tamen indignitate perciti vehementer, quod

E variantibus lectt. quas Wagnerus affert: „Ms. vehementes. vehementi" equidem effecerim vehementius, quod sententiae magis aptum videtur.

— c. II. §. 7. quamobrem circumspecta cautela observatum est deinceps; et cum edita montium petere coeperint grassatores, loci iniquitate milites cedunt.

Non dicitur, quid circumspecta cautela observatum fuerit, quare legendum esse censuerim: „observatum est ut, quum edita montium petere coeperint grassatores, loci iniquitati milites cedant.“ Sequentem etiam sententiam hanc ad normam mutari, non videtur necessarium.

— c. II. §. 12. equestrium adjumento cohortium, quae casu propinquabant, nec resistere planitie porrecta conati, digressi sunt.

Adjumento vix credo ab Ammiano scriptum esse. Proprie enim legimus: aliquem equestrium cohortium adjumento digressum esse, ...nte supplemus tuto et cohortes illi, qui egreditur, auxilio venisse ...mus. Sed nolim hoc urgere. Non mirarer in scriptore satis in...cinno, si illos cohortium equestrium adjumento disjectos esse ...ret, sed quum pugnam evitaturi statim, ubi appropinquabant equites, ...ressi sint, quid adjumentum sibi velit et quale fuerit non intel...o. Scripsit, ni fallor, Ammianus formula, qua saepe utitur: „eque...ium adventu cohortium — digressi sunt.“

— c. II. †. 13. et quum neque acclivitas ipsa sine discrimine adiri letali, nec cuniculis quidquam geri posset, nec procedebat ullum obsidionale commentum: maesti excedunt postrema vi subigente majora viribus adgressuri.

Verba „postrema vi subigente“, quae intelligi nullo pacto pos...nt, ita exhibet Steph.: „postremo ira subeunte“ e conjectura, ut ...tur, eleganti quidem illa, sed quae probari non possit, quum ante...at: maesti excedunt, post quae posita illa admodum essent lan...ida. In desperatis rebus audendum est aliquid, audaciorem igitur ...fero conjecturam, hanc: „maesti excedunt postrema vi suae gentis ...jora viribus adgressuri.“ Ita certe rectissime scribere poterat Am...anus, ipse enim antea (§. 13.) narravit latrones illos „retro conce...ntes omne juventutis robur relictum in sedibus“ accivisse.

— c. II. §. 19. Illud tamen clausos vehementer angebat, q
captis navigiis, quae frumenta vehebant per flumen, Isauri q
dem alimentorum copiis adfluebant: ipsi vero solitarum rer
cibos jam consumendo inediae propinquantis aerumnas exitia
horrebant.

Quominus Ammianum eam cibi copiam significare statuamus, q
solet adservari in munitis urbibus ut habeant milites per certum
quod tempus quo nutriantur, impedit additum rerum, quod, ut n
quidem videtur de illis tantummodo rebus intelligi potest, quae c
eduntur. Dixerit fortasse aliquis, veritos esse illos milites, ne c
sumptis solitis rebus, non solitis uti cogerentur, ut nostra etiam r
moria infelices peregrinatores corio, arborum cortice et similibus vit
sustentasse comperimus, sed id longius videtur arcessitum esse qu
quod ab Ammiano tam breviter commemoratum esse statuamus.
plane fallor, ita scribendum est: „ipsi vero solidarum rerum ci
jam consumendo sqq.“ Hoc enim cavendum erat, ne solidae res
essent, aqua non poterat deesse, quum, ut ipse scriptor antea d
(§. 15.) Calicadni „undarum magnitudo murorum adluat turres.“

— c. IV. §. 3. nec eorum quisquam aliquando stivam adprehe
vel arborem colit aut arva subigendo quaeritat victum: sed
rant semper per spatia longe lateque distenta, sine lare, s
sedibus fixis aut legibus: nec idem perferunt diutius coel
aut tractus unius soli illis umquam placet.

Altius quid tota sapit descriptio optimeque omnia procedunt us
ad ea, quae proxime ante finem sententiae leguntur. Posteaqu
enim Ammianus ὑπερβολικῶς Saracenos idem coelum diutius perf
non posse dixit, ita languent quae tum sequuntur, ut lector ex i
quasi coelo in terrae tractus dejectum se sentiat. Suspicionem
excitat, quum diligenter venetur Ammianus sententiarum acumina. Ac
dit ipsa dictio, quamvis enim vocabulo tractus saepissime utat
tractus soli numquam me legisse memini. Persuasum habeo,
Ammianum scripsisse: „nec idem perferunt diutius coelum, aut u
tractus sol illis unquam placet.“ Cf. c. VI. §. 10: „multiplicantes

os fructus, quae (patrimonia) a primo ad ultimum solem se abunde titant possidere."

— c. V. §. 6. Inter quos Paulus eminebat Notarius, ortus in Hispania, glabro quidam sub vultu latens, odorandi vias periculorum occultas perquam sagax.

Non nego quidam ita interdum usurpari ab Ammiano, ut sit aecorum τίς, sed quum hoc loco ipsum nomen et patriae etiam gnificatio antecedat, quidam non superfluum modo est, sed etiam commodum. Equidem leni mutatione ita scripserim: „glabro quidem b vultu latens sed odorandi vias periculorum occultas perquam gax," sed enim facillime effici potest ex his: .... „latens odoadi."

— c. V. §. 8: hocque deformi genere mortis excessit e vita justissimus, remora ausus miserabiles casus levare multorum.

Variis locus tentatus est conjecturis, sed audacioribus quam quae mitti posse videantur. Mihi deesse aliquid videtur, nam si addita t vita voce, quae huic non prorsus est dissimilis, ita scribimus: cessit e vita vir justissimus sqq." recte se habent omnia.

— c. VI. §. 13. Agnitus vero tandem et adscitus in amicitiam, si te salutandi adsiduitati dederis triennio indiscretus et per totidem defueris tempus, reverteris ad paria perferenda: nec ubi esses interrogatus, et num e medio discesseris, aetatem omnem frustra in stipite conteres submittendo.

Locum, qui, ut nunc editur, ferri nullo modo potest, ita mutaim: „si te salutandi adsiduitati dederis triennio indiscretus et per idem defueris tempus, reverteris ad paria perferenda nec ubi esses errogatus, et dum e medio discesseris sqq." Ita certe vitari potest lentior Gronovii conjectura. In antecedenti sententia fortasse pro pentinus legendum est irrepticius.

— c. VI. §. 18. Quod qum ita sit, paucae domus studiorum seriis cultibus antea celebratae, nunc ludibriis ignaviae torpentis exundant, vocali sono, perflabili tinnitu fidium resultantes.

Fidium tinnitum perflabilem dici non posse recte vidit Valesius, neque tamen placet, quam ipse protulit, conjectura: vocali sono et perflabili. Etiamsi enim probet allato exemplo (XXX. c. 1. §. 20.) Ammianum „articulatum flatilemque sonitum" conjunxisse, nihil id facit ad confirmandam conjecturam, ut enim largiamur flatilis et flabilis idem potuisse significare, quamvis hoc quoque egeat demonstratione, nemo intelliget, quid sibi velit additum per. Hinc suspicio mihi nata est, ita scripsisse Ammianum: „nunc ludibriis ignaviae torpentis exundant, vocali sono perflatae, tinnitu fidium resultantes."

— c. VI. §. 25. aut, quod est studiorum omnium maximum, ab ortu lucis ad vesperam sole fatiscunt vel pluviis per minutias aurigarum equorumque praecipua vel delicta scrutantes.

Scripserim: „sole fatiscunt vel pluviis semper minutias aurigarum sqq." semper inest paene in ipsis litteris: pluviis per.

— c. VII. §. 4. et in circo sex vel septem aliquoties vetitis certaminibus pugilum vicissim se concidentium, perfusorumque sanguine specie ut lucratus ingentia laetabatur.

Legendum est e more Ammiani: „perfusorum sanguine speciem sqq." species est τὸ εἶδος.

— c. IX. §. 6. implorans coelo justitiam, torvum renidens fundo pectore mansit immobilis, nec se incusare nec quemquam alium passus.

passus quomodo hoc loco apte explicari possit non video, quum ille non passus sit aliquid fieri, sed ipse nihil fecerit, exspectaveris potius: adactus, permotus vel simile quid. Fortasse igitur legendum est: nec se incusare nec quemquam alium persuasus."

— c. X. §. 1. quum pacem oportere tribui, quae justis conditionibus petebatur, eamque ex re tum fore sententiarum via concinens adprobasset.

Neque ipsam sententiarum viam satis intelligo, neque quomodo via adprobare aliquid dici possit video. An scribendum: „sententiarum vis concinens adprobasset?"

— c. X. §. 14. sed multo tutius etiam tuba tacente sub jugum mittitur voluntarius, qui sentit expertus, nec fortitudinem in rebelles, nec lenitatem in supplices animos deesse.

Nihil quidquam dicitur de animis rebellibus et supplicibus; de hominibus sermo est, ii rebelles sunt et supplices, in animo habitat fortitudo et lenitas. Hinc corruptus locus ita videtur corrigendus esse: „nec fortitudinem in rebelles, nec lenitatem in supplices animo deesse."

— c. XI. §. 11. solus omnium proficisci pellexit, vultu adsimulato saepius replicando, quod flagrantibus votis eum videre frater cuperet patruelis, quod per imprudentiam gestum est, remissurus ut mitis et clemens, participemque eum suae majestatis adscitum et futurum laborum quoque socium, quos Arctoae provinciae diu fessae poscebant.

Habet impediti quid et obscuri oratio, quum illud participemque tam arcte sequentia cum praecedentibus conjungat, ut valde mira sit subitanea constructionis mutatio. Fortasse ita scribendum est: „participemque eum suae majestatis adsciturus et futurus laborum quoque socius," ita certe si scripsisset Ammianus non solum illam obscuritatem effugisset sed majus etiam pondus addidisset Augusti promissis.

— c. XI. §. 13. ac ne quo casu idem Gallus de futuris incertus sqq.

Primo adspectu ejicienda aliquis censeat verba idem Gallus. Nescio tamen an id recte facturus esset. Saepe enim, ubi alius scriptor is diceret et saepius etiam, quam boni scriptores demonstrativum illud pronomen usurpant, Ammianus pronomine idem utitur. Ita

paullo post (§. 14.): „Venere tamen aliqui — eundem — custodituri.“ §. 23: „fiduciam omnem fundandae securitatis in eodem posuit abolendo“ e. a. Hinc tutius videtur in talibus formulis nomen delere, pronomen servare.

Lib. XVI. c. 2. §. 11. Hinc et deinde nec itinera nec flumina transire posse sine insidiis putans.

Quum frequentissimae sint apud Ammianum passivae formae verbi „ire“ vix dubito quin pro transire, transiri scribendum sit, quum ita demum, quantum equidem video, justam et facilem locus explicationem admittat.

— c. 3. §. 2. Igitur Agrippinam ingressus non ante motus est exinde quam — urbem reciperet munitissimam.

Julianus, ut mihi quidem videtur, receptam demum urbem ingredi poterat, suspicor igitur Ammianum scripsisse: Igitur Agr. adgressus sqq. Ceterum Mss. lectionem non tam librariorum tribuerim negligentiae quam critico alicui, qui locum minus recte interpretabatur, referebat, puto, exinde ad ipsam urbem Agrippinam non ad castra quibus eam Julianus cinxerat.

— c. 4. §. 1. Haec sollicite perpensantem hostilis adgreditur multitudo oppidi capiundi spe in majus accensa, ideo confidentes quod sqq.

Offendunt me verba, ideo confidentes. Primum enim non dictum est quid potissimum illi pro explorato habuerint et eventurum exspectaverint, illud enim e praecedentibus supplere durum admodum est et impeditum. Accedit quod, spe in majus accensi et, ideo confidentes hoc certe loco duae videntur locutiones esse quae eandem prorsus sententiam exprimant, quanto enim simplicius procederent omnia, si legeretur „spe in majus accensa quod“ praesertim quum Ammianus non sit verbosus scriptor. Neque tamen illa verba delenda censeo, paullulum enim immuta sensum praebent optissimum. Quid enim si ita

legamus: Haec sollicite perpensantem hostilis adgreditur multitudo oppidi capiundi spe in majus accensa idque eo confidentius quod cet.?

Ea quoque verba quae statim sequuntur male me habent. Ita nunc leguntur: „quod ei nec Scutarios adesse et quidem monentibus perfugis didicerant nec Gentiles per municipia distributos ut commodius vescerentur.“ Sed quid sibi vult cumulata admodum dictio: „et quidem monentibus perfugis,“ cur non simpliciter dixit Ammianus „e perfugis didicerant?“ Dixit ita ni prorsus fallor. Suspectum enim locum et illud reddit, quod in Mss. lacuna eum excipit, quae satis demonstrat fortasse jam in antiquissimis libris capitis hujus initium inique tractatum esse a librariis. Dummodo concedamus in talibus locis haud abhorrere a vero, verba quoque nonnulla sedem suam mutasse, conjectura mea non nimis violenta videbitur. Ita scribendum esse conjicio: „quod ei nec Scutarios adesse e perfugis didicerant nec Gentiles, quibusdam monentibus, per municipia distributos ut commodius vescerentur.

— c. 5. §. 1. Primum igitur factuque difficile temperantiam sibi ipse indixit et retinuit.

Scripserim: „factu quod difficile“ mutatione paene nulla, quum illud que littera *d* excipiat.

— ibid. reputans ex praedictis Democriti quod ambitiosam mensam fortuna pariam virtus apponit. Id enim etiam Cato sqq.

Praedicta illa Democriti duplici modo explicari possunt, aut idem significant quod vulgo per edicta exprimitur aut eodem modo quo Ammianus praedixisse se aliquid dicit ubi alius scriptor dixisset se id antea dixisse, praedictum id est quod aliquis ante alios sive primus sive inter primos dixit, ita ut id alii deinde imitati sint. Neutra, si quid video, explicatio prorsus rejici potest, prior admodum facilis est et, ut Ernestus monuit vir de Ammiano meritissimus, Livii commendatur auctoritate, altera tortuosa fortasse videatur, sed videtur quodam modo ex Ammiani usu defendi posse. Et ad rem quidem ipsam si respicimus, hoc certe loco duae hae explicationes non ita multum differunt neque multum interesse videtur utram eligamus, sed redundare

inde aliquid videtur ad sequentia verba: id enim etiam Cato sqq. Et enim illud enim, ut aperte indicat hac sententia causam afferri alicujus rei cujus in antecedentibus facta sit mentio, quantum equidem video, ad unam tantummodo vocem praedictum referri potest et illam commendat explicationem quam secundo loco proposui. Fateor tamen priorem explicationem magis mihi placere quum et per se multo sit planior et eo quoque commendetur quod Ammianus quem Graece cogitavisse permulta probant aptissime hac voce Graecorum δόγματα interpretari potuit. Quam si veram esse statuimus in illa Catonis commemoratione particula causam indicans ferri non potest, neque gravis est mutatio si scribimus: Idem etiam Cato sqq.

— c. 5. §. 7. Sed tamen quum haec effecte pleneque colligeret nec humiliora contemsit, poëticam mediocriter et rhetoricam (ut ostendit orationum epistolarumque ejus cum comitate gravitas incorrupta) et nostrarum externarumque rerum historiam multiformem.

Deesse in Mss. verbum ad explendam sententiam necessarium recte vidit Wagnerus neque unus hic locus talem negligentiam expertus est. Sed quod ille conjecit „amavit" et tanta quidem fiducia et hoc suum inventum in textum invexerit, invita Minerva fecisse videtur. Non ea de causa id improbo qua Erfurdtius conjecturam impugnavit, participium enim quod hic desiderabat minime est necessarium, sed duae voces „mediocriter et multiformem" satis docent non dici quatenus Julianus elegantiores illas litteras amaverit sed quatenus versatus in iis et exercitatus fuerit. Amamus enim summa assequimur plerumque nil nisi mediocria. Certi quid in talibus locis proponi non potest, fortasse scribendum est: poëticam mediocriter tenuit et rhetoricam sqq. — Certerum, ut et hoc addam, quamvis verbum colligeret referri possit ad pabula illa, quas Julianus animo suo conquirebat, malim tamen, quum hic aperte inter se disjungantur severiora et elegantiora Imperatoris 'studia, non tam ad singulam rem respici quam ad omnia ea, quae antea de Juliani studiis tradita erant. Tum pro colligeret scribendum est corrigeret, verbo Ammiano usitatissimo

uo Graecorum διορθοῦν interpretatur. — In iis quae proxime antecedunt, pro scandendi scripserim scandenti, animus enim ad altiora evolans eget sine dubio pabulis, sed per pabulo scandere vix dici poterit. Et exhibet scandenti Lugdunensis editio ad cujus lectiones saepius jam erat confugiendum.

— c. 5. §. 8. Si itaque verum est, quod scriptores varii memorant, Cyrum regem et Simonidem lyricum et Hippiam Eleum sophistarum accerimum ideo valuisse memoria, quod sqq.

Mirum mihi visum est Cyrum vocari regem, Simonidem lyricum, Hippiam, ampliori nomine, sophistarum acerrimum, praesertim quum Gorgiae apud veteres non minor fuerit auctoritas. Exspectaveris potius aliquid quod pariter ad illos tres referri queat, exspectaveris memoriae notionem adjectivi accessione amplificatam. His de causis scribendum esse censuerim: Cyrum regem et Simonidem lyricum et Hippiam Eleum sophistam acerrima ideo valuisse memoria quod sqq. Acris memoria est apud Ciceronem (de Or. II. 87.).

— §. 8. hunc etiam tum adultum.

Voces etiam et tum conjungendae sunt e more recepto cf. c. 7. §. 5. etiamtum parvulus.

— c. 7. §. 2. Ideo quum discederet Eutherius propositus cubiculi mittitur statim post, eum, si quid finxerit, convicturus.

Quum ad tempus designandum sufficiat illud statim, rectius, puto, editionem Lugdunensem secuti ita interpungemus: mittitur statim post eum, si quid finxerit, convicturus.

— ibid. Julianum ut procacem insimulat, jamque ad evagandum altius validiores sibi pinnas aptare: ita enim cum motu corporis quodam loquebatur ingenti.

Male me habet ille motus quidam ingens, quum satis sit motus quidam. Accedit quod exspectamus verbum unde pendeat infinitivus aptare, de infinitivo enim qui historicus dicitur, vix cogitabit,

qui totum sententiarum nexum perspexerit. Hoc igitur verbum in supervacaneo illo adjectivo latere censuerim locumque ita scripserim: Julianum ut procacem insimulat jamque ad evagandum altius validiores sibi pinnas aptare (ita enim cum motu corporis quodam loquebatur) intendit.

— c. 7. §. 8. inter praecipua enim quae eorum (spadonum) quisque studio possederat vel ingenio aut rapax aut feritate contentior fuit aut propensior ad laedendum.

Ita codd. hunc locum exhibent. Offenderunt viri docti in dictione permira feritate contentior. Ernestus hic contentior pro intentior dictum esse existimavit sed nullum addidit exemplum, quo insolita locutio commendetur aut mitigetur, Wagnerus mancam esse hanc explicationem perspexit sed professus est se meliora non habere. Eo magis miror in ejus contextu aliam deprehendi lectionem nescio a quo inventam, ibi enim scribitur feritate contemtior. Simplicitas mutationis et litterarum similitudo valde eam commendant, tamen in ea non acquiescendum puto. Quum enim omnia quae antecedunt et sequuntur adjectiva ad ipsam agendi rationem respiciant quam spadones illi secuti sint non ad id quod ex ea sequatur, parum verisimile mihi videtur Ammianum hoc uno in loco suam deseruisse rationem. Paullo graviori mutatione opus esse censeo sed ea per se certe tolerabili; ita scripserim: aut rapax aut feritatis incontinentior fuit.

— c. 9. §. 3. Qui quum fide concinente speculatorum aperte cognoscent.

Ita Ernestus edidit, Wagnerus pro cognoscent exhibet cognossent, levi sane mutatione, sed ad litterarum compendia respicienti quibus utebantur librarii magis se mihi commendat lectio ed. Lugd. cognoscerent. Minime enim accuratus est Ammianus in consecutione, quae dicitur, observanda.

— c. 10. §. 2. sed ut pompam nimis extentam rigentiaque auro vexilla et pulcritudinem stipatorum ostenderet agendi tranquillius populo.

Miro errore in hac lectione Ernestus et Wagnerus consentiunt, ie dubio e Lugd. editione recipiendum est agenti.

— c. 10. §. 4. omnium oculis in eo contuitu pertinaci intentis.

Dum exempla invenerim quae omnem dubitationem tollant de hac nstructione verbi intendere, quae cum ejus primaria significatione c ac ne vix quidem conciliari posse videtur, praetulerim vulgatae :tioni conjecturam sponte se offerentem: in eum c. pert. sqq.

— c. 10. §. 14. quidquid viderat primum illud eminere inter alia cuncta sperabat.

Scio equidem Ammianum sperandi verbum longe ampliore usurre significatione quam quae ejus propria est, tamen non video quodo hoc loco explicari possit. Fortasse Ammianus scripsit eminere r alia cuncta jurabat. Hoc enim verbum paullo fortius habet suum m in discriptione mirantis.

Lib. XXII. c. 1. §. 2. exclamavit illioco audientibus multis occidisse qui eum ad culmen evexit.

Magna est in hoc loco et codicum et editionum dissensio. Ed. m. et Bonon. pro evexit exhibet et velut, Cod. Colbert. ex lut, Accursius et cod. regius vulgatam lectionem tuentur, Gelenius ique pro evexit habet: extulerat. Et in illo quidem assentior gnero quod pro evexit quum subsequatur fixa, extulit scribendum uit, vestigia premens ed. Rom.; maximeque cod. Colbert. et ed. enii. Nescio tamen an ita persanatus sit locus. Vix enim credie mihi videtur lectiones et velut et ex velut accuratius contemnti pro mera littera *i* majorem litteram *u* sola scribarum negligentia ratam esse, latere aliquid in ea suspicor et quum ad hoc litterarum ctus tum ad Gelenii lectionem respiciens conjicio scribendum esse: li eum ad culmen extulerit.

— c. 2. §. 5. Somnio enim propius videbatur adultum adhuc venem exiguo corpore factis praestantem ingentibus — flami instar cuncta facilius occupasse.

Nemo ad id, quod sciam, in hoc loco offendit, sed habet q mirum videatur. Aperte enim id dicere voluit Ammianus Julia ideo summa ab omnibus admiratione exceptum esse quod, quum venis esset et exiguo corpore, ea tantum perfecisset, quae vel viris admiratione digna viderentur. De sensu dubitari non potest, verbis dubito, vexat me illud: adultum adhuc juvenem. Si e premere volebat Julianum juvenili aetate ea omnia perfecisse, tum debebat addito adultum ipsa verborum collocatione majorem addere, immo quo magis id urgetur Julianum juvenem fuisse ad tum eo minus offensionis habent ejus facinora. Accedit quod qua nunc habemus locum accuratior definitio prorsus supervacanea quanto enim meliorem sententiam lucramur si ita scribimus: Som enim propius videbatur juvenem adhuc exiguo corpore sqq.? Q quum delere vocem temerarium videatur leniori mutatione ita scri dum censeo: Somnio enim propius videbatur vix adultum adhuc venem exiguo corpore factis praestantem ingentibus, flammae in cuncta facilius occupasse. Quod autem Julianus illo tempore trig jam annos natus erat, id non adversatur conjecturae, dummodo plioris significationis qua juvenis nomen usurpabatur, memores si simulque reputemus hoc quidem loco rem non tam simpliciter nar dam quam augendam fuisse et exaggerandam.

— c. 4. §. 2. Namque fatendum est pleramque eorum partem vi rum omnium seminarium effusius aluisse ita ut rempubli inficerent cupiditatibus pravis.

Wagnerus: „sensus est facilis sed nec effusius nec aluisse s placent seminario adjecta.“ Recte. Semina enim peccati alit aliq seminarium est ipse. Quid si alius codicis lectione usi, quae pro fusius, fusius exhibet, ita scribamus: Namque fatendum est ramque eorum partem vitiorum omnium seminarium fuisse et valu ita ut rempublicam sqq.?

— c. 5. §. 5. **Ille (Marcus princeps) enim quum Palaestinam transiret Aegyptum petens faetentium Judaeorum et tumultuantium saepe taedio percitus dolenter dicitur exclamasse: O Marcomanni, o Quadi, o Sarmatae, tandem alios vobis inertiores inveni.**

Lectionem inertiores codices tuentur, Gelenius scribendum conjecit: inquietiores, Accursius: deteriores. Valesius codicum lectionem defendere conatur: „Hic enim, inquit, sensus est eorum verborum: o Sarmatae, tandem alios offendi qui, quum vobis inertiores sint, haud tamen mihi paullo minus negotii facessant.“ Miror id eum scripsisse; quis enim unquam inertiam exprobravit illis gentibus quarum fortia arma Romani toties experti erant? Illud potissimum exprimi debuisse videtur, Judaeos saepe tumultuantes harum seditionum multitudine ipsos Marcomannos superasse et Sarmatas, de quorum gravissimis seditionibus Antonino Philosopho imperante conferendus est Jul. Capitolinus in vita Marci c. XXII. sqq., quare lenissima mutatione sic scribendum putaverim: tandem alios vobis incertiores inveni.

— c. 8. §. 48. **Perlati aliquantorsum longius quam sperabamus pergamus ad reliqua.**

Non ignoro hunc verbi perferri usum quodammodo defendi posse, nescio tamen anne rectius usitatam in talibus vocem „delati„ rescribamus, praesertim quum paullo ante permistum paullo post pergamus legatur. Quod Wagnerus dixit perlati hic idem valere quod prolati falsum est, nam si prolatus erat in narratione sua Ammianus, non erat cur se revocaret ab incepto. Episodiis non progreditur scriptor, sed consistit.

— c. 10. §. 3. **Judicium enim hoc est optandum et rectum ubi per varia negotiorum examina justum id est et injustum.**

Dixit antea Ammianus Julianum in judicandis litibus saepe „intempestivius“ quaesivisse, pagani essent, de quibus judicium erat instituendum, an Christiani, numquam tamen suae religionis studio eo esse adductum, ut minus justam ferret sententiam. Sequuntur deinde illa

verba, quae exscripsi. Si Julianus in Christianorum et paganorum causis eodem modo exercebat justitiam, ob id est laudandus, quod in diversissimis causis eadem tamen observavit principia quae dicuntur, juris et quod in pagano idem in Christiano justum esse censebat. Sed jam invitus meam protuli emendationem, aperte enim locus, qui qualis est, ne intelligi quidem potest, ita est corrigendus: Judicium enim hoc est optandum et rectum ubi per varia negotiorum examina justum idem est et injustum.

— c. 11. §. 6. Et inter caetera dicebatur id quoque maligne docuisse Constantium quod in urbe praedicta (Alexandria) aedificia cuncta solo cohaerentia a conditore Alexandro magnitudine impensarum publicarum exstructa emolumentis aerarii proficere debent ex jure.

Aedificia cuncta solo cohaerentia Wagnerus explicat per, qu[illegible] quid esset aedificiorum. Sed persuadere mihi non possum Ammia[illegible] qui non amat ambages in re tam plana et simplici additamento [illegible] rum fuisse tam inepto, est enim ineptissimum si illa aedificia, de [illegible] bus hic sermo est, non ab aliis distinguit. Talis autem distinctio spo[illegible] occurrit huic loco aptissima. Narrat enim Curtius (lib. IV. c. 8.) Alex[illegible] drum quum ab Hammone redux de condenda nova urbe cogita[illegible] Phari insulae naturam contemplatum, primum in ipsa insula urb[illegible] statuisse condere. „Inde, inquit, ut apparuit magnae sedis insu[illegible] haud capacem elegit urbi locum, ubi nunc est Alexandria.“ Cons[illegible] tius igitur si aliquam justi speciem praetendere volebat, ob illam c[illegible] sam a Georgio subministratam ex illis tantum aedificiis annuum tr[illegible] tum cogere poterat, quae in ipsa continenti erant posita. Sed [illegible] rit fortasse aliquis hunc ipsum sensum inesse in illis verbis, [illegible] Alexandri quidem temporibus potuit certe inesse, Constantii aetat[illegible] potuit. Posteaquam enim Cleopatra Pharum insulam aggere cum c[illegible] tinenti conjunxit (cf. c. 16. §. 11.), insulae quoque aedificia solo c[illegible] haerebant. Venit igitur mihi in mentem fortasse pro solo coh[illegible] rentia scribendum esse solido haerentia, quum tale quid req[illegible] videatur, neque tamen conjecturam emendationem vocaverim.

— c. 11. §. 8. plebs omnis — Georgium petit raptumque diversis mulcandi generibus proterens et conculcans divaricatis pedibus.

Nemo, quantum equidem sciam, interpretum sensit post pedibus lacunam esse statuendam, quae quomodo sit explenda e codicibus de-
um cognosci poterit, exspectaveris enecat vel tale quid.

— c. 14. §. 3. et culpabatur hinc opportune quum ostentationis gratia vehens licenter pro sacerdotibus sacra stipatusque mulierculis laetabatur.

Suspicor haec, quorum idoneum sensum non invenio, e litterarum mpendiis perperam intellectis originem ducere et ita esse scribenda: culpabatur haud inopportune quod sqq.

— c. 15. §. 19. Trochilus avicula brevis dum escarum minutias
tat circa cubantem feram (crocodilum) volitans blande genasque
s irritatius titillando pervenit adusque ipsam viciniam gutturis. Ad-
quae de eadem re Plinius narrat et qui haurire ex eo solet, So-
s. Ille (lib. VIII. c. 25.) haec habet „Hunc saturum cibo piscium
semper esculento ore in littore somno datum parva avis, quae tro-
los ibi vocatur, rex avium in Italia, invitat ad hiandum (al. ad hia-
m) pabuli sui gratia os primum ejus assultim repurgans mox dentes
intus fauces quoque ad hanc scabendi dulcedinem quam maxime
ntes sqq.“ Solinus haec narrat (c. XXXII. §. 25.): „Trochilos avis
rvula. Ea reduvias escarum dum affectat os belluae hujusce paulla-
scalpit et sensum scalpurigine blandiente aditum sibi in usque
ces facit.“ Patet ex horum locorum comparatione aviculam illam
llando mulcere bestiam ferocissimam, idem sine dubio Ammianus
ere voluit et optime rem expedivit, nam quum omnis titillatio id
nino efficiat ut nervi incitentur et irritentur quodammodo, irritandi
rbo vix ullum erat aptius. Sed de forma quae in editionibus exstat
hementer dubito. Saepissime enim formae: „irritatus, irritatior“ oc-
rrunt numquam tamen activo sensu, scio quidem Schellerum exhi-
re hanc significationem, sed quum nullum exemplum addat nisi ipsum
hunc locum vereor ne totam ex eo significationem finxerit, praesertim

quum Forcellinii operosa diligentia similia exempla invenisse non videatur. Quare quum mira vox neque usu neque quantum sciam analogia defendi possit, lenissima et paene nulla mutatione eam corrigendam esse censeo, ita ut scribatur: genasque ejus irritantius titillando sqq.

— c. 15. §. 24. Has monstruosas antehac raritates in belluis in aedilitate Scauri vidit Romanus populus primitus.

Wagnerus illas „monstruosas raritates in belluis" explicat per „rara monstra belluarum". Minus recte ut mihi quidem videtur. Interpositum enim antehac prorsus neglexit, quod si explicationi quam proposuit inscrimus, monstra lucramur belluarum antehac rara. Sed „antehac raritates" nullo modo dici potest pro iis quae antehac rara fuerunt, et docet ipsa verborum collocatio de talibus bestiis cogitandum esse quae antehac ob ipsam raritatem monstra putabantur. Hunc autem sensum Marcellinum verbis supra exscriptis, qualia quidem nunc habemus, expressisse non credo, dixisset certe „monstruosas antehac raritates belluarum". Quare mutandum censeo locum eumque singulis vocibus paullo aliter divisis leniterque mutatis ita scripserim: has monstruosas antehac raritate sua belluas sqq.

— c. 16. §. 7. Alexandria enim vertex omnium est civitatum quam multa nobilitant et magnificentia conditoris altissimi et architecti sollertia Dinocratis.

An: munificentia cond. alt.?

— c. 16. §. 18. ita (medicinae) studia augentur in dies ut licet opus ipsum redoleat pro omni tamen experimento sufficiat medico ad commendandam artis auctoritatem si Alexandriae se dixerit eruditum.

Gruterus e codice aliam protraxit lectionem: id non redoleat, in textum, si quid video, recipiendam, quamvis Valesius aliique qui tacite eum secuti sunt editores repugnent. Quod enim ille contendit Graecorum dicendi formulam: *αὐτὸ δείξει τὸ ἔργον* Romanis etiam in

i fuisse, id recte sane disputavit, sed res huc non spectat. Primum m si medicus felici eventu et eximia arte curavit aegrotum opus bare potest; bonum eum esse medicum Alexandriae eruditum esse nquam probabit, deinde ipsa dictio Grutero favere videtur. Illud m: opus redolet hoc loco ita positum videtur ut vox ironico di- ıdi generi cognata irridendis potius medicis inserviat quam laudandis. cedit denique quod sequens sufficiat potius deesse aliquid medicis nonstrat quam superesse.

Lib. XXXIII. c. 1. §. 7. ita demum haec et similia (i. e. omina adversa) contemni oportere firmantes quum irruentibus armis externis lex una sit et perpetua salutem omni ratione defendere nihil remittente vi moris.

His verbis Lindenbrogius haec adscripsit: „Ms. nihil remittente vim . Ἴσ. nihil remittente vi mortis. Metus enim mortis nihil remittit contra vim inferentem omni ratione nos defendere cogit." Addam agneri notam: „nihil remittente vi moris. i. e. juris naturae quod desionem sui permittit immo praecipit. Nisi vero cum Lindenbrogio endum: vi mortis. Sic Ernesti, et ego mortis praetulerim, ut vis ortis nihil remittens sit metus mortis, ad quem sileant omnes leges." emo puto ipsas has notas intelliget nedum Ammiani verba, quibus ustrandis destinatae sunt. Locum ita scribendum conjicio: quum lex a sit et perpetua salutem omni ratione defendere nihil remittentem ori. i. e. quum res ita sint comparatae ut saluti rerum tuarum proicere debeas, ominibus timorique inde orto nihil indulgens.

— c. 2. §. 2. Proinde quum primam consultae rationes copiam praebuissent sqq.

Latine quidem scripsit Ammianus neque sine elegantia, ubique men Graecum eum fuisse sentis; ut una voce dicam, Latine scrisse Graece cogitasse videtur. Et maxime quidem in solennibus quisdam formulis saepe recurrentibus Graecam rationem sequitur, miror

igitur hoc loco eum: quum primam scripsisse, quum Graeca dictio sit ὅτι πρῶτον, et vel hanc ob causam conjecerim scribendum esse: quum primum. Confirmat conjecturam simillimus locus l. XVIII. c. 2. §. 1. „quum primum ratio copiam tribuisset" (praebuisset?).

— c. 2. §. 2. Rumore praecurso hostiles occupare properabat terram.

Schellerus hoc loco usus est ut demonstraret participium: praecursus, interdum activam habere significationem; sed eo abusus esse videtur, longe enim rectius Wagnerus vidit non id hic dici famam Juliani adventum Persis annuntiasse priusquam veniret, sed illud potius Julianum ipsa fama celeriorem fuisse. Idem tamen ne se quidem hanc et similes dictiones recte inter se distinguere potuisse satis indicat quum addat: „paullo post fama praecursa". (§. 7.) Nihil dicam de eo quod, quum vulgata lectio sit: „fama praeversa" temere locum conjectura mutavit, sed festinanter rem egisse videtur quum non perspexerit ibi dictum esse: fama de se nulla praeversa", eodem quo prior locus sensu sed contraria prorsus constructione. — Quod ad priorem formulam: rumore praecurso attinet, aperte Ammianus Graecorum φθὰς τὴν φήμην Latine reddere voluit, neque id infeliciter, nam quum dicatur „rumorem praecurrere", rectissime dici potest „rumor praecursus", neque de activa participii significatione cogitandum est, cf. lib. XVIII. c. 2. §. 1. rumore praecurso, lib. XXII. c. 9. §. 3. praetercursa Chalcedona et Libyssa. Paullo difficilior minusque certa alterius loci est explicatio, quae duobus omnino modis institui potest. Aut enim quod passivum videtur participium, „praeversa," non a passiva forma verbi activi: praevertere derivandum est sed a verbo deponenti: praevertor, aut passivum participium activa significatione usurpatum est. Et haec quidem explicatio praeferenda mihi videtur, quum in participiorum deponentium usu Ammianus minime sit accuratus, illa autem passivi participii significatio plurimis probari possit exemplis, cf. c. 6. §. 9: transcursis temporibus longis.

— c. 3. §. 5. mandabatque eis ut, si fieri potius posset, regi sociarentur Arsaci.

Non credo illud: potius hic suo loco esse positum, non intel-
› certe quem sensum praebeat totius loci constructioni aptum. Mu-
ione non nimis audaci ita scripserim: „mandabatque iis ut, si fieri
ius posset, regi sociarentur Arsaci," sic enim tota sententia accurate
pondet praecedentibus.

— c. 5. §. 11. Illo minime contemplato quod aliena petenti portendebatur exitium (omine antea narrato) et Narseus primus Armeniam Romano juri obnoxiam occuparat.

Narrat Ammianus Romanos in expeditione contra Persas suscepta
ien vidisse adversum illi qui aliena peteret, quare, quum Romani
i recuperaturi non aliena occupaturi terram ingrederentur, omen
in ipsis sed Persis potius exitium minabatur, qui antea, quae sua
i erant, occupaverant. Jam vero quid huc pertinet utrum primus
rit Narseus qui Armeniam occupaverit necne?, id unum dicendum
Romanos non fuisse primos. Legendum igitur puto: „et Nar-
s prius Armeniam Romano juri obnoxiam occupaverat."

— c. 5. §. 25. Maxime omnium id numeri Gallicani fremitu laetiore monstrabant memores aliquoties eo ductante perque ordines discurrente cadentes vidisse gentes aliquas, alias supplicantes.

Pronomen aliquis apud Ammianum eam habet vim ut non pau-
s significet sed permultos (cf. XXIII. 6. 9. paribus momentis inter-
a aliquoties superatae nonnumquam abiere victrices), quis autem
re potuerit permultas gentes integras concisas fuisse? Accedit
d milites qui „gentem" aliquam conciderint eam cadentem vidisse
dici posse videtur. Quid si scribamus: „cedentes vidisse gentes
uas alias supplicantes?." Ita omnia facilia fiunt. Multae gentes
fugam se verterunt, aliae ita sunt devictae ut ne fugiendi quidem
pia relicta supplicarent, et recte dici posse videtur milites qui su-
riores evaserint in proelio fugientes vidisse hostes. Ita gradatio prae-
rea exsistit huic loco aptissima: „cesserunt multae gentes, aliae etiam
pplicarunt."

— c. 6. §. 4. Denique post finitima cuncta vi vel aequitatis con-
sideratione vel metu subacta sqq.

An: aequitatis conditione?

— c. 6. §. 21. Disputat Ammianus de nomine terrae Adiab[enae]
unde ductum et quomodo intelligendum sit, posteaquam prim[um alio]-
rum de ea re opinionem exposuit, suam addit et his quidem v[erbis]:
„Nos autem id dicimus quod in his terris omnes sunt duo pe[rennes]
quos et transivimus, Diabas et Adiabas juncti navalibus po[ntibus]
ideoque intelligi Adiabenam cognominatam ut a fluminibus [magnis]
Aegyptus sqq." Frustra loci et sensum et constructionem q[uaeras],
conjectura igitur opus videtur, et mea quidem haec est, audax illa,
tamen non temeraria: Nos autem inde ducimus quod in his ter[ris] ...
itaque intelligimus Adiabenam cognominatam ut sqq. Id mi[hi non]
satis constat utrum ducimus an dicimus in initio scribend[um]
optimum esset: dici censemus aut tale quid, sed mutatio gravi[or vi]-
detur, quam quae sine codicum auctoritate institui possit.

— c. 6. §. 63. Inter flumina vero multa quae per has ter[ras]
potioribus jungit natura vel lapsu post trahit in mare ...

Distinguuntur aperte flumina quae cum majoribus se co[njungunt]
ab illis quae ipsa in mare influunt, sed sensus per se facilis ...
modum obscuris velari mihi videtur. Quid enim sibi volunt ...
lapsu post trahit in mare"?. Possis cogitare id dicere ...
nostrum, quum terra ipsa declivis sit versus mare flumina ...
sed primum verba, si hunc continere debent sensum, horrid[a] ...
vix intelligi possunt, neque, si concedere velimus ita dic[i] ...
multum lucramur, nonne enim terra declivis ea quoque flu[mina]
quibus minora nonnulla conjuncta sunt, secum in mare ...
ut flumina inter se illa re non satis distinguantur? Muta[ndum]
tur sine dubio opus est, sed fateor certam me non habere; ...
fortasse scripsisse Ammianum: vel lapsu proprio trahit in ...
distinctio certe quae necessaria est exprimitur.

e [illegible] [illegible]

[illegible] ur'se [illegible]

[illegible] consen[illegible]

[illegible] futuros. [illegible]

[illegible] communicant [illegible]

[illegible] nitatem [illegible]

[illegible] unde[illegible] [illegible]

[illegible] ent,

[illegible] alio

[illegible]

defundendas reprimendasque aquas rigare suetas opere sax
structis.

Plura sunt in hoc quae corruptionis suspicionem excitent.
mum enim cataractae vulgo non ad defundendam sed ad arce
reprimendamque aquam construuntur. Sed hoc est levius, mult
gis mirum videtur aquam „rigare suetam“ saxeis coercendam
cataractis iisque perruptis tantam vim nancisci potuisse ut navi
teritum paraverit. Huc ipsa dictio accedit „rigare suetas“, e
veris certe „campos adjacentes e. s.“ aut quid simile, mihi ce
quidem verbi absolute usurpati nullum suppetit exemplum.
nia conjuncta mutationem necessariam esse probare mihi vi
fortasse instituendam, ut duabus vocibus mutatis ita scribamu
enim repente extra margines evagato mersae sunt quaedam
riae naves cataractis avulsis ad defendendas reprimendasque
geri suetas opere saxeo structis.

— c. 1. §. 13. Et quia per regiones ignotas de obsc
spectior cura astus gentis et ludificandi varietas time
que Imperator — fruteta scrutabatur.

Prior sententia ut nunc quidem legitur vix ab Ammi
tuisse mihi videtur. Quis enim non videt notam de vir
Minois sepulcro fabellam eodem jure quo a Socrate Pl
siae adhibetur orationibus de hac adhiberi posse senten
non pejor fit si mutato ordine ita legitur: „Et qui
ignotas astus gentis et ludificandi varietas timebatur,
spectior erat cura.“ Talis autem inconcinnitas, quantu
mianum novi, prorsus ab ejus dictione abhorret. Acce
„ideoque“ non tam conjunctio sententiarum ex re
commissura videtur. Mutatione i[illegible] ur opus esse cen
sima, una enim vocula trans
restituitur. Ita: „Et q
spectior cura astus
Imp. sqq.“

— c. 1. §. 16. Hic vino gravis quidam temerarius miles — occisus est.

Dictum est §. 13. exercitum processisse per regiones ignotas, sequentis capitis initio eum ad castra Thilutha nomine pervenisse narratur, accuratiori loci descriptione nulla addita, ita ut simplex „hic“ ad certum locum referri nequeat et temporis potius notationem exspectaveris. Praeterea tota narratio de hoc uno milite ita per se posita otiosa videtur et superflua nisi cum antecedentibus aliquo modo conjungatur. Una lineola addita occurri potest his opprobriis; legendum enim suspicor: „hinc vino gravis quidam temerarius miles“ ita ut ad ea respiciatur quae antea tradita sunt de militum effusa, ut videtur, laetitia omnibus ad victum necessariis affluentium.

— c. 2. §. 13. Ipsi quoque ex edito arcus erigebant fortiter tensos quibus panda utrimque surgentia cornua ita lentius flectebantur, ut nervi digitorum acti pulsibus violentis arundines ferratas emitterent.

Machina qualis his verbis describitur non ab omni parte perfecta esse videtur, non satis enim intelligitur cur tandem „violentis digitorum pulsibus“ opus fuerit ad emittendas sagittas, immo quo leviori tactu nervus movebatur et quo vehementius arundines emittebantur eo major totius rei erat utilitas. Quare ne Persarum laus, quam ob summam sagittandi peritiam saepe iis tribuit Ammianus, hoc loco imminuatur pro „vehementis“ scripserim „vehementer“.

— c. 2. §. 14. Proinde die secuto quum certaretur asperrime multique funderentur altrinsecus et aequae vires gesta librarent, Imp. omnes aleae casus inter mutuas clades experiri festinans — prope portam venit.

Alia e codice quodam notatur lectio quae pro „aequae vires“ „aequi mores“ exhibet. Nescio quanta sit illius codicis auctoritas, immo per se non ita magnam esse credo, ut licet sane conjicere in Ammiano, tamen in nostro quidem scriptore, ut nunc res se habent, nullus omnino codex contemnendus est, quum jam ex hoc jam ex alio

genuina lectio si non adsciscenda, elicienda certe videtur. Et „aequi mores“ scribi quidem non potest, sed illud etiam quod nunc legitur „aequae vires“ debile videtur, praesertim quum addita sit quaesita dictio „gesta librarent“, quae probare videtur priori quoque loco quisitius quid minusque vulgare scriptum fuisse. Quare codicis lectionem accuratius contemplanti venit mihi in mentem fortasse scribendum esse: „quum certaretur asperrime multique funderentur altrinsecus, aequae mortes gesta librarent“, quod etiamsi primo adspectu mirum videatur, aliquatenus certe eo defenditur quod in tota sententia Ammianus mortuorum praecipue ingentem urget numerum.

— c. 2. §. 18. quum operositas vinearum et aggerum impeditissima a caeteris urgentibus cerneretur.

Praepositio *a* caeteris, quippe quae e vitiosa repetitione originem duxerit, siquid video delenda est. Neque ego primus id adnotavi, recte enim omittitur in antiquiori Ammiani editione quae Lugduni apud Franciscum le Prent a. prodiit MDXCI. forma 8, male illa neglecta a sequentium seculorum editoribus, quum saepe optimas contineat lectiones sive e codicibus, sive e felici editoris ingenio depromptas. Ita, ne desint exempla, c. V. §. 9. ubi apud recentiores legitur: „Et timore, simul quia venisse copiae putabantur“ multo rectius illa ita interpungit: „Et timore simul quia sqq.“ Eod. Cap. §. 12. pro „a vicinia jam Ctesiphonte“ quod quantum equidem video, ne intelligi quidem potest, recte habet „vicina“. C. VI. §. 13. ubi legitur: „Perrupissetque civitatis aditus lapsorum agminibus mistus, ni dux Victor nomine manibus erectis prohibuisset et vocibus ipse humerum et sagitta praestrictus et timens sq. illud et ante „sagitta“ omittit, et est sane omittendum nisi forte scribere malis: „et ipse humerum sagitta pr.“ quod mihi tamen minus probatur.

— c. 4. §. 10. maxime quum turres celebritate et altitudine fundandae montem — aequabant.

Variari videntur codices inter „crebritate“ et „celebritate“, et hoc quidem Valesio praeeunte recentiores adoptaverunt. Vereor ut recte

iamsi enim per se ferri possit Valesii explicatio „Turres celebritate rmidandae sunt et dicuntur turres militum frequentia et multitudine hobus metuendae," nihilominus in hunc locum non quadrare videtur. Quod im statim subsequitur „Accedebat his haud levius malum quod lecta inus et copiosa sqq." abunde demonstrat sejungi hic ab Ammiano pidum et naturali situ et arte firmissimum et milites qui in eo inint fortissimos. Quae distinctio quum turbetur si Valesii lectionem explicationem recipimus, altera lectio „crebritate" praeferenda mihi letur.

— c. 4. §. 26. [Divisa praeda] ipse ut erat parvo contentus mutum puerum oblatum sibi suscepit gesticularium multa quae callebat nutibus venustissimis explicantem et tribus aureis nummis partae victoriae praemium.

Ablativus „tribus nummis" unde pendeat et quomodo explicandus non video; suspicor scribendum esse „cum tr. a. n."

— c. 6. §. 8. [Persae] contecti scutis oblongis et curvis quae texta vimine et coriis crudis gestantes densius se commovebant. — Al. l.: quae tecta vimine sqq.

Neutra lectio sufficere videtur, ut enim dici potest scuta vimine esse, coriis crudis texta esse non potest, ita tegi coriis scuta mirabitur, quomodo vimine tegi possint nemo intelliget. Quae ulae justum sensum non praebent lectiones conjunctae, si quid o genuina Ammiani verba continent. Ita enim eum scripsisse con-: „quae texta vimine et coriis tecta crudis." *Κακοφωνίαν* quae t in similibus vocibus conjunctis Romanam aurem non laesisse Livii at exemplum qui lib. XXX. c. 3. ss. easdem voces eodem modo ungit: „Numidae praecipue arundine textis storeaque pars maxima tis." De re cf. l. XXIV. c. 2. §. 10.

— c. 7. §. 2. quos dispalatos nuper densi tramites et latebrae texere notissimae: hinc opulenta.

Non repugnabo sententiae eorum qui hoc loco excidisse nonnulla tant ad quae in sequentibus alludatur, immo probabiliter conjece-

runt, sed iidem de explicatione verborum „hinc opulenta“ despe
videntur, quippe quae ex iis demum quae desunt explicanda fu
Minori fortasse jure, quid enim si scribas: „quos dispalatos nuper
tramites et latebrae texere notissimae hinc ope lata.“

— c. 7. §. 7. Insultantesque nobis longius Persae nunc de
dustria se diffundebant aliquoties confertius resistentes.

Transponenda videntur verba ita ut „longius“ post „indus
collocetur.

— c. 8. §. 2. resistebat intentius Princeps multis cum eo ne
quam fieri posse monstrantibus per effusam planitiem pa
absumpto et frugibus.

Exspectaveris certe „id fieri posse“, neque tamen ita locum s
tum puto, multo enim concinnior tota fit sententia si leni mutat
ita scribimus: „multis cum eo nequaquam iri posse monstrantibus
effusam planitiem p. a. sqq.“

— c. 8. §. 5. — ut opinari daretur asinorum esse greges
stium quorum multitudo in tractibus est illis innumera,
simul incedens sqq.

Sententia interposita „quorum multitudo sqq.“ aperte obiter
tummodo est addita, ita ut vix credibile sit Ammianum nova sent
adnexa majorem ei vim additurum fuisse. Non „incedens“ igitur,
„incedentes“ legendum puto. —

Lib. XXV. c. 3. §. 18. gaudensque adeo sciens quod ubicunque
velut imperiosa parens consideratis periculis objecit respu
steti fundatus.

Rectiusne duabus vocibus mutatis ita procedit oratio: „gau
que adeo sciens quod ubicunque me velut imperiosa parens con
satis periculis objecit res publica steti fundatus?

Emendationes Julianeae.

Saepe jam mirati sunt viri docti philologos veterum scriptorum iniquos interdum judices exstitisse, ut illos, qui neque rerum gra- te neque dicendi arte se commendarent et, si non infimo, mediocri te loco habendi esse viderentur, summa arte emendatos et doctis- is commentariis instructos ederent, alios, his longe praestantiores, negligerent, ut vix cum fructu nedum cum voluptate legi possent. relam saepe jam auditam de Juliano dicturus meo mihi jure repe- videor.

Scio diversas admodum de libris, quos ille nobis reliquit, latas sententias, sed aliae, ut mihi quidem videtur, nimiae sunt in lau- do, aliae in vituperando, quare, si tuto ire velimus, media quae- via ingredienda erit. Non nego multa in iis inesse, quae digna vituperatione. Saepe justam rerum et verborum dispositionem ita neglexit, ut vagam ejus vitam in ipsis scriptis expressam depre- dere tibi videaris, saepe legenti in mentem veniunt, quae ipse de dixit Imperator *), *πάντα ἀθρόα ἔπεισί μοι καὶ ἀποκλείει τὴν νήν, ἄλλο ἄλλῳ προελθεῖν οὐ συγχωροῦν τῶν ἐμῶν διανοη- ων,* multus interdum est in minutissimarum rerum expositione, in conjungendis vocibus similiter ad aures cadentibus, mire sibi cet in sententiis ita connectendis, ut plerumque verba verbis re- deant; sed ut illa vitia, quae priori loco posuimus, saepe in ala- ris et fervidioris ingenii hominibus deprehenduntur, ita haec, quae oprie ad stilum spectant, omnibus paene illius temporis scriptoribus

---

*) Ep. 38. p. 414. A. Spanh.

communia sunt; illa natura haec excusantur consuetudine*). Quae etiamsi ita se habere fatear, negari tamen non potest, ingeniosi ubique viri vestigia in illis libris inveniri, ipsumque Julianum, praesertim si neque doctrinam affectat singularem neque praecipuam quandam dicendi artem, ea saepe uti dicendi simplicitate et elegantia, qua proxime accedat ad praestantissimos Graecae linguae auctores. Accedit aliud. Nam etiamsi ipse illos minime probet, qui non tam quid dictum sit curent quam a quo dictum sit, concedet nobis hanc puto licentiam, ut eadem erga ipsum utamur judicandi clementia, quam omnes omnino experti sunt principes, qui litteris operam dederunt, eaque eo libentius utemur, quo magis non tam Julianus rhetor quam Julianus apostata et imperator, cujus imaginem scripta illa referunt, legentes allicit. Nam quum [illegible] vero studio ad summa quaeque tenderet et optima, viam ingressus non aliorum exemplo monstratam, sed quam ipse sibi elegit. Praematura morte abreptus inchoavit multa, perfecit paucissima, ita ut difficillimum sit perspectu non solum quid ipse interdum secutus sit, [illegible] etiam qua ratione alios ad eundem finem perducere studuerit. [illegible] quum ad res gestas tantummodo respicientes quaestionem de homine plane singularis indole et moribus solvere nullo modo possimus, [illegible]rum autem narrationibus aut nulla in talibus aut exigua admodum [illegible] habenda sit, iis, qui certiores de his fieri cupiunt, ad ipsa ejus scripta confugiendum est. Jam si cogitamus Julianum non solum in Byzantini imperii historia locum habere, sed praeterea ad ecclesiae pariter [illegible] philosophiae historiam spectare, mirum profecto videbitur eos, qui [illegible] studiis operam dederunt, aut raro ipsos fontes adiisse et accurate vestigasse, aut de emendandis iis tam securos fuisse, ut nunc [illegible] careamus Juliani editione, quae vel mediocri exspectationi satisfaciat.

Sed si est scriptor in quo appareat verum esse vetus illud dictum habere sua fata libellos, Julianus is est. Qui omnium optime de [illegible] meruit, Dionysius Petavius, operam ei navavit utilissimam illo tempore

---

*) Confirmat haec acerrimus Juliani adversarius, Cyrillus Alexandrinus. Hic [illegible] in negligentiorem librorum dispositionem acriter ut solet invehitur (cf. ctra Jul. I. p. 38. E. Spanh.) dicendi genus vel invitus laudat (cf. procem. p. 3. B.).

quo excusare se debebat, quod in tali scriptore versaretur *). Mox quum philosophica studia et historica ad majorem cogitandi libertatem ingenia excitavissent, quum perventum esset ad illam de praestantia cujusvis hominis recte aestimanda sententiam, quae non patitur ad unius perfecti hominis imaginem vel ad unius temporis rationes varia dijudicari ingenia, sed illum praestantissimum esse docet, qui tempori suo locoque, quo positus erat, vere satisfecerit, nullus paene fructus in Julianum inde redundavit. Neque deerant peculiaria quaedam incitamenta, quae ad novam ejus editionem curandam impellere poterant viros doctos, sed ad irritum ciciderunt omnia. Proximo enim seculo quum apud Francogallos Bleterius **) Julianum a Christianorum opprobriis liberare conatus esset, laudatores quidem invenit et imitatores, ad scriptorem denuo recensendum neminem commovit, neque Gibbonus meliori fortuna usus est, cujus in praeclaro illo libro Julianus non ultimum tenet locum. Mirum id est, quum sciamus Anglos sub finem s. XVII. minus considerato unius viri de Phalaride dicto adeo commotos esse, ut scriptoris, quem ille laudaverat, non solum avidissime quaererentur exempla, sed nova etiam prodiret editio ***). Apud nostates duobus maxime temporibus Juliani memoria instaurata est. Quum ante hos centum annos Fridericus magnus, Borussorum rex, avitum

*) Juliani Imp. opera. Parisiis 1630. 4°. praef. p. 1. „Juliani imp. impietate et perfidia quam rebus ceteris notioris opera indigna esse Christiani quae legant existimabit aliquis, nec nostrum de illis consilium probabit.“ Quod iisdem paene verbis ... et quod excedit praeterlapso Argensius usus est in praef. noti libri: défense du paganisme par l'empereur Julien, id vereor ne vanae affectationi tribuendum sit. In ... orationum editione Flexiensi (1614. 8°.) Petavius diserte monuit eas a Juliano Christiano scriptas esse, idque in ipso libri titulo posuit.

**) Laudatus ille a laudato viro. cf. Poésies diverses. Epit. X.

Et Julien passa pour un monstre odieux.
Un Sage après mille ans débrouilla son histoire.
La vérité parut et lui rendit sa gloire.

***) Cf. Leibnitii Ep. in Felleri Otio Hanoverano p. 72: Quand les oeuvres mêlées de Mr. Temple avaient paru, les libraires de Londres furent étonnés de voir que quantité de personnes de l'un et de l'autre sexe cherchaient les lettres de Phalaris, ce qui en produisit une nouvelle édition.“ Nota est Bentleji et Boylei hinc nata discordia.

conscendisset solium et mox probasset in se quadrare, quae de Theodosio Augusto cecinit Ausonius *):

Bellandi fandique potens Augustus honorem
Bis meret ut geminet titulos, qui praelia musis
Temperat et Geticum moderatur Apolline Martem,

sed a nonnullis Christianae religionis certe non propugnator haberetur, exstitere, qui in Friderico Julianum revixisse clamitarent. Adeo invaluit hoc comparandi studium ut vel in scholis nonnullis publice de ea re a discipulis orationes haberentur, id quod probant programmata, quae dicuntur, illorum annorum. Academias etiam invasisse videtur. Joannes certe Matthias Gesnerus in encyclopaedicis, quas Gottingae habuit, scholis de hoc seculi more suam sibi proferendam esse censuit sententiam. Adscribam verba viri egregii **) quamvis comparationis illius neque totum ambitum neque omnes causas perspexisse et de ipso Juliano minus cogitate judicasse videatur. „Non enim, inquit, magnus fuit philosophus (Julianus) et saepe miratus sum quum ei compararent Fridericum M. Borussorum regem, tamquam ei magnum honorem haberent eo nomine. Nempe homines quidam impii et irreligiosi, qui spiritus fortes esse volebant, ut haberent complicem stultitiae et profanitatis suae, vocarunt eum Julianum, quod significare debet contemptorem religionis, quales ipsi erant et quos nunc, more suo, depexos probe dat. Fuit sane maxima injuria. Nam iste erat homo stupidus, si verum dici debet, et absurdus. Contra Fridericus est judicii acutissimi et maximi, et toto coelo differunt, hic sapientia et acumine iste stultitia et stupore.“ Inutiles esse ejusmodi comparationes nemo negabit, sed qui reputaverit quantam interdum tales seculi opiniones in virorum doctorum studia vim exercuerint, mirabitur illos annos Juliano nihil profuisse. Neque Augusti Neandri liber ***), quo, abjecto partium studio, egregie ostendit, omnia, quae

*) Epigr. I. v. 5.

**) I. M. Gesneri primae lineae Isagoges in eruditionem universalem. Accedunt nunc praelectiones ipsae per I. N. Niclas. Lips. 1774. tom. II. p. 91. §. 783.

***) Ueber den Kaiser Julianus und sein Zeitalter. Leipzig 1811.

Juliano opprobrio verti solent, ita comparata esse, ut, dummodo aliquid humanae infirmitati condonemus, ex illius temporis rationibus facile et explicari possint et excusari, neque esse, cur obumbrari iis patiamur lucidam alioquin imaginem, probatus ille nobilissimis quibusque ingeniis, eo coronatus est eventu, quo dignissimus videbatur. Ad eandem enim quaestionem denuo tractandam incitavit quosdam, ad ipsum scriptorem denuo edendum neminem, id quod eo majori jure mirabimur, quo magis ille Niebuhrio satisfecit, quum notum sit, quanta se apud multos in regendis studiis philologicis auctoritate valuerit.

Dixerit fortasse aliquis me rem nimis exaggerasse neque frustra prioribus et nostro seculo in Juliano operam posuisse Spanhemium, Wyttenbachium, Heusingerum, Heylerum, alios. Non nego id ita esse, sed adversa quaedam fortuna omnibus his conatibus obfuit. Paucis id persequi operae pretium videtur. Et de Spanhemio quidem tot et tam varias viri docti sententias tulerunt, ut longum sit singulas recensere. Quod nuper quidam contendit, eum reipublicae negotiis ita satisfecisse, ut vix credibile videatur eum unquam philologicis studiis vacasse, in veterum libris edendis ita versatum esse, ut eum nunquam e Musei umbra evolasse putaveris, id vereor ne speciosius disputatum sit quam verius. Nondum prorsus solutum erat illa aetate, quod arctius olim inter artem reipublicae regendae et antiquitatis studia intercesserat vinculum, in edendis autem antiquis scriptoribus duplici plerumque ratione usi sunt philologi, illustrabant et explicabant quae impedita, emendabant quae corrupta erant. Doctrinae apparatus subsecivis etiam horis colligi potest, critica ars hoc sibi poscit, ut toti habitemus in eo scriptore, quem emendare conamur. Talis familiaritas ut recte contrahatur continuo opus est tempore, non est igitur cur miremur Spanhemium variis distractum negotiis in arte critica parum felicem fuisse, rectius ingentem viri doctrinam admirabimur. Haec ita sese habere Juliani editio *) satis superque demonstrat, explicat doctissime textui non multum profuit, nam quae bona attulit e Vossianis codicibus compensavit ea mira quadam negligentia, qua, quae rectissime Petavius

*) Lips. 1696. fo.

correxerat, tamen in mendo cubare passus est. De Argensio nihil dicam, nam is ne adspiravit quidem ad criticam laudem, ad Wyttenbachium transeo. Epistolam hic edidit criticam de Juliano aliisque nonnullis serioris aevi scriptoribus ad D. Ruhnkenium perscriptam, quae quanto plausu excepta sit, vel illud probat quod repetita editione a G. H. Schaefero digna est habita *). Permulta egregie emendavit, sed id ipsum, si quid video, obfuit ejus operae quod ad Ruhnkenium epistolam dedit. Nam quum criticorum doctissimo commendare se vellet, nimium quoddam studium in colligendis exemplis posuit, maximam partem supervacaneis. Quo colligendi studio nisi aliquantulum ab emendandi proposito abductum eum esse statuamus, vix credibile videtur illum, qui tot menda felicissime emendaverit, etiamsi significet ipse se reticuisse nonnulla, data occasione non multo plura et graviora correcturum fuisse in tam corrupto scriptore. In observationibus, quibus primam Juliani orationem illustravit, raro unius orationis fines transgressus est. Heusingerus intra unius libelli fines constitit idque ejus, qui omnium minime corruptus videtur; iisdem se finibus Harlesius continuit **). Reiskii observationes, quarum in illo libro mentio fit, qui vitam continet et querelas viri meliori sorte digni ***) lucem non viderunt, si paucas excipias, quas Wyttenbachius suis in primam orationem commentariis inseruit. Aliorum librorum infelici sorte deterritus et natura proclivus ad anxietatem retinuit eas in scriniis suis donec post ipsius mortem in Suhmianam bibliothecam immigrarent. Dolendum id est, magna enim in hoc quidem scriptore ab eo exspectaveris, non solum propter eximiam, qua valebat, Graecae linguae cognitionem, sed etiam quod versatissimus erat in scriptorum illius seculi lectione. Omnium denique optime de Juliano mereri poterat Heylerus, cui Parisini suppetebant codices †), sed occasione optima

*) Lips. 1802. 8°.

**) Caesares uterque edidit. Ejusdem libri edendi consilium cepit F. A. Wolfius. Cf. Körte: Leben und Studien Wolfs. t. II. p. 114.

***) J. J. Reiskens eigene von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung. Leipz. 1783. p. 174. 144.

†) Juliani imp. quae feruntur epistolae. Gr. et. Lat. ed. L. H. Heyler. Moguntiae 1828. 8°.

nus recte usus est. Nam quum non criticum solum sed doctum tiam interpretem agere vellet, eatenus quidem recte usus est doctrina, sed diligenter non ipsas solum epistolas paulatim e bibliothecarum tebris protractas sed ea etiam collegit, quae viri docti aliis locis data arrepta occasione de Juliano monuerant, sed vituperandus est, quod ntopere ei indulsit ut adnotationibus, quarum exigua est utilitas, parum epistolarum corpus onustum reddiderit, et nimio ostentandae ctrinae studio obcaecatus, non critici solum negotio parum interdum tisfecerit, sed in ridiculos etiam errores inciderit.

Quae quum ita sese habeant, neminem dubitaturum esse confido, in hodie quoque criticis studiis in Juliano campus apertus sit latismus, neque ab hac parte excusatione egebit novus emendandi cona. Scio equidem totum hoc commentationum genus, quod in emendis verbis versatur, legentibus non magnam afferre voluptatem, sed utilitate habet commendationem eamque in Juliano eo majorem, o certius e codicum, quas nunc habemus, collationibus perspicitur, i novi inveniantur, nunquam fore ut conjecturis plane supersedere ssimus. Ad summum critices finem hac una ratione non perveniri cedo, sed spero fore ut codicum subsidiis instructus ad justam ando hujus scriptoris et emendationem accedam et editionem. Quod m fiat, rogo viros doctos ut benigne hoc emendationum specimen cipiant.

In disponendis singulis ducem sequar virum summum, cujus discina frui mihi contigit, Godofredum Hermannum. Hic in praefatione d Trinummi Plautinae editionem *) „Quattuor, inquit, omnino sunt rruptionis in antiquis scriptoribus genera, lacunae, interpolationes, pravatio scripturae, ordinis denique verborum et versuum turbatio.“ uae quam vere disputata sint et per se patet et ex ipso Juliano perpici potest, quamvis, quae ita statuuntur, genera non ubique commode sejungi possint, quum librariorum negligentia uni saepe loco plura et varia vulnera inflixisse censenda sit.

Et lacunae quidem haud rarae sunt in Juliani libris, eaeque

*) Lips. 1800. p. IV.

magnam partem ita comparatae ut vix a novis codicibus nedum a conjecturis medela exspectari possit. Nolo repetere illas querelas, quas saepe audivimus, de Christianorum, quales primis erant ecclesiae seculis, nimio religionis studio, quo tot antiquitatis monumenta, ingenii humani decora nobis eripuerunt, sed quum non vanae illae sint, nemo mirabitur eos istum *κατάρατον Ἰουλιανόν* (ita audit apud eos) praecipuo quodam odio persecutos esse. Immo meliori ille fato usus est, quam quod exspectare par erat: quamvis enim non dubitem quin nonnulla ejus scripta interciderint, pervenit tamen ad nostram aetatem pars eorum haud exigua. Sed quae non integra deleverunt Christiani, ex iis convicia certe, quibus interdum in impios Galilaeos invehitur imperator, eaque, quae proxime cum his conjuncta erant, resecuerunt. Talium lacunarum suspicio non sententiarum solum conjunctione movetur, sed codicum etiam auctoritate confirmatur *). De sarciendis iis nemo cogitabit quum ne illud quidem divinari possit, quot omnino verba exciderint.

Paulo melius res se habet ubi in ipsis codicibus lacunae conspiciuntur. Nam etiamsi ne hae quidem ita semper expleri possint, ut omnis dubitatio supervacanea videatur et inutilis, interdum tamen, praesertim si dicendi usum observamus Juliani proprium, id certe invenire licet quod aut est verum aut ad verum proxime accedit. Exstat talis locus in Orat. II. p. 74. B.**), ubi haec leguntur: *βασιλεῖ δὲ πολλοὶ μέν εἰσιν ἀγῶνες . . . ἀνεγράφη Γερμανοῖς τοῖς ὑπὲρ τὸν Ῥῆνον πολεμῶν.* Quae sequuntur, ostendunt Julianum singula nonnulla recensere, quae confirment sententiam initio positam, Constantium multis bellis brevi tempore profligatis superasse veterum Graecorum virtutem. Desideratur igitur particula, quae in lacunae loco posita sequentia cum antecedentibus ita conjungat, ut pateat addi generalis sententiae documenta. Qualis illa fuerit divinari, ni fallor, potest, nam quum lacunae spatium***) majus sit quam quod una vocula commode expleri possit,

---

*) cf. Heyler. ad Epp. p. 292. 350.

**) Paginas sequor Spanhemianae editionis.

***) In minorum lacunarum mensura priores editiones non omni carere videntur auctoritate.

lianus autem saepissime composita utatur particula *καὶ γάρ* (cf. 424. B. 443. C. 453. B.) vix dubito quin ita scribendum sit: *βαλεῖ δὲ πολλοὶ μέν εἰσιν ἀγῶνες· καὶ γὰρ ἀνεγράφη Γερμ.* sqq.

Alteri etiam loco sollennis ejusmodi formula salutem affert Or. VII. 225. B.: *τὸ ἐντεῦθεν ἀμαθία, θράσος .... ἁπλῶς τὰ τοιαῦτα.* pius apud nostrum enumerationes inveniuntur ad finem non perstae vel in infinitum continuatae (cf. Fragm. p. 301. B. 444. A.), que quantum sciam, eodem modo abrumpuntur, additis verbis: *καὶ ντα ἁπλῶς τὰ τοιαῦτα.* Idem nostro loco videtur scriben- esse.

Ludit interdum Julianus in opponendis aut conjungendis vocibus, rum diversissima et plane contraria est significatio. Saepius et in ioribus etiam corruptelis ad hanc consuetudinem redeundum nobis nunc proderit nobis in emendanda orat. VII. Ibid. p. 226. D. sunt: *ἐπειδὴ γὰρ τοὺς μύθους πρὸς . . . τῷ φρονεῖν κἂν ες ὦσιν ἢ καὶ τοῖς καθ' ἡλικίαν παιδαρίοις ἀπαγγέλλειν.* orationis conformatio priori loco de iis cogitandum esse demon-, qui, quum virili sint aetate, cogitandi arte et exercitatione pueon superant. Haec certa sunt: de voce quae supplenda sit, du- i potest. Amat Julianus diminutivas vocum formas, quae uti olim inuendis inserviverant notionibus, ita seriori aevo hanc paulatim re significationem donec eo perventum est, ut Graeca, qualis nunc lingua ingentem contineat talium formarum farraginem misere ple- que depravatarum. In promptu igitur est priori quoque loco *παι- α* scribere, nisi forte repetitae vocis sonus auribus minus gratus am magis commendet formam *παιδία* et ipsam Juliano usitatam. etiam ejusdem orationis locus una voce addita sanari potest. 16. D. haec est codd. lectio: *φανεροῦ δὲ ἤδη γενομένου τίνι καὶ φιλοσοφίας εἴδει καὶ μυθογραφεῖν ἔσθ' ὅτε . . . πρὸς γὰρ λόγῳ* sqq. Scribendum videtur: *ἔσθ' ὅτε προσήκει, πρὸς γὰρ λ. προσήκει* propter sequens *πρός* facile excidere potuit.

Major lacuna elegantem deformat ad Athenienses epistolam. p. 283. B. haec exhibet Petavius: *καὶ γράφει τις ἀνώνυμον . . . . γειτονά μοι πόλιν,* multo ille Spanhemio cautior, qui nullum

prorsus lacunae signum posuit. Verisimile mihi est Julianum ita scripsisse: καὶ γράφει τις ἀνώνυμον γραμμάτιον καὶ πέμπει εἰς τὴν ἀστυγείτονά μοι πόλιν. De libello anonymo cogitandum esse constat; ut γραμμάτιον scriptum fuisse censeam movet me ipse Julianus, qui paulo post τὸν τὸ γραμμάτιον ξυγγράψαντα commemorat, movet Zosimus, accuratissimus harum rerum enarrator et qui saepissime ipsum Julianum sequatur. Hic enim lib. III. c. 9., ubi eadem narrat, hac quidem voce bis utitur*); πέμπει autem illud esse verbum quod maxime hoc loco desideretur, non διαῤῥίπτει vel διασπείρει, quae e Zosimo assumenda aliquis censuerit, hoc probare videtur, quod apud Julianum sequitur πρὸς τοὺς Πετουλάντας. Si accurate Petavius lacunae magnitudinem expressit, quinque nostrae voces spatium bene explere videntur. Minor et minoris momenti lacuna est in Ep. LXIII. p. 453. B. C. Dixit Julianus de patriis legibus ad ipsos deos referendis omnique cura observandis; pergit ita: οὐ γὰρ ἦσαν οὕτω καὶ παρὰ ἀνθρώπων ἁπλῶς γενόμενοι. Ita edidit Spanhemius: addit Heylerus (p. 476.) in ceteris libris hiulce legi οὐ γὰρ ἦσαν. Quid Parisini codd. exhibeant non dicit, sed quum priores editores post lacunae signum posuerint, codicum videntur auctoritatem secuti esse. Sanatio est facillima, quum ipse verborum nexus voculam deesse ei dat, cujus quum in aliorum scriptorum tum in Juliani codd. frequentissima est omissio. Legendum est: οὐ γὰρ ἂν ἦσαν οὕτω καὶ

Simplici hactenus perfungi nobis licuit conjectura: duplici opus est, ubi codd. lacunarum signa non prae se ferunt, nam et deesse aliquid et quid desit conjiciendum est. Latentiores hae lacunae maximam partem alterius vocabuli, ubi similia duo conjuncta sunt, omissioni originem debent. Quae invenisse mihi videor exempla haec sunt.

Or. VII. p. 290. C. Τίς γὰρ ἐκ τοῦ μεταδιδόναι τοῖς ... ἐγένετο πένης; ἐγώ τοι πολλάκις τοῖς δεομένοις προέμενος ... τησάμην αὐτὰ παρ' αὐτῶν πολλαπλάσια. αὐτά non habet in praecedentibus quo referatur, neque placet προέμενος sine accusativo

*) p, 217. ed. Reitem. καὶ ἀνώνυμα γραμμάτια τῶν στρατιωτῶν ἐν ... διαῤῥίψαντες, ... ταῦτα τὰ γραμμάτια διεσπαρμένα

...m: alio enim hujus orationis loco p. 305. C. accusativus ex iis, ... proxime praecedunt, facillime suppleri potest. Utrique non ... opprobrio occurrimus, sed conjunctionem etiam verborum ... ur, qualem amat Julianus, si ita scribimus: *ἐγώ τοι πολλὰ πολ-...ῆς* sqq.

Ep. XXXVIII. p. 415. D. *μεγάλους καρποὺς τῶν πόνων ἀπο-...ειν φασίν.* Causam haec afferunt eorum quae antea dicta sunt, ...e ante *καρπούς* particula *γάρ* inserenda videtur.

Or. VI. p. 194. B. Miratur Julianus bestias finibus se continere a ...ra constitutis, homines longe majoribus dotibus instructos nihilo-...us contentos non esse. Quae sequuntur verba: *εἰ μὲν οὖν ἡμῖν ...ύσις ὥσπερ τοῖς ζώοις αὐτὸ τοῦτο ἀπέδωκε μόνον τὰ σώ-... καὶ ψυχὰς ἐκείνοις παραπλησίας* corrupta videntur. Non in-...tur enim neque unde pendeant, quae inde a *τὰ σώματα* legun-...quum *ἀπέδωκε* cum *αὐτὸ τοῦτο* conjungendum sit, neque cur ...ώματα additus sit articulus ad *ψυχάς* non sit additus. Hinc su-... mihi nata est excidisse aliquid et ita scripsisse Julianum: *εἰ ...οὖν ἡμῖν ἡ φύσις ὥσπερ τοῖς ζώοις αὐτὸ τοῦτο ἀπέδωκε ...ν τὸ σώματα καὶ ψυχὰς ἔχειν ἐκείνοις παραπλησίας.* Se-...lia quoque corrupta sunt: fortasse pro *πλέον κτήμασιν πλεο-...ήμασιν* scribendum est.

Caess. p. 314. A. in omnibus quod sciam editionibus haec inve-...tur: *τούτῳ συνεισέρχεται Πρόβος ἑβδομήκοντα πόλεις ἀνα-...ας ἐν οὐδὲ ὅλοις ἐνιαυτοῖς ἑπτὰ καὶ πολλὰ πάνυ σωφρόνως ...ομήσας ἄδικα δὲ πεπονθὼς ὑπὸ τῶν θεῶν ἐτιμᾶτο.* Non ... haec explicari quodammodo posse, sed impedita admodum est et ...lata dictio, qualem in Juliano et in illo praecipue libro, qui om-... elegantissime scriptus est, vix et ne vix quidem ferri posse lar-...ur nobis qui norunt ejus quaesitiorem interdum elegantiam. Ac-... quod facillimum est remedium et lenissimum, nam si ita scribi-...: *τούτῳ συνεισέρχεται Πρόβος ὃς ἑβδομήκοντα* sqq. facilius ...ito et concinnius procedit oratio.

Tales omissiones ut explicari possunt et excusari, ita aliae quo-...e ortae sint non facile dixeris. In Or. III. p. 119. D. haec habent

editiones: *καὶ τίνα νῦν διαπεραίνειν οἰόμεθα λόγον εἰ μὴ* [...] *φίλης Ἑλλάδος ἔπαινον οὐκ ἔστι μνησθέντα μὴ πάντα θα*[...] *ζειν.* Quin desit aliquid nulla est dubitatio: verisimile mihi vi[...] ita scriptum fuisse: *Ἑλλάδος ἔπαινον ἧς οὐκ ἔστι* sqq. Un[...] cula decurtata est in ep. ad Themist. p. 278. C. *εἰ μή τί που* [...] *λίαν ἐπικινδύνων ἑώρων ἢ δέον γενέσθαι παρορώμενον ἢ*[...] *τὴν ἀρχὴν μηδὲ γενέσθαι γιγνόμενον.* Miror apertissimam corru[...] lam criticos effugere potuisse: nam et ipsa sententia postulat ut s[...] bamus: *ἢ καὶ τὴν ἀρχὴν μὴ δέον γενέσθαι γιγνόμενον,* et Ju[...] neam ita nanciscimur verborum collocationem.

Formula *τὴν ἀρχήν* tam usitata est nostro, ut valde mirer Sp[...] hemium in Or. VIII. p. 240. A. non solum perperam eam intellexi[...] sed verissimam etiam Petavii interpretationem depravasse. — Simili[...] ex unius syllabae omissione laborat Or. II. p. 67. B. *οἱ δὲ οὐ δι*[...] *ῥαγέντος αὐτομάτως τοῦ τείχους ἐνέδοσαν ἀλλ' ἐνίκων μαχό*[...] *νοι.* Comparat Julianus Graecos, qui ante Trojam pugnaverant, [...] Constantii copiis, illos primo statim impetu de moenibus dejectos [...] has ne rupto quidem muro cessisse. Apertum hinc est negati[...] *οὐ* eo loco, quo nunc posita est, ferri non posse et ad verbum [...] *δοσαν* detrudendam esse. Sed non opus est transpositione, dum[...] pro *οὐ* scribamus *οὐδέ.* Sequens *δι* fraudi fuit librariis. Aliis [...] duobus locis in negandi particula vitium latere censuerim, altero [...] augenda, altero minuenda videtur. Nam in Or. VI. p. 191. B., [...] nunc legitur: *οὐκ οὐδὲ εἴ τι Πυθαγόρας ἔφη* sqq., aptius, ni fa[...] haec verba arctius conjungemus cum antecedentibus et negandi p[...] culae una syllaba addita scribemus: *οὐκοῦν οὐδέ* sqq.; in Or. [...] p. 210. A. quum libri habeant: *ὥσπερ οὐκ ἐκείνοις συνομαρτο*[...] *ταυτησὶ τῆς ἀπονοίας,* equidem scripserim: *ὥσπερ οὐ καὶ ἐκεί*[...] quae lenissima est mutatio, quum *καὶ* et *κε* eodem paene sono [...] ferantur e recentiori pronuntiandi ratione. — De singulis litteris o[...] sis, quum non tam lacunae sint, qaam scribendi errores, postea dice[...]

Transeo ad interpolationes. Duplex earum est genus: alterum [...] quidem gravissimum ibi conspicitur, ubi aut integri libri supposi[...] aut integrae certe sententiae aliorum scriptis interpositae sunt, alter[...]

ꞁil est nisi scholia et glossemata e margine in ipsa scriptoris verba ꞁta, alterum plerumque consilio debetur, alterum negligentiae. Et ꞁ quidem quaestio, num omnia, quae in Julianeorum librorum corꞁ leguntur, ab ipso Juliano profecta sint necne, gravis est neque ꞁliquidum perducta, quamvis de nonnullis recte judicasse videantur ꞁvius et Heylerus. Sed quum paucis absolvi nequeat, praestabit ꞁ occasione accuratius eam pertractare, quam nova disquisitione emenꞁonum ordinem interrumpere. Pannos Juliano ita assutos, ut interꞁtoris consilium appareat, non inveni; sed semel certe genuinis Juꞁi verbis interposita nonnulla videntur, neque interpolandi consilio ꞁuenda, neque tamen pro mero explicandi et interpretandi conatu ꞁenda. Disserit Julianus in fragmento, quod dicitur, de rebus ad ꞁrum cultum spectantibus, occasione data de simulacris etiam Deoꞁ disputat eaque neque per se deos esse contendit neque vero nihil ꞁlapides et ligna. Hanc ubi exponit sententiam, (p. 294. B.) quae ꞁodd. leguntur: *Ἀλλ' οὐκ ἐχρῆν, ὦ πᾶσαν δαιμόνων πληθὺν ꞁτηλώσας τῇ σῇ ψυχῇ, τοὺς κατὰ σὲ ἀνειδέους καὶ ἀσχημαꞁους σωματοπλαστεῖσθαι. πῶς δὲ οὐ ξύλα καὶ λίθους νομίꞁιν ἃ χεῖρες ἀνθρώπων ἐμόρφωσαν; ὦ καὶ τῶν λίθων αὐτῶν ꞁονέστερε, οὕτως οἴει πάντας ἐκ τῶν ῥινῶν ἕλκεσθαι ὥσπερ ꞁπαρὰ τῶν ἀλιτηρίων δαιμόνων, ὥστε θεοὺς ἡγεῖσθαι τὰ ἑαυꞁτεχνουργήματα;* num genuina sint, vehementer dubito. Petavii ꞁ sententia, Christianorum haec esse objecta refellendi causa ab ꞁratore allata, gravibus, si quid video, obnoxia est dubitationibus. ꞁum nimia convitiorum cumulatio male me habet. Scio in Misoꞁne similia occurrere, sed ibi, quum quae seria sunt jocosis ita inꞁixta sint, ut Julianus ipse se talibus convitiis petat, minorem ea ꞁnt offensionem, praesertim quum orationis forma, qua ibi utitur, ꞁliores sibi colores poscat. Aliter se habet res in nostro libro. Nam ꞁ haec epistola ad sacerdotem quendam est perscripta, ita tamen, ꞁnon tam privato unius usui, quam communi omnium sacerdotum ꞁitiae destinata esse videatur; est, ut ita dixerim, edictum quasi quodꞁ praetorium circa sacra. Ab orationis ornatu, quo in aliis etiam ꞁtis utitur, non erat cur in hac epistola abstineret, neque cur diver-

sas Christianorum sententias plane negligeret, sed sedatiori et m[illegible] rato utendum erat disputandi genere. Sensit id ipse: nam quae [illegible] post (p. 294. D.) leguntur, quantum distant ab his, quae sup[illegible] scripsimus. Accedunt alia. Nam ubi aliorum affert sententias, [illegible] fere verbum φασίν aut simile quid addit; neque intelligitur, qu[illegible] propositis tam gravibus convitiis pergere potuerit ἀφορῶντες οὖν, [illegible] vitiorum nulla ratione habita; multo denique verisimilius mihi vid[illegible] quae leguntur inter illa convitia: πῶς δὲ οὐ ξύλα καὶ λίθους [illegible] μισῶμεν ad Juliani pertinere verba: μήτοι νομίζωμεν αὐτὰ λί[illegible] εἶναι μήτε ξύλα, quam haec ad impugnanda illa scripta esse. Di[illegible] fortasse aliquis, quae p. 295. C. leguntur: οἱ γὰρ ἡμῖν ὀνειδίζο[illegible] τοιαῦτα sqq. ad nostrum spectare locum, sed non est id ita. [illegible] quum ibi προνοίας divinae et templi Judaeorum diruti mentio fiat, [illegible] bitari non potest, quin haec ad ea, quae p. 294. D. de simulacro[illegible] aeternitate disputantur, referenda sint. Quae quum ita sint, in pro[illegible] est conjectura, omnia illa a Christiano aliquo in margine scripta [illegible] riorum demum negligentia Julianeis interposita esse. Quodsi qui[illegible] bitet, num exercuerint Christiani polemicam artem in librorum m[illegible] nibus, sciat ille inter Lucianea etiam scholia praeclara hujus [illegible] exempla inveniri. Unum adscribam nostro loco simillimum. Co[illegible] moravit Lucianus in libello de morte Peregrini τὴν θαυμαστὴν [illegible] φίαν τῶν χριστιανῶν. scholiastes iratus in margine scripsit:*) [illegible] μαστὴ μὲν οὖν, ὦ μιαρὲ, καὶ παντὸς ἐπέκεινα θαύματος, εἰ [illegible] σοι τυφλῷ ὄντι καὶ ἀλαζόνι τὸ κάλλος αὐτῆς ἀνεπίσκεπτον, [illegible] ἀθέατον. — Qui in Julianum tam acriter invehitur, vixit fortasse [illegible] temporibus, quibus gravissimae de simulacrorum cultu controversi[illegible] Byzantino imperio exarserant.

Glossemata latere in scriptore nostro, ii etiam conjicere po[illegible] qui ipsum ne semel quidem legerint. Nam si verum est, quod Ri[illegible] dus Bentlejus contendit **), „antiqua lexica composita imprimis [illegible] ex excerptis e Scholiastis et Glossariis in peculiares auctores" [illegible]

*) Lucianus ed. Schmieder. Hal. 1801. t. II. p. 484.

**) Diss. Phalarid. in Opusc. philoll. p. 13. ed. Lips.

est suspicio in tanta librariorum incuria, in illis scriptoribus, qui uberrimam his lexicis messem praebuerint, maximam etiam aut latuisse scholiorum copiam aut nunc etiam latere. Cadit hoc in Julianum: saepe enim Suidas explicationes affert vocum, quae occurrunt apud nostrum, et ita quidem, ut dubitari non possit, quin e Julianeis scholiis desumptae sint. Usi sunt talibus locis Wyttenbachius et Heylerus; alii etiam data occasione de iis monuerunt, e. gr. Bast. in ep. crit. ad Boissonadium. p. 227. ed. Lips. Suspicionem hinc natam ipsi codices egregie interdum confirmant: nam ut nonnulla scholia ita in textum recepta sunt, ut libri nullam moveant interpolationis suspicionem, ita in aliis ita variant, ut omittat alter, quae in altero non sine dubitatione legimus. Ceterum, quantum ex his reliquiis concludere licet, scholia neque magni momenti fuisse videntur, neque nimis multa, quum non utatur Julianus illo dicendi genere, quod proprie a grammaticis glossematicum dicitur: *) nullum tamen interpretationis genus prorsus neglectum fuisse videtur. Nam quum aut res explicandae sint, aut verba, scholia aut excursus sunt, ut ita dixerim, nominibus additi, sive longiores sive arctis finibus circumscripti, aut singularum vocum explicationes unam interdum vocem pluribus illustrantes, aut exempla afferunt, quibus rarior aliqua forma defendatur et illustretur. Prioris generis interpolationem Wyttenbachius felicissime detexit in ep. XXII. p. 389. C., ubi ea, quibus πανοπλία τῶν πεζῶν et τὸ τῶν οἰκείων σύνταγμα explicantur, sine dubie pro interpretamentis male interpositis habenda sunt. Alterum ego addam exemplum. In orat. VI. p. 200. B. haec edita sunt: ἐντυχὼν δὲ τῷ Χαιρωνείῳ Πλουτάρχῳ τὸν Κράτητος ἀναγράψαντι βίον οὐδὲν ἐκ παρέργου τοῦ μανθάνειν δεήσει τὸν ἄνδρα· οὗτος ἡγεμὼν ἐγένετο Ζήνωνι τῶν καλῶν δογμάτων ἐπὶ ἑαύτου φασὶ τοὺς Ἕλληνας ἐπιγράφειν ταῖς ἑαυτῶν οἰκίαις ἐπὶ τῶν προπυλαίων: Εἴσοδος Κράτητι ἀγαθῷ δαίμονι. Quis, obsecro, posteaquam ad Plutarchum relegatus est Cynicus, quem alloquitur Julianus, minuta ista exspectat additamenta ad rem ipsam minime per-

---

*) Docte de eo disseruit Caelius Rhodiginus Lectt. antt. l. XIII. c. 4. p. 664. ed. Francof. 1666.

tinentia? Optime id cum scholiastae congruit ingenio, quem, ut le
meliori fortuna uterentur, quam miser ille Cynicus, ea, ob qu
Plutarchus adeundus est, paucis verbis comprehensa in margine scri
haud absonum fortasse fuerit. Suspicionem omnia, quae inde a
bis *οὗτος ἡγεμών* leguntur, spuria esse, confirmat Juliani usus.
enim et affectat interdum brevitatis quandam speciem prolixus al
scriptor. Hinc ellipticae dictiones, quibus distinctum est largum
tionis flumen, hinc abruptae singularum rerum enumerationes, hi
ratio, qua proverbiorum, si quibus utitur, prima scribit verba,
se omittere ipse monet. Fatebuntur, puto, qui accuratius perpen
exempla ab Heylero (p. 527.) ex una epistola collecta: *εἰ δὲ ἀγ*
ἐπιμελέστερον πολυπραγμονήσω. ἐγὼ δὲ οὐκ ἐρῶ τοῦτο. τ
ἄλλα ἐκ τοῦ βιβλίου μάνθανε, et quae his sunt similia, hae
non prorsus eadem, at tam certe similia esse nostro loco, ut
exiguum conjecturae meae pondus addant. Accedit ipsa dictio:
num enim, nimium plerumque in particularum usu, duarum de
sententiarum initium ab eodem pronomine (*οὗτος, ἐπὶ τούτῳ*) su
rum fuisse particula nulla addita, equidem persuadere mihi non
sum. *Λέξις εἰρομένη* non est elegantiorum seculi quarti script
sed est scholiastarum, neque Graecorum solum: nam ut hi pron
demonstrativo, ita relativo interdum utuntur Romani *). Utrum
verba, quae genuina esse negavimus, integra scholiastae ingeni
beantur, an arctior quidam nexus inter ipsa et deperditam illam
tarchi vitam **) intercedat, nemo facile dixerit. Denique si qui
ipsum solum scholion satis antiquum, sed in textum etiam matu
ceptum esse contendat, et in verbis: *ἐπὶ τῶν προπυλαίων*
scholion deprehendere sibi videatur, equidem non multum refraga

Frequentiora sunt scholia, quibus verba illustrantur, freque
vitia inde nata. Ansam emendandi praebet interdum mos ille J
quo sententias ita sibi opponit ut verba verbis respondeant. Pa

---

*) e. gr. Schol. ad Pers. Sat. II. v. 27. Bidental, Locus sacro percussus fu
qui bidente ab aruspicibus consecratur, quem calcare nefas est.

**) cf. Fabric. Bibl. Gr. t. III. p. 347. ed. vet.

anc aequalitatem ubi turbatam invenimus, nostro jure de corruptione agitabimus. Est ejusmodi locus in Misopogone. p. 343. B. *πεπεισμένος ὡς οὐκ ἔστιν ἰδίᾳ σωφρονεῖν οἴκοι καὶ λάθρα τὸν δημοσίᾳ καὶ φανερῶς ἀκόλαστον εἶναι θέλοντα.* Accurate sibi respondent ἰδίᾳ δημοσίᾳ, λάθρα φανερῶς, sed subvertit aequalitatem additum ad *οἴκοι.* Suspicionem hoc moveret in omnibus omnino scriptoribus, quum formulae *ἰδίᾳ δημοσίᾳ, ἰδίᾳ κοινῇ* sollennes sint et eadem ubique forma recurrant, sed prorsus non ferendum videtur in Juliano, praesertim quum alibi, ut exspectare licet, usitata utatur formula (e. Fragm. p. 302. A.) et communi usui et suo accommodata ingenio. Non igitur dubito quin *οἴκοι* ad *ἰδίᾳ* adscriptum fuerit et in marginem relegandum sit: *ἰδίᾳ* vocem esse notiorem, quam quae scholio illustrari debuerit, non dicent, qui norint scholia ista serioris aevi, quae saepe nihil sunt, nisi synonymorum collectiones. Nullum quidem ad id innotui locum, quo *ἰδίᾳ* per *οἴκοι* explicetur, sed explicatio et per se ... potest, et commendatur, ni fallor, arcta cognatorum adjectivorum *οἰκεῖος* et *ἴδιος* conjunctione. Ita apud Hesychium exstat glossa *οἰκεῖα ἴδια,* repetita a Phavorino p. 1338. (ed. Basil. 1538), in codd. ... *οἰκεῖος* et *ἴδιος* permutantur. cf. Boissonad. ad Eunap. t. I. 140. — Simile mendum simili ratione sanandum est in ep. XXXIV. 406. A. B. ubi editores Julianum de Proteo haec fecere dicentem: *... δέ, εἴπερ ἦν ὄντως σοφὸς ὁ Πρωτεὺς καὶ οἷός (τε) πολλὰ ... ὄντων γινώσκειν, ὡς Ὅμηρος λέγει, τῆς μὲν ὧν ᾔδει φύσεως ... τὸν ἐπαινῶ, τῆς γνώμης δὲ οὐκ ἄγαμαι.* Constans est apud graecos scriptores discrimen, constans oppositio inter ipsam naturam ..e, quae non sunt naturae: Julianum, oppositionum venatorem, non ..turum fuisse hunc morem et ipsa dictione accurate expressurum ..m videtur credibile. Quare, praesertim quum alibi veteres suum sequatur ingenium (cf. Ep. VIII. p. 377. B. Or. II. p. 94. A. p. 63. A.) persuadere mihi non possum, eum hoc quidem loco aptissimam oppositionem otioso turbavisse additamento. Ejicienda igitur censeo verba *ὧν ᾔδει* et pro scholio habenda ad *φύσεως* adscripto. Debe... interpretatio praecedentibus verbis, neque tamen bona est, quum ...ram tantummodo laudis partem contineat. Commendat conjecturam

geminus prorsus locus in ep. XVIII. p. 386. B.: *ἐγὼ δὲ ἐκεῖνον μὲν εἰ καὶ τῆς τέχνης ἐπαινῶ, τῆς γνώμης οὐκ ἄγαμαι.* Tertium etiam exemplum addam. Miserat Jamblichus Juliano scriptum aliquod, quod quale fuerit ignoratur. gratias agit Julianus suamque aliquam remittit orationem una cum epistola, quae inter editas prima est et quinquagesima. Ibi p. 421. B. haec exhibent codd.: *μικρὰ μὲν ἀντὶ μεγάλων τῶν παρὰ σοῦ καὶ τῷ ὄντι χαλκὸν χρυσοῦ ἀντιδιδόντες.* Turbat aequalitatem additum *παρὰ σοῦ* et sapit scholiastae ingenium. Interdum enim, ubi non satis intelligebant librarii quo referenda essent scriptoris verba, suo consilio addiderunt nonnulla, quibus apertiores fierent relationes ipsaque planior exsisteret sententia. Neque id efficiebant nominibus additis, difficilior tum fuisset error, sed induebant ipsius scriptoris personam et pronominibus *ἐγώ σύ* cet. ita utebantur quasi ipse scriptor loqueretur, non scholiastes. Probant hoc Juliani quoque codices, praecipue Parisinus ille sec. XVI., quem G. vocat Heylerus. Exemplo sit Ep. XL. p. 417. C. ubi ille Juliani verbis *Ἰαμβλίχου γράμματα* temere addit *πρὸς ἡμᾶς.*

Alii loci alia ratione sanandi sunt.

Ep. XXXIV. p. 406. C. *ὥστ᾽ ἔμοιγε δοκεῖ καὶ Ὅμηρος, εἰ ἀνεβίω, πωλλῷ δικαιότερον ἂν ἐπὶ σοὶ ἐκεῖνο τὸ ἔπος αἰνίξασθαι, τὸ*

Εἷς δ᾽ ἔτι που ζωὸς κατερύκεται εὐρέϊ πόντῳ.

Mire plerumque variant codd. in illis locis, qui in interpolationis suspicionem veniunt. Quare quum unus tantummodo Heyleri codex verba exhibeat qualia exscripsimus, in duobus *ἐκεῖνο* desit, unus, si accurate ille dixit, omnia inde ab *ἐπί* usque ad *αἰνίξασθαι* omittat. recte, ni fallor, hic quoque Juliano suam restituo consuetudinem, qua poëtarum verbis, ubi extra orationis nexum posita sunt, simplicem praefigere solet articulum (cf. Misop. p. 348. D. Fragm. p. 291. B., ubi Petavius recte *τοῦ* conjecit, ad Themist. p. 260. C. a.). Cetera scholiastae, haec Juliano tribuenda videntur *ὥστ᾽ ἔμοιγε δοκεῖ καὶ Ὅμηρος, εἰ ἀνεβίω, πολλῷ δικαιότερον ἂν ἐπὶ σοὶ αἰνίξασθαι τὸ*

Εἷς δ᾽ ἔτι που ζωὸς κατερύκεται εὐρέϊ πόντῳ.

Homericorum versuum commemoratio aliud etiam vitium peperit

n Or. II. p. 51. B. Laudat Julianus notissimos versus de sceptro Agamemnonis ita:

ἔστη σκῆπτρον ἔχων, τὸ μὲν Ἥφαιστος κάμε τεύχων
καὶ ἔδωκε Διΐ, ὁ δὲ τῷ τῆς Μαίας καὶ ἑαυτοῦ παιδί· Ἑρμείας
δὲ ἄναξ δῶκεν, ὁ δὲ Πέλοπι. Ἑρμείας δέ et ὁ δέ conjuncta ferri non possunt, utrum delendum sit non dixerim. Etiamsi enim repetitum ὁ δέ minus gratum sit auribus, ferri tamen potest, et facile, si unius libri margine totus Homeri locus exscriptus erat, poëtae verba de assumi poterant. Saepe, quod cursim adnotabo, poëtarum verba solutae orationi intermixta sunt, ut difficilis sit distinctio. De pleque recte judicatum esse videtur, de or. IV. p. 132. C. nihil, quod iam, adnotatum est. Quamvis enim editionum lectio ἀκτὶς ἡλίου llam habeat offensionem, tanta tamen est cod. Vossiani auctoritas ut ius solita, quam ille habet, forma ἀελίου pro vera et genuina handa sit. Respicit fortasse Julianus ad Sophocleum illud: ἀκτὶς ἀεον, τὸ κάλλιστον ἑπταπύλῳ φανὲν Θήβᾳ τῶν προτέρων φάος ntig. v. 100 sqq.), quod ideo non negligendum duxi, quia in dubionem vocata est loci illius lectio, illaque ratio, quam Godofredus mannus iniit, novum hinc nancisci videtur praesidium.

Fragm. p. 292. D. Κἀκεῖνο δεξιὸν ἐννοεῖν ὅσοι παρὰ τῶν προσθεν ἀνάλωνται λόγοι περὶ τοῦ φύσει κοινωνικὸν εἶναι τὸ ον τὸν ἄνθρωπον. Delendus est articulus ante ζῶον cf. Or. VI. 201. C. ὅσον, οἶμαι, ξυνίεσαν φύσει κοινωνικὸν καὶ πολιτικὸν ον τὸν ἄνθρωπον εἶναι. Praeterea pro κἀκεῖνο δεξιὸν scribenm videtur: κἀκεῖνο δ' ἄξιον. Sensisse id videtur interpres.

Ep. LIII. p. 439. A. καὶ μήτε ἡμῖν εἶναι μηδέπω παρ' αὐτὸν θεῖν· μήτε αὐτῷ παρ' ἡμᾶς ἥξειν ἐξεῖναι. Parum eleganter prore sententiam et in fine praecipue claudicare nemo negabit. Ipse m Juliani usus nos prohibet quominus in codd. lectione acquiescas. Ponit enim praecipuam quandam diligentiam in sententiis apte eleganter terminandis, et semper, quod sciam, ubi duae sententiae conjunctae sunt, ut in utraque aut idem verbum repetendum fuerit duo ejusdem significationis conjungenda, in priori tantummodo vera posuit, recte id in altera facile suppleri posse nimiamque perspi-

cuitatem interdum vi et gravitati orationis officere ratus. Accuratior talium locorum contemplatio, quales sunt Caess. p. 321. D. ἀλλὰ ἀναγκάζεις με λέγειν ὅπως (σὺ?) μὲν ἐχρήσω πικρῶς Θηβαίοις, ἐγὼ δὲ τοῖς Ἑλβετίοις φιλανθρώπως, ibid. p. 320. D.: οὗτος ἅπαξ ἐπεραιώθη τὸν Ἴστρον, ἐγὼ δὲ δεύτερον τὸν Ῥῆνον, aliique permulti, satis, si quid video, suspecta reddunt extrema duo verba ἥξειν ἐξεῖναι. Accedit ipsa dictio. Nam ut largiar potuisse fortasse in altera etiam sententia repeti veniendi verbum, ridicula paene est repetitio εἶναι, ἐξεῖναι: temporum etiam mutatio habet quo offendat. Ejicienda igitur censeo verba, quae in suspicionem vocavimus; scholiastes ad εἶναι adscripsit ἐξεῖναι et ex hoc demum interpretamento nescio quo errore ἥξειν ortum est, id quod non incredibile videbitur iis, qui sciunt, quot errorum causa longarum et brevium vocalium confusio exstiterit.

Ep. XXXIV. p. 407. B. ὑφ' ὁμοίαις εὐχαῖς εἰς τὸ ἀκρότατον βίου γῆρας ἐπ' εὐδαιμονίᾳ τῶν ὅλων παραπεμφθῆναι. Hanc priorum editionum lectionem Heylerus e Parisinis codd. ita immutavit: εἰς τὸ ἀκρότατον τοῦ γήρως. Recte sane haec procedunt, neque quidquam nos impedit quominus Julianum ita scribere potuisse censeamus, quamvis alius locus ep. II., qua defendere suam mutationem Heylerus studuit, εἰς τέλος ἄχρι γήρως, nihil ad rem faciat. Fateor tamen ea mihi admodum esse suspecta. Nam mira illa, qualis apud Spanhemium est, lectio βίου γῆρας habet suam auctoritatem. Exhibet illa verba Heyleri cod. A., ineunte seculo XV. scriptus, Baroccianus, praestantissimus denique liber Vossianus, ita ut temerarium videatur, his prorsus neglectis, avide ea arripere, quae in tribus codd. leguntur, quorum unus sub finem sec. XV., ceteri Sec. XVI. exarati sunt. Licet jam, ni fallor, dubitare anne correctori fortasse debeantur planiora illa et faciliora. Amplector hanc sententiam et rem ita explico. Julianus haec scripsit: εἰς τὸ ἀκρότατον τοῦ βίου, adscripsit his scholiastes γῆρας, plane ut est in vett. edd., nisi quod addentus est articulus. Parum enim verisimile videtur, si genuina et antiqua lectio haec fuisset: εἰς τὸ ἀκρότατον τοῦ γήρως, quemquam illud βίου additurum fuisse; γῆρας contra apta est et vera explicatio formulae, quam nos Juliano vindicavimus. Neque vero, quod contendere aliquis possit, e praecedenti βίῳ βίου temere

descendisse putandum est, quum repetitionis nulla prorsus causa inveniri possit. In epistola etiam quarta et vigesima correctoris manum deprehendere mihi videor. Est ea ad Sarapionem perscripta, neque invidebimus ei honorem: est enim ineptissima propter quaesitam et operosam elegantiam in argumento futilissimo. Laudat Julianus ficos, easque, quum omnium omnino fructuum principes sint, circa Damascum ita provenire dicit, ut se ipsas superare videantur; hinc duplicem iis laudem conciliari. Audiamus ipsum (p. 392. B.): *τοιαύτην δὲ ἔχον οἶμαι τὸ σῦκον τὴν φύσιν πολλῷ κρεῖττόν ἐστι παῤ ἡμῖν τὴν γένεσιν· ὡς εἶναι τῶν μὲν ἄλλων φυτῶν αὐτὸ τιμιώτερον, αὐτοῦ δὲ τοῦ σύκου τὸ παῤ ἡμῖν θαυμασιώτερον, καὶ νικᾷν μὲν αὐτὸ τῶν ἄλλων τὴν γένεσιν, αὖθις δὲ ὑπ' αὐτοῦ τοῦ παῤ ἡμῖν ἡττᾶσθαι καὶ τῇ πρὸς ἑκάτερον ἐγκρίσει πάλιν σώζεσθαι, κρατοῦν μὲν ὡς εἰκὸς, οἷς δ' αὖ κρατεῖσθαι δοκεῖ πάλιν ἐς τὸ καθόλου νικῶν.* Ferri haec posse non nego: sed est ea correctionum natura, ut aut non animadvertantur aut praeferantur genuinis. Suspicionem movet cod. Voss., qui non *νικῶν* habet sed *νικῶντι.* Accedit huc auctoritas haud contemnendi codicis A.: hic enim non solum *νικῶντι*, sed pro *κρατοῦν* etiam *κρατοῦντι* exhibet. Quare quum illi codices, quorum primaria est auctoritas, tertium casum ponendum esse doceant, sequi eos non dubitabimus. Quo facto, quae antea explicari posse videbantur, intelligi non possunt. Sed una vocula deleta, una leniter mutata, perspicua fiunt omnia. Ita scribendum esse existimo: *κρατοῦντι μὲν ἐοικός, οἷς δ' αὖ κρατεῖσθαι δοκεῖ πάλιν ἐς τὸ καθόλου νικῶντι.* Rarior quidem est haec formula quam illa *ὡς εἰκός*, sed alibi etiam apud nostrum occurrit: altera quo frequentior est, eo facilior fuit correctoris error, qui Julianum se ex ipso Juliano emendare posse putabat. *ἐοικός* scripsi, non, quod simplicioris mutationis causa praeferendum aliquis censuerit, *εἰκός* *), quia Juliani usus hoc sibi postulabat.

Significavi supra esse peculiare scholiorum genus non verborum significationi explicandae, sed ipsis verborum formis analogia illustran-

---

*) *εἰκὼς Ἀττικῶς, ἐοικὼς Ἑλληνικῶς.* Moeris.

dis destinatum. Male de hoc genere tacuerunt, qui in Juliano versati sunt: nam unus certe locus labem inde contraxit gravissimam. Ep. XL. p. 419. B. editiones et Heyleri codd. haec habent: *οὐδὲ γὰρ ὁ Ἀσκληπιὸς ἐπ' ἀμοιβῆς ἐλπίδι τοὺς ἀνθρώπους ἰᾶται, ἀλλὰ τὸ οἰκεῖον αὐτοῦ φιλανθρώπευμα καθάπερ μάθημα πανταχοῦ πληροῖ.* Heylerus: inepta, inquit, comparatio. Non est adeo inepta, dummodo recte explicetur et scholiastae tribuatur, non Juliano. Nam Petavii quidem interpretatio „humanitatem suam tamquam disciplinam aliquam in omnes homines explicat", tantum non ridicula est, sed si reputaverimus *φιλανθρώπευμα* formam esse rariorem et delectari omnino Julianum verbis in *μα* desinentibus, (*λειτούργημα, ἀσέβημα*, cet.), non vituperabimus scholiastae consilium, qui, ut lucem afferret insolitae formae, in margine scripsit: *καθάπερ ΜΑΘΗΜΑ*, sed librarios vituperabimus, qui abusi sunt scholio ad evertendam totius loci sententiam.

Venio ad illud corruptionis genus, quod, ut omnibus omnino scriptoribus, ita Juliano quoque, si non gravissima, at plurima certe inflixit vulnera, depravationem dico scripturae. Non dubito contendere nunc etiam post praeclaras VV. DD. curas tot hujus generis menda in eo latere, ut, si singula omnia afferre vellemus, liber scribendus esset, non commentatio: praestabit igitur percurrere, quae gravissima videantur, non tam ad emendationum multitudinem, quam ad ipsam emendandi rationem respicientes. Incipiamus ab illis corruptelis, quarum causa fuit recentior pronuntiandi ratio. Constat ex hujus legibus litterarum *η, ι, υ, ει, οι, αι, ε* discrimen esse paene nullum. Quam consuetudinem quum sequerentur librarii, toties erraverunt, ut certissimum sit, codicum, recentiorum praecipue, in distinguendis ejusmodi syllabis exiguam esse auctoritatem. Hoc si observamus, nonnullorum certe locorum in promptu erit emendatio.

Misop. p. 338. A. *εἶναι γάρ, οἶμαι, συμβαίνει τοῖς φαύλοις τὴν μουσικὴν λυπηροῖς μὲν τοῖς θεάτροις φύσεις δ' αὐτοῖς ἡδίστην.* Ita hunc locum exhibet Petavius, Spanhemius ultima verba ita mutavit: *φύσει δ' αὐτοῖς ἡδίστοις. ἡδίστοις* verissimum videtur, de ceteris num integra sint vehementer dubito. Non quaeritur enim na-

tura sibi jucundi sint mali cantores necne, sed simpliciter dicitur eos aliis molestos, sibi esse jucundissimos; quare suspectam vocem ita corrigo: *λυπηροῖς μὲν τοῖς θεάτροις σφίσι δ' αὐτοῖς ἡδίστοις.*

Fragm. p. 300. D. *πρέποι δ' ἂν ἡμῖν ἡ φιλοσοφία μόνη καὶ τούτων ἡ θεοὺς ἡγεμόνας προστησαμένη τῆς ἑαυτῶν παιδείας.* Etiamsi largiar pronomen *τούτων* plurali numero positum referri quodammodo posse ad varia philosophorum systemata audacius variarum philosophiarum nomine insignita, quamvis ne hoc quidem satis probabile videatur, nego et pernego sequens *ἑαυτῶν* cum singulari *ἡ προστησαμένη* ullo modo conciliari posse. Ni fallor e *φιλοσοφία* philosophorum notio repetenda et ad hos utrumque pronomen referendum est, tum lenissima mutatione ita erit scribendum: *καὶ τούτων οἱ θεοὺς ἡγεμόνας προστησάμενοι τῆς ἑαυτῶν παιδείας.* Interpres callide vitavit difficultatem.

Ep. XXIV. p. 393. A. Supra jam emendavimus laudes, quibus ficos exornat Julianus: in eodem argumento hic quoque versatur. Dicit de iis haec: *ἀλλὰ καὶ τράπεζαν βασιλικὴν κοσμεῖ καὶ οὔτε ἔνθρυπτον οὔτε στρεπτὸν οὔτε νεήλατον οὔτε ἄλλο καρυκείας γένος οὐδὲν ἔσται ἥδυσμα ἴσον ἢ ἀφίκοιτο.* Neque ipsa particula *ἤ* intelligi potest, neque quid sequens sibi velit Optativus. Plana fiunt omnia si ad Itacismi leges pro *ἢ ἀφίκοιτο εἰ ἀφίκοιτο* scribimus, quae quomodo explicanda sint e praecedentibus patet, ubi Julianus ficum Damascenam *τῷ τῆς ἐμπορίας νόμῳ πανταχοῦ διαβαίνειν* dixit.

Or. III. p. 114. B. *ἢ εἰ δή τις ἄλλη . . . . . ἐνεποίησε τῷ γήμαντι.* Quid particula *εἰ* hoc loco significet, non video. Ni fallor, *εἰ δή* in *ἤδη* mutato, tota sententia pro interrogatione habenda est.

Or. VI. p. 183. C. *ἐπιὼν δὲ αὖθις τὰς ἀρχὰς τοῦ σώματος σκέψαιτο.* Quum futura antecedant, futura sequantur, optativus ferri non potest. Scribendum videtur *σκέψεται.*

Or. VII. p. 208. A. *καὶ ἀποφύγῃ τὸ προσλαβεῖν τι παρὰ τοῦ ὠνησαμένου κακόν.* Miror lectionem *ὠνησαμένου,* quae ineptissima est, quum neque dominorum neque servorum ulla fiat mentio, tamdiu tolerari potuisse, praesertim quum egregius ille cod. Voss. *ὀνηναμέ-*

νου exhibeat, unde facillime et mutatione paene nulla *ὀνιναμένου* ef-
fici potest.

Or. II. p. 98. A. *τοῖς ἔμφροσι δὲ βεβαίως τὸ θαρσεῖν ὑπὲρ τῶ μειζόνων ὅταν ἐν τοῖς ἐλάττοσιν αὐτοὺς διαταράττειν παρέχει.* Caret sententia finito, quod dicitur, verbo. Hanc ob causam, et accuratius haec sententiae pars priori respondeat, ita scripserim: *θαρσεῖν ὑπὲρ τῶν μειζόνων ὅταν ἐν τοῖς ἐλάττοσιν αὐτοὺς διαταράττη παρέχει.* Frequens omnino est hoc vitiorum genus in terminationibus vocabulorum: ita in eadem hac oratione p. 58. D. *διανοηθῇ δρῴη* non cum Petavio in *διανοηθεὶς δρῴη* sed in *διανοηθεὶς δρῶν* mutaverim.

Ex eodem hoc fonte plures derivandi sunt errores in una voce *οἶμαι* commissa, quae facillime corrumpi poterat, quum utraque syllaba illas quidem vocales contineat, quae solent in codd. cum aliis permutari. Utitur vel abutitur potius Julianus hoc verbo saepissime. Est enim hic mos seriorum istorum scriptorum, ut, veterum imitaturi elegantiam, sentiant quidem et percipiant eximiam artem, qua illi, particulis aliisque voculis scite interpositis, vel lenissima exprimunt cogitationis et dictionis discrimina, ut interdum ex ipsis verbis non pateat solum, quid dixerit scriptor, sed etiam quo id animo dixerit; sed, in hoc uno omnem paene elegantiam versari rati, ita hac arte abutantur, ut opprimant lectores et nimia elegantia ipsam elegantiam subvertant. Haec nimietas apud Julianum, quum in particularum, tum in hujus verbi usu conspicitur, non est igitur cur miremur, nonnullis locis jam ab aliis emendatis, restare, qui medicina egeant, immo mirabimur non multo plures esse, nisi statuamus vocem, quae in una pagina sexies interdum occurrit, vel negligentissimis librariis ipso usu tam cognitam fuisse, ut paulo rarius in ea erraverint. Duo afferam exempla. Restat tale vitium in ep. XVII. p. 385. A. *τὸ μὲν οὖν πρῶτον εἶναι ἠλίθιον καὶ δουλοπρεπὲς καὶ θεομίσητον.* Infinitivum *εἶναι*, quum non habeat, quo referatur, ferri non posse recte judicavit Wyttenbachius*) et conjecturam proposuit *ἦν καί,* quae per se non mala, tamen in-

*) Animadv. ad Or. I. p. 146. ed. Lips.

probanda mihi videtur. Nam quum solennis sit in codd. verborum *εἶναι* et *οἶμαι* confusio, multo certius ita scribemus: *τὸ μὲν οὖν πρῶτον οἶμαι ἠλίθιον* sqq. Miror Heylerum vulgatam lectionem in fragm. p. 296. D. a verissima Petavii emendatione defendere studuisse, quum ipse (ad Ep. p. 374.) confusionem istam solennem esse suo jure contendat. — Utramque syllabam corruptam vidimus: alterius corruptio notanda est in Or. VI. p. 201. C., quem locum supra jam emendatiorem exscripsimus. Codd. haec habent: *ἔμελε δὲ αὐτοῖς τῶν ἄλλων τοσοῦτον ὅσον οἱ μὲν ξυνίεσαν φύσει κοινωνικὸν καὶ πολιτικὸν ζῶον τὸν ἄνθρωπον εἶναι.* Particulae *μέν* nihil in sequentibus respondet, neque distinguuntur omnino variae variorum sententiae: recte igitur me facturum spero, si *οἱ μέν* in *οἶμαι* mutabo. Variant interdum codd. inter *οἱ μέν* et *οἶμαι.* cf. Jacobs ad Achill. Tatium p. 727. (p. 93, 28.)

Haec verbi collocatio, qua indicativis nudum interponitur, solita est et vulgaris, verumque est, quod scholiastes Philostrati, quem Boissonadius edidit *), praeceptum proposuit: *τὸ οἶμαι ὅτε συντάσσεται μετὰ ὁριστικοῦ ῥήματος νοεῖται τὸ ὡς ἔξωθεν.* Sunt quidem in Juliani libris loci, sed paucissimi, ubi non simplex *οἶμαι* sed *ὥσπερ οἶμαι* interpositum esse videatur, neque satis ad id mihi liquet, num omnes in suspicionem vocandi sint: at hoc certe patet, hanc rationem non debere iniri, ubi sufficit altera. Notandus est hoc nomine Petavius. In Misopog. p. 350. A. haec suppeditant codd.: *οἱ δὲ ἐν τέλει τῆς πόλεως ἀμφοῖν μετέχοντες ταῖν ζημίαιν, ὥσπερ οἶμαι πρότερον ἔχαιρον διχόθεν καρπούμενοι τὰς ὠφελείας καὶ ὡς κεκτημένοι καὶ ὡς καπηλεύοντες, τανῦν εἰκότως λυποῦνται δὴ ἀμφοτέρων ἀφῃρημένοι τὰς ἐπικερδίας.* Ibi quum P. Martinius *ὥσπερ οἶμαι* „sicut opinor" interpretatus esset, erravit ipse et transversum egit prudentissimum virum, Petavium. Labat sane sententia, si ita voces conjunguntur, neque mirum est, *πρῶτον* illud *ψεῦδος* alterum procreasse. Petavius enim, ut constructioni succurreret, verba *ταῖν ζημίαιν* prorsus ejicienda censuit: sed neque probabilis admodum,

*) Philostr. Heroica p. 610.

neque necessaria est conjectura. Omnia enim rectissime se habent, si, justa interpunctione restituta, ita scribimus: *οἱ δὲ ἐν τέλει τῆς πόλεως ἀμφοῖν μετέχοντες ταῖν ζημίαιν, ὥσπερ, οἶμαι, πρότερον ἔχαιρον . . . . . τανῦν λυποῦνται.*

De pronuntiatione haec sufficiant. Aliud depravationis genus re-petitio est, sive unius litterae, sive integrae syllabae. Litterae ma repetitae maximam partem tacite correctae sunt ab interpretibus, pau-cissimae eorum acumen fugerunt. Quae in ep. ad Themist. p. 266. A leguntur: *ἀλλ᾽ οὐκ ἂν φαίην νοῦν ἔχων ἀνήρ,* Petavius ita interpretatus est: „atqui nequaquam id sapienti viro dignum esse dixerim" Male. Aperte altero *ν* deleto, legendum est: *ἀλλ᾽ οὐκ ἂν φαίη νοῦν ἔχων ἀνήρ,* plane ut in Or. II. p. 84. C. *τούτους δὲ οὐδὲ ἰσχυρούς ἂν φαίη νοῦν ἔχων ἀνήρ.* Et haec quidem oratio et ipsa simili, sed graviori, laborat vitio. Nam quae p. 58. B. leguntur: *ὥσπερ δὲ τινος ταλαιπωρίας καὶ ἄλλης δυστυχοῦς τῆς σὺν τῷ τυράννῳ βιοτῆς κατάγειν σφᾶς ἠξίου,* desiderant interpretem, neque facile i venient. Offendit praecipue *ἄλλης*: quid si, suspecta voce lenissime mutata, ita scribamus: *ὥσπερ δὲ ἔκ τινος ταλαιπωρίας καὶ ἄλης δυστυχοῦς* sqq.? Ceterum cavendum est, ne locum in lacunae suspi-cionem vocemus et repetitum *ἐκ* desideremus: amat Julianus hoc tractionis genus. Miror Schaeferum, ubi hunc usum illustrat *), exem-plis usum esse ex aliis scriptoribus desumptis, quum ipse Julianus sat multa suppeditet. cf. or. II. p. 97. B. *ὥσπερ ἐς λιμένα καταφεύγοντας τὴν τούτου δεξιάν.* fragm. p. 291. D. *ἔχομεν δὲ ὥσπερ πρ ἀλλοτρίους τοὺς συγγενεῖς* cet.

Multo perniciosiores syllabae sunt repetitae. Luculentissimum exem-plum exhibet Ep. XLVI. p. 426. D. E.: *ἔλαττον μὲν ἢ ὥστε ἄνδρα περιουσίαν ἐννοῆσαί τι μέγα καὶ ἀποφῆναι ὄλβιον.* Quod fit i terdum in interpretationibus Latinis, ut difficultates callide dissimulen-tur, nostro loco factum est a Petro Martinio haud malo alioquin inter-prete. Vertit ita: „Munus est profecto levius, quam ut eo quispiam

---

*) In adnotatt. ad orat. I. Lipsiensi Wyttenbachii commentationum editioni praefixis.

ssit vel de opum abundantia gloriari vel beatum se praedicare.“ Falsime. ἀποφῆναι activa est forma neque significare potest „beatum praedicare“; et inaudita est, quam ille proposuit, verbi ἐννοῆσαι nificatio. Loquitur Julianus de praedio antea commemorato idque item quemquam efficere posse negat. Exspectamus igitur pro ἐνῆσαι verbum transitivum, quod cum sequenti ἀποφῆναι ad ἄνδρα rendum sit. Non despero id inveniri posse. Nam si statuamus, positionem ἐν ex antecedenti ἄν librarii errore originem duxisse, bemus formam νοῆσαι e qua facillime ὀνῆσαι effici potest *); ita haec dicat Julianus: ἔλαττον μὲν ἢ ὥστε ἄνδρα εἰς περιουσίαν ῆσαί τι μέγα καὶ ἀποφῆναι ὄλβιον. Minus grave vitium hinc traxisse videntur haec in Or. III. p. 110. C.: τῇ δὲ ἀνὴρ μὲν οὐ-ὶς καλὸς καὶ μέγας ἢ ἰσχυρὸς καὶ πλούσιος ὃς ὑπὲρ τούτων λόγους ἐλθεῖν ὑπέμεινε: deleto enim pronomine ὅς, facilior longe et elegantior sententia.

Arcte cum his erroribus conjunctae sunt falsae verborum et sylrum divisiones. Exempla non desunt.

Misop. p. 345. D. οὐδ' ἔστιν οὐδὲν ὅσον τὸν ἄγριον καὶ ἀνήν μαλάξει θυμόν. Ad οὐδέν requiritur pronomen relativum, indicativi sequantur. diremto igitur illo ὅσον et leniter mutato, endum videtur: οὐδ' ἔστιν οὐδὲν ὅ σου τὸν ἄγριον sqq.

Ep. XLI. p. 421. C. Πρό σου δὴ καὶ αὐτὸς τὸν λόγον εὐμενεύματι. Vulgatam hanc lectionem, quum sensu cassa sit, Hey-s ex uno codice G., qui pessimae est notae, interpretis etiam, ut tur, aliquid tribuens auctoritati, ita mutavit: πρόσχες δὴ καὶ αὐτὸν λόγον cet., idque ita interpretatur: „accipe ante alios“. Parum verisimile videtur, Julianum, si hoc dicere voluisset, non additu fuisse πρὸ τῶν ἄλλων vel simile quid, neque recte Heylerus exit aoristi illius significationem. Denique quis interpolato isti codici habebit, quum alii libri idem omnes exhibeant, idque tale, ut, tione paene nulla, elici inde queat idem, quod scripsit Julianus.

*) Similis est verissima Petavii conjectura, qua in Or. III. p. 116. C. pro ἀνόη- ἀνόητον reposuit.

Haud dubie legendum est: προσοῦ δὴ καὶ αὐτὸς τὸν λόγον εὐμε νεύματι. Verbo προσίεσθαι nihil Juliano est usitatius. Hoc divinas videtur interpres, qui „accipe" habet, non Heyleri illam, quam vo emendationem.

Fragm. p. 291. C.: πῶς δὲ ὅταν ἑταίρειον θεραπεύων ὁρῶν τοὺς πέλας ἐνδεεῖς χρημάτων, εἶτα μηδ' ὅσον δραχμῆς ταδιδοὺς, οἴεται τὸν Δία καλῶς θεραπεύειν. ὅταν inter mera ticipia positum ferri nequit, reponendum est: πῶς δὲ ὁ τὸν ἑτ ρειον sqq.

A multis jam observatum est negligentiores librarios, ubi ve inveniebant e verbo simplici et duabus praepositionibus composita, teram interdum praepositionem omisisse. Uno, ni fallor, loco ipsi co duplicis compositionis vestigia tenent. In ep. XX. p. 388. B. vul lectio est: εἰ δὲ χρή τι καὶ ἐπεύξασθαι, duo codd. Parisini προσεύξασθαι. si utraque lectione conjuncta προσεπεύξασθαι bemus, proxime accedemus ad cumulatiorem Juliani elegantiam

Magnus est locorum, qui, quod supra saepe factum e cavi, e brevium et longarum vocalium permutatione labem numerus et facilis fere semper emendatio. Quare de iis perspexit interpres, de paucis tantummodo locis dicturus, u liquet, quid ille senserit, aut errasse eum patet. Versa litteris ο et ω discernendis.

Or. II. p. 99. B. πολλῶν δὲ τυχὸν ἀληθῶς ἐνόχ περὶ αὐτὸν ὑποψίαις. Quam impedita sit haec lec docebit, qui mire se torquet in interpretando. Vertit multi forsitan vere de iis, de quibus erant suspect tratis essent abnoxii." Quanto facilior fit sententi περὶ αὐτῶν ὑποψίαις.

Or. III. 125. A. λόγων γὰρ ἀστείων καὶ ρους τῶν ἐν ταῖς βίβλοις δεξα μενο

Fragm. p. 302. B. ὡς τά γορεύει νόμος, φυλάττειν τι ποιητέον αὐτόν. lisse videtur. Pra

Ἑλλήνων ἀγαθὸν ἐπὶ τοσούτῳ χρόνῳ τὴν ἑῴαν ἀπολιπὼν οὐκ εἶδον.

Quam multiplex sit scripturae depravatio, patebit ex iis, qua hactenus disputavimus. Nondum tamen licet consistere. Nam qu in his certae quaedam leges inveniri potuerint, e quibus et deprava pendeat et emendatio, alii sunt errores permulti, qui ad commu principia revocari non possunt, nisi ad illud, quod omnium maxi est commune, negligentiam. Magna eorum pars e compendiis scriptu rae obiter inspectis et perperam intellectis originem duxit. Qui co ruptissimi mihi visi sunt loci, jam sequantur emendati.

Or. II. p. 81. B. οὐδὲ ἔθνη τὰ πολυτελῆ καὶ ψήφους Ἰνδικ καὶ γῆς πλέθρων μυριάδας πάνυ πολλάς. Nemo, ne ditissim quidem, integras nationes possidet, nedum nationes πολυτελεῖς: nequ quid articulus τά sibi velit perspicitur. Mutatione opus est, sed n nimis gravi. Ita scripsit Julianus: οὐδὲ ἐσθῆτα πολυτελῆ καὶ ψή φους Ἰνδικάς sqq.

— p. 52. B. τρεῖς ὑμᾶς τοὺς αὑτοῦ παῖδας προελόμενος ἄρχοντας. Scripserim προσελόμενος.

Or. III. p. 115. C. ὡς ὅδε μὲν τὸν πρῶτον δὲ ἐκείνην νέμ κλῆρον. Interpres jam videtur sensisse πρῶτον mutandum esse πατρῷον.

— p. 118. B. καὶ μὴ πρότερον προσέσθαι μηδὲ ἐνδείξασθ ψευδῆ καὶ ἄδικον διαβολήν. Amat Julianus synonymorum, ne tiva conjunctione interposita, copulationem (cf. p. 119. B. ἀφανί οὐδὲ ἀναλώσας. p. 120. A. οὐκ ἐφιεὶς οὐδὲ ἐπιτρέπων). C sequitur hinc, nostro loco ἐνδείξασθαι in ἐνδέξασθαι mutand esse.

— p. 124. B. ἕν γέ τοι πάντως ἕπεται οἷον ἐφόδιον στρατείας πρὸς αὐτό που πάλαι ξυγκείμενον. Petavii interpre „qui ad hoc ipsum accommodate scriptus olim fuerit" probari non p test, quum, si talia cogitasset Julianus, dicendum ei fuisset: πρ τοῦτο vel πρὸς αὐτὸ τοῦτο: neque facile quis dixerit, quinam illi libri olim, ut inter arma legerentur, compositi. Latet vitium codd. Nam quum Julianus paulo post libros rerum gestarum imag

nem iis exhibere dicat, quibus rem videre non contigerit, facilis est conjectura, eum illos scriptores ceteris anteposuisse, qui rebus, quas narrant, ipsi interfuerint. Haec conjectura parit alteram, Julianum *πρὸς αὐτόπτου πάλαι ξυγκείμενον* scripsisse.

Or. III. p. 126. A. *ὁμολογῶν ἔφη τὸ παρ' ἡμῶν μαθεῖν.* Quum verbum *μαθεῖν* accusativo careat et articulus *τό* minime necessarius videatur, pro *τό τι* scripserim.

Or. VI. p. 188. B. *ἀληθείας μὲν ἣ πάντων ἀγαθῶν θεοῖς πάντων δὲ ἀνθρώπων ἡγεῖται.* Minus accurate sententiae sibi respondent, praesertim quum vix dubitari possit, quin Julianus diis homines opposuerit. Probabilis igitur est, ni fallor, conjectura mea: *πάντων δὲ ἀνθρώποις ἡγεῖται*, ipso etiam Juliani usu confirmata. cf. p. 195. C.: *πάντων ἀγαθῶν ἀνθρώποις ἡγεῖσθαι.*

Or. VII. p. 231. D. *τί οὖν, εἶπεν ὁ μέγας Ἥλιος, ὅτι σε πάντως χρὴ ἐπανελθεῖν ἐκεῖ;* Jussus exspectatur dei, non interrogatio, praesertim quum adolescentulum alloquatur. Hinc suspicor reponendum esse: *ἴσθι οὖν, εἶπεν* sqq., uti postea eum alloquitur p. 234. C. *ἴσθι δὴ σαυτῷ τὰ σαρκία δεδόσθαι.* Mire in hac voce erraverunt librarii: assentior enim Petavio et Wyttenbachio, quorum ille p. 223. A. *τῷ* in *ἴστω* mutavit, hic p. 110. D. pro *ἅτε ἴστω* scribendum judicavit.

Or. VIII. p. 242. D. *χρηστὸν δὴ* (*δὲ* Pet.) *εἴ τι γέγονεν ἤ τι βεβούλευται κοινῇ παρ' ἡμῶν, τοῦτο ἀλλήλοις εἰπεῖν μελήσει.* Vitiosa lectio Petavii peperit conjecturam *ἐμέλησε.* Modestus est Julianus, mala se cum Sallustio consilia iniisse negat: num bona inierit, ipse non audet dicere, sed aliis judicandum relinquit. Legendum igitur est: *τοῦτο ἄλλοις εἰπεῖν μελήσει.* Eodem modo in longioris vocabuli locum brevius suffecerim in fragm. p. 298. C. Nam, quae ibi leguntur: *ἀλλ' ὅπως ἔχῃς ἐγγύθεν διδάσκειν,* etsi admittant explicationem, sed duram illam et impeditam, vix dubito quin ita mutanda sint: *ἀλλ' ὅπως ἔχῃς ἔνθεν διδάσκειν.* In sequentibus pro *ἔχειν* scribe *ἔχεις.*

Ad S. P. Q. Atheniens. p. 271. C. *ὥσπερ ὂν παρὰ τοῖς Πέρ-*

σαις sqq. Petavius conjecit *οὖν*, rectius puto *οἱ* scribemus. Eadem haec vocula perperam in *οὐ* abiit in Or. VI. p. 196. B.

Misopog. p. 370. D. *γῆς κλήρους, οἶμαι, τρισχιλίους ἔφατε ἀπόρους εἶναι.* Malim *ἀφόρους.* Divinavit id fortasse interpres.

Ep. X. p. 379. D. 80. A. *Τολμᾷ δῆμος ὥσπερ οἱ κύνες ἄνθρωπον σπαράττειν, εἶτα οὐκ αἰσχύνεται καὶ φυλάττει καθαρὰς τὰς χεῖρας ὡς προσάγειν πρὸς τοὺς θεοὺς αἵματος καθαρευούσας.* Scripturam vel corruptam esse vel mancam, recte judicavit Heylerus: num jure locum inextricabilem vocaverit, dubito. Vix enim dubitari potest, quin Imperator, externo etiam deorum cultui omni modo prospiciens, Alexandrinis quum propter Georgii caedem iratus fuerit, tum propter preces statim post patratam caedem impuris manibus institutas (cf. Or. II. p. 70. D. 71. A. *ταῦτά τοι καὶ ἐπαινοῦμεν τὸν Ἕκτορα σπένδειν μὲν οὐκ ἐθέλοντα διὰ τὸν ἐπὶ τῶν χειρῶν λύθρον*). Hoc si tenemus, probabile videbitur, duabus vocibus transpositis, duabus leniter immutatis, Julianum scripsisse: *εἶτα οὐκ αἰσχύνεται καὶ φυλάττει τὰς χεῖρας ὡς καθαρὰς προσάγειν πρὸς τοὺς θεοὺς αἵματι καταῤῥεούσας.* Suspecta praeterea mihi sunt verba *καὶ φυλάττει.* Etiamsi enim largiar Julianum, optimorum scriptorum exempla secutum, activo pro medio uti potuisse (cf. Heindorf ad Plat. Gorgiam §. 38.), repugnat id ejus consuetudini (cf. Or. II. p. 91. D. *τὸ παθεῖν τι τοιοῦτο ὀρθῶς φυλάξεται*). Rarior ista negligentia frequentius videtur usurpata esse ab infimae Graecitatis scriptoribus*), et redolet particula *καί* scholiasten, quam saepe a Grammaticis pro *ἤγουν* positam esse, docuit, ut alios taceam, Bastius in Addendis ad commentat. palaeograph. in Schaeferi Gregorio Corinthio editam p. 893. **) *αἰσχύνεται* nostro loco aptissime per *φυλάττει* explicari potuit.

---

*) Satis id probare videntur duo exempla e Du Cangii Glossario s. v. *φυλάγειν* desumpta. Gloss. Graecob. *αὐλίζεται. φυλάττει ἢ φυλάττεται ἢ φυλάγεται* Barthol. Monachus in elencho Agareni: *φύλαγε μὴ ἀποτρίψω τὴν αἰδῶ τῆς ἀναστροφῆς καὶ φονεύσω σε.*

**) Diligenter fere semper a scholiastis particularum quarundam discrimina observantur. Ubi verbum verbo ita explicant, ut alterum cum altero permutari possit, aut

Ep. XXIII. p. 390. A. *οὐδὲ τὸ καθ᾽ ἑαυτὸν ὄντα πᾶσι πρᾶον, εἰ καὶ ἐδόκει πολλοῖς τοιοῦτος.* Etiamsi *πᾶσι* quodammodo expli-cari possit, probabilius tamen mihi videtur, librarium ita scripsisse pro-pter antecedens *πᾶσι*, nobis *πάνυ* scribendum esse. Est enim ele-gans hujus vocis cum negatione conjunctio, elegantior etiam si *τι* accedat. cf. D'Orville ad Charit. p. 477. ed. Lips. Similia sunt quae Or. II. p. 94. A. leguntur: *οὔτι πρᾶος ὢν λίαν τοῖς ἐγγόνοις.* Eorundem, quod obiter adnotabo, litterarum confusio mendi causa ex-stitit in scriptore Juliano inimicissimo, quod nondum correctum esse valde miror. Jac. Tollius in insignibus itinerarii Italici (Traject. 1696. p. 22.) carmen edidit Gregorii Nazianzeni de episcopis. Laudat Gre-gorius apostolos et miratur, simplices homines libros potuisse compo-nere intellectu difficillimos. Pergit ita:

> *εἰς οὓς* (libros) *λόγος τοσοῦτος αὖθις καὶ πόνος*
> *ὡς μὲν τὰ πάντα τυγχάνειν πονημάτων.*

Tollii conjecturam *ὡς πάντα πλήρη τ. π.* recte tanquam auda-ciorem improbat A. Neander (der heilige Chrysostomus. vol. I. p. 114. 1.), neque tamen satisfacit, quam ipse proposuit, explicatio, quum particulae *μέν* vim et significationem negligat. Mihi Tollius sententiam rectissime perspexisse videtur, sed abstinendum ei erat a tam gravi mutatione eaque prorsus supervacanea, quum in promptu sit, una lit-terula mutata, ita scribere:

> *ὡς μεστὰ πάντα τυγχάνειν πονημάτων.*

Ep. XXVII. p. 400. D. *ἐκτὸς πάτου γὰρ εἶναι χρὴ καὶ δρᾶσθαι καθ᾽ ἡσυχίαν ἐπ᾽ αὐτὸ τοῦτο πορευομένων οὐκ ἐπ᾽ ἄλλο τι βα-δι-ζόντων τὰ πρὸς τοὺς θεοὺς ἱερεῖά τε καὶ ὅσια.* Locus est

---

...am tantummodo vocem adscribunt, aut *ἤγουν* vel *καί* interpretamento praefigunt; ...i plura verba ita explicant, ut eadem aut paucioribus verbis in margine repetantur ...t fusius circumscribantur, *τούτεστιν* explicationi praemittunt; ubi supplent nonnulla, ...ae faciliorem reddant ellipticam scriptorum dictionem, *δηλονότι* addunt. Inveniun-...r tamen, quod nemo mirabitur, loci, qui his praeceptis repugnent. Ita *ἤγουν* ubi *τούτεστιν* exspectaveris, Philostr. scholiastes usurpavit. p. 566. Boiss. *διά τε τὴν ῥώμην τοῦ εἴδους: ἤγουν διὰ τὴν ἐμφαινομένην ἀπὸ τοῦ εἴδους ῥώμην.* Con-...a Suidas s. v. *μεταχειρίσαι τούτεστιν* habet, ubi communis usus *ἤγουν* desiderare ...detur.

vexatissimus: nam quum viderent critici, verba, qualia eduntur, intelligi non posse, alias alii vias ingressi sunt. Wyttenbachii conamina recte reprehendit Heylerus (p. 289.), Heyleri non minori jure ego vitupero. Nam quod ad *εἶναι* et *δρᾶσθαι* ex antecedentibus *εὐσέβεια* suppleri vult, fieri non potest: non *δρᾶται* enim *εὐσέβεια*, neque si Julianus *βασταζόντων* pro substantivo haberi voluisset, hoc quidem loco articulum omittere potuisset. Mihi nihil e praecedentibus supplendum videtur, *εἶναι* et *δρᾶσθαι* referenda sunt ad sequentia: *ἱερεῖά τε καὶ ὅσια*, cetera absolute sunt interposita. Sed mendum in iis latet. Pro *βασταζόντων* enim si verbum scribitur Juliano usitatissimum *βαδιζόντων*, perspicua sunt omnia. Additamentum minime necessarium esse non nego, sed facilius utique tolerari potest integra sententia addita, quam si ex Heyleri ratione Julianus ad *αὐτὸ τοῦτο* in eadem sententia *οὐκ ἐπ᾽ ἄλλο τι* pueriliter paene addidisset.

Ep. XXXV. p. 408. D. 9. A. *οὐδὲ* (*οὐ* cod. A.) *γὰρ εἰς χορήγησιν ἀγώνων γυμνικῶν ἢ μουσικῶν οἱ Κορίνθιοι τῶν πολλῶν δέονται χρημάτων, ἐπὶ δὲ τὰ κυνηγέσια τὰ πολλάκις ἐν τοῖς θεάτροις ἐπιτελούμενα ἄρκτους καὶ παρδάλεις ὠνοῦνται. ἅπερ αὐτοὶ μὲν εἰκότως φέρουσι διὰ τὸν πλοῦτον καὶ τῶν ἀναλωμάτων τὸ μέγεθος ἄλλως τε καὶ πολλῶν πόλεων ὡς εἰκὸς αὐτοῖς εἰς τοῦτο συναιρομένων ὠνοῦνται τὴν τέρψιν τοῦ φρονήματος.* In altera hac sententiae parte aperte *πλοῦτος* et *τῶν ἀναλωμάτων τὸ μέγεθος* sibi respondent, ita ut Corinthii propter divitiarum magnitudinem sumptuum etiam magnitudinem facilius tolerare posse dicantur. Hoc si tenemus, illud *ἅπερ*, quod et interpretibus fraudi fuit et editoribus, ferri nequit, quum careat verbo, ex quo pendeat. Nisi omnia me fallunt, lenissima mutatione pronomen *ἅπερ* in particulum *ἀτὰρ* mutandum est, rariorem quidem illam apud solutae orationis scriptores, sed quae inveniatur apud nostrum Or. III. p. 129. D. *ἀτὰρ δὴ καὶ ἐμαυτόν.* Ita usque ad *ὠνοῦνται* omnia rectissime procedunt. Sed in extremis verbis summa inest difficultas, quae quomodo expedienda sit, pro certo non scio. Fortasse omnia illa: *ὠνοῦνται τὴν τέρψιν τοῦ φρονήματος*, quum antea negligenter omissa essent, in

nuata, non de perfecta actione cogitandum esse probat: *δεδομένα* i tur in *διδόμενα* mutaverim.

Ep. LII. p. 437. A. *ὅτι μὴ δικάζειν ἔξεστιν αὐτοῖς καὶ* φειν *διαθήκας καὶ ἀλλοτρίους σφετερίζεσθαι κλήρους καὶ πάντα ἑαυτοῖς προσνέμειν.* Male me habet articulus uni infini additus, quum ceteri omnes hoc comite careant. Neque tamen pro delendus est: rectissime enim se habet, si leniter mutatus ad πά referatur, ita: *καὶ τὰ πάντα ἑαυτοῖς προσνέμειν.*

Ad ultimum me vertam corruptionis genus. Saepe criticos v borum transpositione non ad sanandos scriptores usos, sed abusos e ad corrumpendos egregie docuit Godofredus Hermannus in comme ttone de emendationibus per transpositionem (Opuscc. vol. III. p. 98 sq facilis igitur est conclusio, caute eam in auxilium vocandam esse. cilior est res in poëtis, si perspecta habemus metra, difficilior in lutae orationis scriptoribus. Sed si in illis versamur, qui liberae G ciae temporibus et florenti ipsa lingua scripserunt, elegantiae leges quatenus sequi licet, quum, quod elegantiae prorsus adversatur, genio etiam eorum repugnet. Ad serioris aevi scriptores ubi de mur, deficit nos hoc adjumentum, quum illi aut parum curent ju verborum collocationem, aut, si curant, non communia sequantur gantiae et pulchritudinis praecepta, sed sua. Usum istum si obser studemus, tantam interdum deprehendimus inconstantiam, ut non li alterum locum ex altero emendare, quum nesciamus, uter pro no habendus sit. Quare si paucissima tantum hujus generis exempla tulero, gratiam me initurum spero, quod nonnulla certe proposue non in vituperationem incursurum, quod non longe plura. Un cula sedem mutavit in ep. XXXVII. p. 412. C. *ἐπεὶ δὲ αἴσχιον ἡ μαι πρὸς ἄνδρα τοὺς ἄλλους νουθετεῖν εἰδότα ποιεῖσθαι λό οἷς χρὴ τοὺς μὴ εἰδότας σωφρονεῖν καὶ παιδεύειν.* Inter „Nunc vero, quoniam turpe videtur ad eum, qui caeteros docet, ca oratione, qua indoctos lenire ac erudire consuevimus.“ *νουθετ εἰδότα* e codd. recipiendum esse vidit Heylerus, in ceteris caecu Quis enim feret interpretis explicationem? quis credet *σωφρονεῖν* h uno loco transitive usurpatum esse, quum alibi semper intransi

ponatur, et *μὴ εἰδότας* „indoctos“ significare, non addito infinitivo, quo numquam caret? Omnia haec incommoda evanescunt, si una vocula *καί* quo posita est loco deletur et ante *τοὺς ἄλλους* collocatur: nemo enim negabit, ita rectissime procedere orationem: *ἐπεὶ δὲ αἴσχιον ἡγοῦμαι πρὸς ἄνδρα καὶ τοὺς ἄλλους νουθετεῖν εἰδότα ποιεῖσθαι λόγους οἷς χρὴ τοὺς μὴ εἰδότας σωφρονεῖν παιδεύειν.* Paulo gravius erratum esse videtur in ep. ad S. P. Q. Atheniens. p. 280. A.: nam quae ibi leguntur: *ἐπέστειλεν αὐτὸ πρὸς με πράττειν κελεύσας,* nemo facile explicaverit. Commemorat Julianus pecuniam a Florentio barbaris numeratam: idem ut faceret Constantium sibi suasisse addit. De sententia non potest dubitari: ut insit ea in Juliani verbis, una voce transposita et addito articulo, ita scribendum videtur: *ἐπέστειλεν πρός με τὸ αὐτὸ πράττειν κελεύσας.*

Integra quattuor verborum series transponenda est, si recte video, in ep. XXXVI. p. 411. C. Editiones haec habent: *πολλή τις ἦν πάνυ καὶ μεγάλη βιβλιοθήκη Γεωργίου καντοδαπῶν μὲν φιλοσόφων πολλῶν δὲ ὑπομνηματογράφων, οὐκ ἐλάχιστα δ᾽ ἐν αὐτοῖς καὶ τὰ τῶν Γαλιλαίων πολλὰ καὶ παντοδαπὰ βιβλία.* Vulgata lectio ita tantummodo defendi potest, ut totam sententiam *οὐκ ἐλάχιστα — Γαλιλαίων,* uncinis circumscriptam, a ceteris sejungamus; neque tamen probabilis videtur haec ratio. Aut enim e praecedentibus aliquid repetendum est, quo *αὐτοῖς* referatur, aut e sequentibus demum lucem accipit pronomen. Neutrum verisimile est, praesertim quum rarissimae sint apud Julianum contortae ejusmodi sententiae. Mihi Julianus pro singulari, quo est, oppositionum amore ita videtur scripsisse: *πολλή τις ἦν πάνυ καὶ μεγάλη βιβλιοθήκη Γεωργίου, παντοδαπῶν μὲν φιλοσόφων πολλῶν δὲ ὑπομνηματογράφων πολλὰ καὶ παντοδαπὰ βιβλία, οὐκ ἐλάχιστα δ᾽ ἐν αὐτοῖς καὶ τὰ τῶν Γαλιλαίων.* Simili transpositione opus est in Misopog. p. 344. C. Narrat Julianus, se Antiochiae, quum templum ingrederetur, plausu et clamoribus civium exceptum esse. Quem morem, theatris aptiorem, acriter se vituperasse, et hoc loco ostendit et alibi (cf. Heyler. p. 482). In hac joculari oratione ipsi sibi moderationem vitio vertens, ita se alloquitur: *Τί οὖν εὐκ ἀγαπᾷς οὐδ᾽ ἐπαινεῖς, ἀλλ᾽ ἐπιχειρεῖς εἶναι σοφώ-*

τερος τὰ τοιαῦτα τοῦ Πυθίου καὶ δημηγορεῖς ἐν τῷ πλήθει καὶ καθάπτῃ τῶν βοώντων πικρῶς αὐτὸ δὴ τοῦτο λέγων τὸ ποιούμενον ὑπ' αὐτῶν, ὡς ὑμεῖς τῶν θεῶν ἕνεκεν sqq. Quum ipsa Juliani verba inde ab ὡς afferantur, sine dubio antecedentia αὐτὸ δὴ τοῦτο λέγων ad ea referenda sunt. Quod si statuimus, verba τὸ ποιούμενον ὑπ' αὐτῶν extra orationis nexum posita, dirimunt quae debent conjungi. Hinc ejecta, post ἐπαινεῖς, ni fallor, collocanda sunt. Olim unius cod. auctoritatem secutus ἄλλων recipiendum duxi et cetera ita mutavi: αὐτὸ δὴ τοῦτο ψέγων τὸ ἐπαινούμενον ὑπ' ἄλλων: sed quum ipsa Juliani verba sequantur, non dubito, quin altera illa ratio praeferenda sit. Permira unius cod. lectio ansam praebet emendandi in ep. IX. p. 377. D. 78. A. ἄλλοι μὲν ἵππων ἄλλοι δὲ ὀρνέων ἄλλοι θηρίων ἐρῶσιν, ἐμοὶ δὲ βιβλίων κτήσεως ἐκ παιδαρίου δεινὸς ἐντέτηκε πόθος. Haec editionum lectio quomodo defendi possit, non video. Nam, quod quidam censuit, (cf. Heyl. p. 196.) θηρία canes esse venaticos, nemo persuaderi sibi patietur, quum hic usus, communi contrarius, exemplis nitatur nullis. Facilis est conjectura, Julianum equos tantummodo commemorasse et aves, librarium aliquem, quum, quae singula proposuerat scriptor, una notione comprehendere studeret, in margine scripsisse ἄλλοι θηρίων ἐρῶσιν, idque postea in textum irrepsisse. Mihi quoque olim placuit. Sed longe certiorem emendandi rationem bonus ille cod. A. ostendit. Hic enim haec exhibet: ἄλλοι ἄλλων ἵππων ἄλλοι ἄλλων ὀρνέων ἄλλοι δὲ θηρίων ἐρῶσιν, e quibus si ἄλλων, ubi ferri non potest, deleatur, ponatur ubi necessarium videtur, facillime haec effici possunt: ἄλλοι μὲν ἵππων ἄλλοι δ' ὀρνέων ἄλλοι δ' ἄλλων θηρίων ἐρῶσιν, ἐμοὶ δέ sqq. Theodori Döhneri, Plutarchearum quaestionum editoris*), nec mea est conjectura.

Duorum verborum, quorum similis est significatio, transpositionem, quam frequentissimam dicit Hermannus (l. l. p. 104.), deprehendi in ep. ad S. P. Q. Athenieus. p. 281. D. 82. A., qui locus duabus eget emendationibus. Nam quum e codd. haec edita essent: κατανοήσας

*) Lips. 1840. 8.

δὲ πρὸς τὸ διάφορον τοῦ τρόπου καὶ βλέπων τῷ μὲν ἄγειν αὐτὸν πιστεύοντα τῷ δὲ οὐδ' ὅλως προςέχοντα, Petavius adeo de eorum salute desperavit, ut ne interpretationem quidem addere conaretur. Audacior fuit Spanhemius, sed parum feliciter lacunam a decessore relictam explevit. Ego certe non video, quomodo *ἄγειν αὐτὸν πιστεύοντα* explicari possit per „illum quidem a quo regeretur fidentem.“ Error latet in codd., sed facile emendari potest, dummodo memores simus, permutari haud raro in codd. litteras *α* et *ει* *). Scribendum est: *τῷ μὲν ἄγαν αὐτὸν πιστεύοντα τῷ δὲ οὐδ' ὅλως προσέχοντα.* Uno vitio sublato, restat illud, de quo supra monui. Participia enim *βλέπων* et *κατανοήσας* ita permutanda sunt, ut alterum in alterius loco ponatur. Arguit id praepositio *πρός*, quae cum *βλέπειν* saepissime conjungitur, cum *κατανοεῖν* numquam.

Finem facio scribendo, non quin plura etiam supersint emendanda, sed memor illius: *τῇ χειρὶ σπείρειν μηδ' ὅλῳ τῷ θυλάκῳ!* Hoc unum peto e VV. DD., ut, si forte unam vel alteram ex his emendationibus occupatam invenerint ab aliis, inscitiae repetitionem tribuant, non fraudi: toties enim in philologorum commentariis laudatus est Julianus et emendatus, ut numquam certus esse possis, te omnia collegisse.

---

*) cf. Bast. comment. palaeogr. p. 706.

Sulle tria fata

discorso letto nell'adunanza dell'instituto archeologico intitolata al Natale di Winckelmann

li 9 Dicembre 1843.

La topografia delle città antiche in genere ha due fondamenti, vuo' dire i cenni conservati presso gli autori e gli avanzi più o meno distrutti del fabbricato. D' ambedue gli aiuti topografi di Roma si sono prevalsi in modo tale che la topografia romana può servire di modello a tutte le ricerche di questa natura, per quanto siano pochi i risultati che hanno incontrato universale approvazione e per quanto sia grande il numero dei problemi che mancano perora d'una risoluzione soddisfacente. Ma oltre gli autori ed oltre le rovine, le ricerche topografiche in Roma hanno ancora una terza guida, meno antica e meno apprezzata, ma ugualmente degna d' essere seguita, vuo' dire la tradizione de' mezzi tempi connessa colla menzione delle chiese le più antiche della città. Se si considera per esempio che Carlo Magno durante la breve dimora che quì fece, malgrado le burrasche, le quali avean divastate le sette colline, vidde senza dubbio gran parte ancora di Roma antica, che gli imperadori dei secoli successivi pranzavano ancora nelle sale dell' antico palazzo cesareo, che verso la fine del decimo quinto secolo ancora esistevano fabbriche, di cui meschini avanzi soltanto fanno testimonianza, chè secondo universale legge i nomi sono più immortali che le cose, non potremo far a meno di dar una grande importanza a questi nomi, i quali ci sono giunti per cammino dell' antichità, siccome testimonj parlanti dell' antico splendore. È vero che non può negarsi che gli antichi nomi, a poco a poco dalla lingua, che di giorno in giorno andava rimodernandosi, alienati e dal popolo non

ssi, erano soggetti alla corruzione, anzi furono in gran parte tal-
nte stroppiati, che spesse volte riesce difficile di riconoscerne l' ori-
romana. Ma vale quì pure la massima, la quale nella critica filo-
ica spesso si trova applicata, che la corruttela rende testimonianza
l vero e genuino. Molto più grande è la difficoltà, la quale ridonda
la mutazione non de' nomi ma del loro significamento che coll' an-
e del tempo si è allargato oppure ristretto. Non dubito di trovarvi
causa del trascuramento, che finadora ha provato questo importante
to della topografia, ma, se mal non mi appongo, le mutazioni stesse
ostranci la strada, la quale ha da battersi nell' arte perora poco
tivata di tener appresso alle cose antiche nei tempi di mezzo. Sar-
be ingratitudine di voler dire che i corifei della topografia non ab-
ano conosciuto l' aita che porgono questi nomi o che non se ne
no prevalsi, ma non vorrà negarsi, che l' autorità delle tradizioni
lessi vien chiamata in aiuto piutosto occasionalmente anzichè sotto-
la a sistematico e minuto esame e che tante volte grave biasimo
l' ignoranza dei tempi di mezzo ha dovuto coprire e scusare la
ncanza d' esatteza. Non sorprende però che le tradizioni non godano
ppo buona fama, e che siano state considerate talvolta siccome in-
zioni d' un' epoca oscura le denominazioni, che non volevano met-
si subito d' accordo coi risultati, mediante altre ricerche assicurati,
che furono almeno riputate talmente allontanate dalla vera loro signi-
zione e forma, che l' autorità loro compariva nulla.

Memori delle cose dette in principio, sentiremo sempre qualche
molo, che non ci lascierà contenti d' un semplice fatto negativo e
fà nascere il pensiero, se la sterilità delle tradizioni stia forse
no in esse medesime che nel modo di trattarle. A parer mio
bene, che può sperarsene, non può ottenersi mediante isolati at-
chi, ma esclusivamente mercè sistematico assedio, a cosi espri-
rmi, del suo dominio, vuo' dire in grazia d' una perfetta storia di
dizioni dei mezzi tempi; chè solamente con questo metodo potrà
giungersi al di là della corruzione la sorgente e l' origine. Evvero
e sarebbe questo lavoro arduo e lungo, talvolta pur noioso e stan-
evole, ma anche se fossero i resultati per la topografia antica meno

importanti, di ciò che deve lusingarsi, sempre dovrebbe riprometterci qualche ricompensa l' importanza de' risultati per la storia della città. Benchè ancora poco domesticato su questo dominio vasto, pure sono quasi persuaso che anche questi nomi non sono inventati ma anzi nati e che in quei casi dove sembrano stare in contraddizione coi fatti, dopo più accurata disamina essi, o porgonci correzioni ed allurgamenti delle nostre cognizioni, oppure affermano ciò che in grazia d' altre ricerche è reso sicuro. Certo che il lavoro è degno d' essere raccomandato ai dotti romani, i quali trovansi in mezzo ai materiali ed i quali di quotidiano aspetto della grandezza degli antichi e dei mezzani tempi deve incoraggire, quando stanchezza minaccia opprimerli in mezzo al cammino. La dissertazione che ho l' onore di leggere innanzi a questa onorevole udienza, s' occuperà d'una quistione relativa alla storia delle tradizioni, senza che possa essa servire da campione per l' importanza di questo studio. L' argomento è minuzioso e di leggiere conseguenze per la situazione della città, un risultato evidente di più non può sperarsi e dobbiamo però contentarci di collocare accanto alle altre ipotesi una congettura nuova più probabile forse e maggiormente d' accordo colle altre date. Questo punto precisamente è stato più d'una volta citato per render sospetta l' autorità della tradizione, di più esso riguardo il foro, il centro della topografia: però basteranno queste circostanze a scusarmi di aver scelto questo argomento appunto.

Al fianco della piazza alzansi tre antiche chiese, SS. Cosma e Damiano, S. Adriano, e S. Martina, la prima distante dalla terza ducentocinquanta passi circa. Tutte e tre portano oltre altri determinativi il sopranome in tribus fatis, oppure, ciò che si dice presso la medesima chiesa promiscuamente sita in tribus fatis.

L' autorità per questi nomi siccome per le antichità ecclesiastiche in genere trovasi nelle biografie de' papi cognite sotto il titolo di Anastasius bibliothecarius. Cotale base della nostra disquisizione comparirà assai solida a quei che si ricorderanno d'averci letto che S. Adriano papa regalò alla chiesa di SS. Cosma e Damiano in tribus fatis,

una preziosa veste *); che Onorio eresse a S. Adriano martire una chiesa in tribus fatis **): che Leone terzo finalmente fece riparare il tetto della basilica di S. Martina martire sita in tribus fatis ***). Malgrado di tutto questo la sussistenza di questo nome è stato revocato in dubbio da più d' un dotto. Così dice Martinelli nella sua Roma ex ethnica sacra, parlando de' SS. Cosma e Damiano, espressamente essa chiesa chiamasi in tribus foris e corrottamente in tribus fatis, ed in ben due altri passi del dotto suo libro egli conferisce il nome in tribus foris alle chiese S. Adriano e S. Martina, senza far nemmeno menzione dell' altra denominazione. L' autorità sua vien rinforzata dal Sachse, l' erudito storiografo e descrittore dell' antica città di Roma, e chi conosce la diligenza e l' accuratezza la quale spicca dapertutto in questa opera piena di merito, sarà disposto di rispettare la sua testimonianza. Anch' egli opina che il nome tria fata sia scevro di critica base †). Si vede che la quistione non è più semplicemente topografica, ma spetta alla critica filologica. Converrà perciò di consultare in MSS. d' Anastasio per gettare le fondamenta al nostro cammino.

Anastasio nomina le tria fata in sei passi ed i codici manuscritti frugati da Schelestrate ed Olstenio nel farne l' edizione grande romana ne porgono, ciò che da per sè sorprende, in cinque passi questo nome senza variante veruna; in un sol passo essi codici non cospirano, anzi mostransi discrepanti in modo significante. È questo nella vita d' Onorio ††), dove si dice esso papa abbia in onore di S. Adriano martire eretto una chiesa „in tribus fatis“, inaugurandola ed ornandola con ricchi doni. Che uno di essi MSS. porga in luogo di fatis: factis, non prova altro fuorchè l' ignoranza del copista, a cui la parola fatis riuscì nuova; altro codice ha per lezione originaria fatis, e foris non è che cambiamento posteriore. Un terzo MS. final-

*) §. 325.
**) §. 120.
***) §. 413.
†) §. 775.
††) §. 120. colle annotazioni dello Schelestrate e dell' Olstenie.

mente mostra schiettamente foris, lezione che vien puranche confermata dai concilj. In riguardo di cotale confronto, compresa la mancanza d' ogni variazione in cinque altri passi, nessuno vorrà muovere dubbj che fatis abbia da riconoscersi per la vera e genuina lezione. Se foris abbia forse da prendersi per mutazione pensatá, non potrà decidersi con certezza. L' autorità dei concilj in questo punto è meno significante di quello si dovrebbe supporre, imperciocchè essi mostrano nel medesimo passo in luogo d' Adriano la parola Aetiano che non dà senso. In quanto alla critica, più peso forse dovrebbe assegnarsi al codice parigino che ha cambiato fatis in foris. Può prendersi però per conghiettura sagace benchè non sicura l' opinione che il Piale ripetute volte propone con aria d' importanza, vuo' dire che la denominazione in foris sia stata introdotta nei concilj „per iscrupolo della parolo fatis". Tanto ha da tenersi per fermo che, in quanto permettono a vedere i fatti riportati, sarebbe in contraddizione con ogni norma critica di conferire il nome, il quale al sommo avesse distrutto in una chiesa sola la denominazione genuina, a due altre, che hanno conservato la loro vera ed intatta. Siccome stiamo per raccogliere e per schiarire almeno provvisoriamente i materiali, di cui abbiamo bisogno per consolidare la nostra dimostrazione, così per noi è d' importanza che tal nome ci sia cognito non solo da sorgenti ecclesiastiche. Procopio nella sua storia della guerra gotica prende occasione di fare osservazioni sul tempio di Giano a Roma. Giano, dice egli*), ha il suo santuario sul foro innanzi alla curia dopo essere passato un poco al di là delle tria fata. Chè così, continua esso scrittore, sogliono i Romani nominare le Mere. È vero che anche questa data appartiene ad epoca piuttosto recente ed infanti si è cercato di trar profitto dalla poca antichità di tutte queste date per far credere che lo stesso nome non potesse avere origine che in tempi assai recenti. Devò pur qui nominare il Sachse**). „La denominazione fata per Parcae, dice

---

*) 1, 25. ἔχει δὲ τὸν νεὼν ἐν τῇ ἀγορᾷ πρὸ τοῦ βουλευτηρίου ὀλίγον ὑπερβάντι τὰ τρία φάτα· οὕτω γὰρ οἱ Ῥωμαῖοι τὰς μοίρας νενομίκασι καλεῖν.

**) l. c.

gli, ed in particolare tria fata in luogo di tres Parcae si trova
per la prima volta in Apuleio, cioè nell' altra metà del secolo secondo
dopo Cristo". Così certamente non devesi argomentare. Lascio quì
a parte se sia vera l' opinione di Procopio, il quale identifica le Fata colle
Mere; ora trattasi soltanto dell' antichità del nome medesimo. La dis-
quisizione mitologica, la ricerca intorno il significato religioso delle deità
che chiamansi tria fata, è assai intrigata. Era facile di congiungere
ed anche di confondere le tria fata col nome generico di fatum; il
fato stesso inoltre è idea che fra mitologia e filosofia quasi vacilla, idea
che dovea affacciarsi alla speculazione naturalistica nei suoi primi esordj,
cosicchè essa più di qualunque altra era soggetta alla influenza del cam-
biamento dei tempi e degli individui e che la disposizione intorno il
suo valore religioso ed intorno il di lei significamento è forse la più
difficile che possa darsi. Dovremo però limitarci in modo assai sobrio
e quali secco se non vogliamo correre periglio di prendere tesi filoso-
fiche per dogmi. Le notizie le più importanti intorno le tria fata sonosi
conservate presso Gellio *). Questo scrittore appresso Varrone riferisce,
che gli antichi Romani abbiano considerato il nono e decimo mese sic-
come il momento di naturale sviluppo e perciò conferito alle tribus
fatis, i loro nomi „a pariendo et a nono atque decimo mense".
Quindi egli racconta, che Caerellius Vindex nelle sue lectiones antiquae
abbia nominato le Parche Nona Decuma Morta, ma che qui ci sia
errore, chè Morta non sia nomen, ma anzi non contenga che la pa-
rola moera. Anche che abbia da prendersi per poco probabile l' eti-
mologia di Varrone, conforme a cui parca col cambiamento d' una
sola lettera deriva a partu, sempre rimarrà assai importante la testi-
monianza di questo profondissimo conoscitore delle religioni antiche,
anzi saremo costretti, mancandoci ogni autorità più antica, di accomo-
darci all' idea sua della natura delle deità. Secondo questa manifesta-
mente non sono altro fuorchè deità del nascimento. Che comparisca
tale idea bizzarra, deve riferirsi alla circostanza, che tale idea coll' an-
damento dél tempo sia stata alterata. Se ci tenghiamo anche quì al

*) III, 16. 9.

sicuro soltanto, le fata in tempi posteriori mostrano una doppiezza, vuo' dire esse sono congiunte alla vita dell' individuo, siccome pure allo stato medesimo. Frequentemente le fata e precipuamente le tria fata occorrono su lapide antiche sepolcrali e votive, nè meno frequentemente le parche. Talvolta vengono nominate in senso talmente uguale che non possiamo opprimere la conghiettura, non siano essi che nomi diversi de' medesimi esseri. Sarebbe troppo lungo di confermar questo per mezzo di citazioni e confronti. Tanto più possiamo astenercene, quanto la testimonianza espressa del primo e terzo dei mitografi dell' emmo card. Mai*) che dichiarano amendue le tria fata vengano pur nominate Parche basta per rendere certa quella supposizione. Mostra altra parte della loro natura una medaglia di Diocleziano, su cui scorgonsi tre donne che si danno le mani colla leggenda Fatis victricibus, a chiara prova, che si abbia da pensare alle tria fata, quindi che la loro idea si sia alterata ed identificata colla potenza che governa la sorte degli stati. Che cosa ne sia dell' advocatio della fata scribunda dopo la noscita d'un fanciullo, di cui parla Tertulliano nel libro dell' anima **), sarebbe subbietto d' altra ricerca: sembra che qui sieno pareggiate le fata alle Parche, ma che la loro relazione colla nascita sia rimasa siccome traccia d' antichissimo costume. In ogni caso le nostre citazioni basteranno a mostrare che ciò che è di fatto nella notizia di Procopio, vuo' dire il nome senza la sua interpretazione ha da assegnarsi senza fallo al buon tempo della repubblica.

Ora se torniamo dopo tali discussioni preliminari, ma necessarie, alle notizie di Anastasio e di Procopio, vi si scorgerà facilmente una concordanza e nello stesso tempo discrepanza. Le tria fata presso ambedue sono indicazione di località, ma in senso ben diverso. Nella distanza delle chiese che chiamansi in tribus fatis, e più precisamente sitae in tribus fatis, dovremo riconoscere nella parola tria

---

*) Classicorum auctorum e Vaticanis codicibus editorum tom. III. Romae 1831, p. 40. 202.

**) p. 294. A. ed. Rigalt.

fata la decisa indicazione d' uno spazio maggiore, per ora non importa se sia strada o piazza. Tutt' altra cosa è presso Procopio. La sua indicazione è senza dubbio locale, ma le parole „se si è passato un poco al di là delle tria fata“ non danno senso se non chè questa denominazione abbia da additare un solo punto di poca estensione, ma non un angolo del foro oppure una larga strada, siccome si è voluto attribuirla di fatti a Procopio. È un merito segnalato di Sachse di aver rilevato questa distinzione per la prima volta con enfasi. Esso però dichiarò *) le tria fata di Procopio per un gruppo statuario e si è pure ingegnato di scoprire mediante abile congiuntura una notizia più antica di cotali statue. Plinio nella storia naturale menziona statue delle trè Sibille che stavano iuxta rostra **). Il passo medesimo è oscuro e forse corrotto, ma tanto può dedursene con certezza. In esse statue sospetta Sachse, e con lui altri, stieno nascose le trie fata. Non però negasi che abbia sussistito una certa relazione fra le Sibille ed una peraltro non originaria significazione delle fata, imperciocchè gli autori chiamano i loro libri ora sibillini ora fatali ***). Però anche che si sia ben lontano di trovarne col Bunsen †) una allusione nel verso d'Ausonio:

et tres fatidicae nomen commune Sibyllae,

sempre si è disposto d'accordare alla ipotesi una qualche probabilità, dovendosi pensare nell' uno e nell' altro caso a tre femminee figure. Eppure essa và scemando quando si sottopone la faccenda a più minuto esame. Prove dirette mancano affatto, il modo con cui figuravano gli antichi le Sibille ci è ignoto, per conseguenza non sappiamo nemmeno in quanto esse rassomigliassero alle fata della sullodata medaglia di Diocleziano. Che quel gruppo statuario finalmente sia stato chiamato in tempo di Plinio Sibille e non tria fata, dovrà ammet-

---

*) l. c.

**) l. XXXIV.: Equidem et Sibylla juxta rostra esse non miror, tres sint licet sqq.

***) Per esempio Fl. Vopisco nella vita di Aureliano c. XIX.

†) Le Forum Romanum expliqué selon l'état des fouilles le 21 avril 1835, p. 24.

tersi finchè la supposizione del contrario, la quale è precaria in sè stessa, abbia guadagnato un appoggio che finadora affatto manca. Potrebbe pensarsi a posteriore mutamento di nome, ma pur per questo dovrebbe considerarsi la prova. In quanto all' opinione poi, che propose il partigiano principale di questa ipotesi, sig. cav. Bunsen, che sieno esse statue forse trasmigrate dall' antiche rostra alle capitoline, essa manca d' ogni probabilità, avendosi da riflettere che la Notitia imperii ancora conosce trè rostra, oppure secondo che essa s' imprime rostra III. Manca quindi ogni motivo di supporre collocate le Sibille, non chè siccome dice Plinio, accanto alle rostra, ma messe eziandio con esse in significante rapporto, il quale avesse potuto cagionare la loro traslocazione di cui non sappiamo affatto nulla. Dovrà dunque limitarsi la probabilità di cotale ipotesi, tornando tutt' al più alle modeste espressioni del suo autore che opinò potessero forse, ma forse soltanto prendersi le tria fata identiche colle Sibille. Nemmeno con questa supposizione si spiega finalmente, come possa aver preso nome il lungo tratto da SS. Cosma e Damiano fino a S. Martina da un gruppo statuario di cui due volte soltanto si fa menzione in modo assai passegiero.

Evvero che pare secondo questo, possa difficilmente riuscire di conciliare le notizie di Procopio e d' Anastasio. È questa sicuramente la difficoltà maggiore; credo peraltro possa scoprirsi la radice della denominazione con qualche probabilità. Per far questa operazione ci diventa di gravissima importanza un passo dell' Ordine romano di Benedetto canonico del secolo duodecimo, la cui notizia devesi alla erudizione del Piale*). Leggesi là: descendit ante privatam Mamertini, intrat sub arcu triumphali inter templum fatale et templum Concordiae. Il passo in sè stesso è chiaro, la località è mediante la privata Mamertini bastantemente determinata, perciò non si avrebbe difficoltà di riconoscere nell' arcu triumphali l' arco di Settimio Severo e nel templum fatale il sito della chiesa di S. Martina, anche se non vi si aggiungesse la notizia delle Mirabilia Romae, che

*) Del Tempio di Marte Ultore ec. Roma 1834, p. 10.

pure Piale ha riportata, secondo cui presso la privata Mamertini trovasi situato il templum fatale in S. Martina. Questa notizia ora fu spiegata in diversi modi. Piale, assegnando in genere alla tradizione troppo poco valore, deriva il nome da una iscrizione collocata in questa chiesa, che dice che il secretarium senatus divorato da fatalis ignis sia stato rifatto sotto Onorio e Teodosio. Non deve far meraviglia che tale spiegazione, la quale ha per base una cosa affatto accidentale, non abbia riportato applauso. Altrimenti fa Bunsen *), il quale deriva il nome della situazione della chiesa in tribus fatis. Ma non potrà approvarsi nemmeno questo procedimento. Siccome la denominazione in tribus fatis era comune a trè chiese, così difficilmente si comprende, come avesse potuto vendicarsene il nome templum fatale, sopra cui tutte le trè aveano lo stesso dritto, una sola, se non ne avesse avuto qualche particolar dritto, di cui an che la tradizione più recente conserva ancora qualche debole traccia. Vi si aggiunge un' altra riflessione. Anche se lasciamo da parte la quistione intorno la fabbrica, che occupava altre volte la piazza di S. Martina, tanto per la località stessa è chiaro, principalmente per la posizione della facciata del carcere Mamertino assai probabile, che fra questa facciata e lo spazio, che occupa S. Martina, passava anche in tempo antico una strada, forse nella direzione del vicus Mamertinus, che più tardi si chiamò via di Marforio. Questo ci dà per risultato, che l' indicata piazza di S. Martina avea almeno un cantone dalla parte del carcere. Se fissiamo quindi la denominazione templum fatale siccome riferibile esclusivamente a questa chiesa e se riflettiamo contemporaneamente, che la Roma imperatoria avea agli angoli delle strade circa trecento picciole cappelle, niente sarà più probabile che di supporre in quel cantone una tale cappella dedicata tribus fatis. La nota iscrizione che riguarda la restituzione del secretarium Senatus già bruciato, e che, secondo si riferisce, fu rinvenuta in, oppure immediatamente appresso S. Martina, ha fatto sì, che i topografi, pare con ogni dritto, hanno collocato questo edifizio sul sito di questa chiesa.

*) Le Forum Romanum p 26.

Nessuno peraltro vorrà negare che con questa supposizione quella di piccolo sacello cantonale vada benissimo d'accordo. Anche in questo pare abbia ragione Bunsen *), che riconosce nella curia (*Βουλευτήριον*), dietro cui Procopio assegna al tempio di Giano suo posto, appunto questo secretarium. La nostra opinione intorno tribus fatis non cambia la situazione che questo topografo assegna al tempio di Giano; noi solamente non lasciamo partire Procopio secondo si volle, dalla parte interna del foro ma bensì dai suoi limiti dalla parte del Campidoglio. In tal caso poteva dirsi con ogni dritto innanzi alla curia, se si passa alcun poco al di là delle tria fata, stà il tempio. Appunto nel rimarcare la piccola distanza cercherei una prova pel mio modo di vedere. Se possa sostenersi l'opinione, conforme a cui Procopio parla di statue, in quanto si ammette un gruppo nel sacello, se nò, non può decidersi; dovrà concedersi che Procopio poteva chiamare un sacellum delle tria fata, anche che fosse senza statue, tria fata senz'altro. Quando e quanto tempo dopo Procopio sia stata fondata la chiesa, non può decidersi in mancanza d'ogni testimonio, sappiamo soltanto dall' Anastasio, che fu arricchita con doni da S. Adriano **), e che sotto Leone III alla fine dell' ottavo secolo se ne rifece il tetto ***). Questa notizia fà supporre essa sia stata già d'allora assai vecchia. Quando fù eretta sullo spazio che comprendeva una volta anche quel sacellum, essa fu chiamata S. Martina in tribus fatis nel medesimo senso in cui S. Maria sopra Minerva, la quale fu fabbricata sopra tempio di Minerva, si chiamò in tempi più remoti anche S. Maria in Minerva. In origine certamente questo nome gli era tanto particolare, quanto l'alto di templum fatale gli è rimaso.

Siamo giunti all' ultima domanda come abbia da spiegarsi l'allargamento di questa denominazione fino a' SS. Cosma e Damiano; dobbiamo peraltro confessare anticipatamente che siamo fuori di poterne dare una soddisfacente risoluzione. Di particulare importanza pare non

*) l. c.
**) §. 357.
***) §. 413.

sia stata la chiesa. Dalla circostanza ch' essa vien chiamata presso Anastasio due volte basilica *), e che fù donata ed arricchita da due papi, poco potrà dedursi, attesochè, allorquando sotto Adriano le chiese SS. Cosma e Damiano e S. Adriano furono create diaconie, non fù elevata anch' essa a questo rango. Era molto facile di conferire quel nome pure alla chiesa a S. Martino attigua, vuo' dire di S. Adriano. Impossibile resta peraltro a definire se sia forse estesa questa denominazione mercè qualche sopraordinazione di questa chiesa anche sulla più antica di SS. Cosma e Damiano o se v' abbia contribuito l' abbandono in cui cadde a poco a poco questa regione. La situazione delle chiese costringe di riconoscere una porzione dell' antica sacra via, da cui SS. Cosma e Damiano porta anche il titolo in via sacra, siccome denominata dalle tribus fatis. È possibile che sia una casuale rassomiglianza di nome, la quale m' inganna, ma sembrami non del tutto improbabile, che in un' epoca, la quale non era ancora del tutto scevra delle classiche memorie, poteva contribuire alla estensione del nome anche la congiuntura che la così nata via trium fatorum — anche che così si trovi scritto — era identica con quella su cui i trionfatori andavano una volta in processione al Campidoglio. Ora se Bunsen **) và più oltre, tirando dalla notizia d' un' adunanza del popolo in tribus fatis nella seconda metà dell' ottavo secolo, che da Anastasio ***) vien dipinta con colori, si vede, un po' troppo vivaci, la conseguenza, tutto il foro abbia portato in quell' epoca il nome di tribus fatis, dovrà concedersi questa supposizione, in quanto l' uno lato della strada essendo d' allora senza dubbio scevro di case, ilimiti della denominazione non potevano per nulla essere sì decisi, che non fosse stato lecito d' adoperarla in senso più stretto o più largo. Dal volerne dedurre da questo solo passo una decisa denominazione del forum, si starà tanto più volentieri, in quanto l' anonimo del Mabillon, che vide in quest' epoca, conferisce al forum ancora il classico nome di

*) S. 357. 413.
**) Beschr. d. Stadt Rom III, 2. p. 124.
***) S. 371.

forum romanum. Non mancano analogie di simili allargamenti
nominazione. Finalmente si può capire come quella regione del
appia, la quale stà presso le catacombe di S. Sebastiano e che
vata sotto da' lunghi giri di quei sotterranei ne ricevette il nom
che per quel tratto che è ben lontano da questa chiesa, ma n
nostro assai analogo egli è, che la domus merulana, in cui G
Magno fondò la chiesa di S. Matteo in Merulana, conferiva ne
di mezzo a tutta la contrada il nome della Merulana. Fin
credo di poter recare siccome argomento non spregevole per
tenza esternata la notizia di Martino Polono*): ubi est S. Marti
templum fatale.

Chiudo quì la disquisizione, la quale sopra lungo camm
portato a piccolo resultato. Esso non porge esempio della utilit
tradizione, ma prove dall' arbitrio con cui essa talvolta vien t
Se ho errato, nulladove è meno nocivo di errare in cose topo
che là dove devesi sperare correzione istantanea, che in questa
la quale vanta fra' suoi membri il Canina.

*) De quatuor maioribus regnis I. p. 45.

Vortrag
zur
Winckelmann's-Feier*).

Während der Kämpfe, die das Christenthum in den ersten Jahr-
[illegible]derten seines Daseins zu bestehn hatte, ward nicht selten von Sei-
[illegible] derer, die nach Art der Vorfahren leben und sterben wollten, die
[illegible]mme laut, seit dem Erscheinen der neuen Gottlosigkeit seien Säu-
[illegible] und Erdbeben, Ueberschwemmungen und Misswachs, Unglück aller
[illegible] häufiger geworden als je zuvor, es beginne die Rache der alten
[illegible]ter. An Entgegnungen fehlt es nicht, dieselbe Anklage ward auf
[illegible] Heidenthum zurück gewandt, doch auf verschiedene Weise. Wenn
[illegible] höfische Eusebius auf die Gegenwart blickend meinte, wie mit der
[illegible]archie der Friede in die Welt eingezogen sei, so habe Constantinus
[illegible] zürnende Gottheit versöhnt und das Reich Gottes auf Erden be-
[illegible]ne, wenn Orosius seine Waffen im Rückblick auf alles Unglück,
[illegible] dem die Geschichte zu reden weiss, von dieser borgte, so um-
[illegible]te Augustinus in seinem mächtigen Geiste Neues und Altes, Ge-
[illegible]ichte und Philosophie, heidnische und christliche Theologie, als er
unternahm mit seinem grossartigen Werke von der Stadt Gottes für
gute Sache zu kämpfen. Vor ihnen allen schon hatte sich Cypri-
[illegible] von Carthago erhoben. Eure Klagen, so sagt er, sind wohl wahr,
Vorwurf ist ungerecht. Die Welt ist gealtert, die Jugendkraft und
[illegible]dfrische ist dahin, die befruchtenden Winterregen schwach, die
[illegible]de Sommerglut ist matt geworden. Die Berge sind müde, Gold
[illegible]ilber nicht nur, auch der Marmor wird spärlicher aus ihnen ge-
[illegible]n. Wie aus den Sitten die Zucht, aus der Freundschaft die
[illegible] so ist aus den Künsten die Geschicklichkeit geschwunden. —

*) Unleserlichkeit des Manuscripts möge die eingeschlichenen Irrthümer ent-

Die Natur ist nun wohl im Laufe der Zeit auf ihre alte Bahn z
gekehrt, eben die Barbaren, vor denen man damals zitterte,
neues Leben in das sinkende Reich gebracht, doch eine jener l
gilt noch heute als wahr: aus den Künsten war die Geschickl
geschwunden. — Erinnert nun die Erwähnung des eintretende
mormangels an den Untergang so manchen Denkmals der antike
lichkeit, das stürzen musste, weil man ihm die stützenden Säul
zog, um sie zu Neuem zu verwenden, was das Alte nicht e
konnte, so mag man geneigt sein, in diesem alten, nichtbea
Zeugniss eine neue Berechtigung zu der Ungunst zu erblicken,
die Periode des Sinkens der Kunst, wie man sie nennt, betrach
Doch wenn das gleichzeitige Sinken des Reichs ein so gross
Schauspiel ist, dass es, da die Ueberzeugung hinzutrat, in d
schichte gehe nichts unter, ohne dass sich Neues daraus en
jenes grosse Werk Gibbon's hervorrufen konnte, so sollte ma
nen, dass dieselben Motive wohl den Anlass geben dürften z
entsprechenden, durchgreifenden Leistung auf dem Gebiete der
geschichte. Leichter freilich ist es zu sagen, an was sich ei
che Forschung hätte anschliessen können, als den Zeitpunkt
zeichnen, der für sie der geeignete gewesen wäre. — Reiche
aus allen Gebieten der bildenden Kunst haben die Katakombe
allen die römischen geliefert, Vieles davon ist unwiderbringlich
ren und nur in Nachbildungen bewahrt, doch mehr erhalten
das Verlorene darf man noch Ersatz hoffen. Die grossen Wer
auch dem, dem es nicht vergönnt war, selbst jene unterirdisch
gräbnissstätten der ersten Christen, zu betreten, einen Blick ve
in jene Zeit, sowohl wo man, nach den Worten einer alten In
unter Furcht und Thränen die Geschiedenen zur Ruhe geleitete
die friedlichere, wo die Kunst ungehindert mitwirken konnte zu
der Todten, fallen in eine Periode, in welcher der Begriff der
geschichte nicht den Umfang, nicht die Richtung hatte, die ih
gesichert sind. Was sie in ihrer Zeit leisten konnten, das hal
geleistet und nicht selten mit Meisterschaft, ja bisweilen schimme
danken in ihnen durch, die, als hätte man auf ihnen mit unb

ner Forschung weiter gebaut, leicht den Weg zu dem Ziele hätten zeigen können, das noch nicht erreicht ist. Aber eben die Unbefangenheit war geschwunden. Als sich im 16ten und 17ten Jahrhundert vor den neu begonnenen Nachforschungen, welche Umsicht leitete und nicht selten glücklicher Zufall unterstützte, eine Nekropolis aufthat, deren nie geahndeten Umfang man nicht zu ermessen vermochte, hatte man mit frischem Muth neben das ewige Rom ein Rom unter der Erde, die Roma sotteranea gestellt. Man begnügte sich nicht durch Arbeiten treuen Fleisses und grosser Gelehrsamkeit dieser grossen Stadt einen Glanz zu sichern, dem entsprechend, mit welchem Geschichte und Kunst den Namen Roms umgeben. Es war als hätte man an jenen alten Hymnus auf Rom gedacht, dessen Bekanntmachung man Niebuhr auch neben Grösserem noch danken kann. Beginnt dieser damit die Roma nobilis als Herrin der Welt und Königin der Städte zu preisen, so liess man dies der alten Stadt, doch sagt er von ihr, sie sei geröthet von dem rosigen Blute der Märtyrer, so strebte man dieses Lob der Roma sotterranea zuzuwenden. Die Entartung dieses Strebens, die Sucht in Allem Zeichen des Märtyrerthums zu erblicken, ward von der Kirche selbst bekämpft, doch war der Geist, die Unbefangenheit der Betrachtung dahin, die Frage nach der Heiligkeit der Gebeine überwog die nach dem Werth und Wesen der Kunstwerke, selbst die grössten Meister der christlichen Archäologie Bottari und Buonarotti, sind von diesem Drucke nicht unberührt geblieben. Um des seinem Vaterlande lange entfremdeten Visconti zu geschweigen, dass Winckelmann und Zoega dieser Klasse der Denkmäler wenig oder gar keine Aufmerksamkeit schenkten, wird auch darin seinen Grund haben, dass sie nicht forschen mochten, wo sie es nicht ohne Einengung konnten, ihnen freilich mag man auch am ersten das Recht zugestehen die Kunst vorzugsweise da zu beobachten, wo sie, wie Aeschylus sagt, vom Schönen zum Schönen sich entwickelt.

Dass nun nachdem Agincourt, Sickler und Rumohr mit Nachdruck auf die Bedeutsamkeit der altchristlichen Kunst hingewiesen und Jeder auf seine Art die Weise angedeutet haben, wie ihre Betrachtung in das grosse Ganze der Kunstgeschichte einzufügen sei, nachdem Raoul

Rochette vom Standpunkte der Archäologie aus einen Blick auf die Denkmäler der Katakomben geworfen hat, dennoch Niemand die so bezeichnete Aufgabe umfassend zu lösen versuchte, kann man den Aussichten gegenüber, die sich jetzt eröffnen, nur gut heissen. — Auch in künstlerischer Hinsicht nehmen jene älteren Werke mit ihren zahlreichen Abbildungen eine hohe Stelle ein, doch wenn die heutige Wissenschaft nicht zufrieden mit der sorgfältigsten Treue im Einzelnen wie eine Abrundung auch eine künstlerische Auffassung des Ganzen eines Kunstwerks in seinem Wesen und Charakter verlangt, bevor sie sich ein kunsthistorisches Urtheil verstattet, so hat schon Rumohr mit Recht erkannt, dass die älteren Leistungen solchen Ansprüchen nicht genügen. — Um so erfreulicher ist jetzt der Blick in die Zukunft. Das Wenige was aus den neapolitanischen Katakomben noch zu gewinnen war, ist auf die befriedigendste Weise durch die Sorgfalt eines Deutschen veröffentlicht, reicheren Ertrag lassen die in den römischen Coemeterien neu begonnenen Arbeiten hoffen. Nach langen Vorarbeiten bei denen man geschickte Künstler jeder Art beschäftigte, sind seit dem Ende des vorigen Jahres in Rom die ersten Hefte eines Werkes an das Licht getreten, das durch seinen Titel: Monumenti primitivi delle arti cristiane nella metropoli del cristianesimo seine Bedeutsamkeit hinlänglich bezeichnet. Von der Sorgfalt, die man auf die Abbildungen verwendet, bin ich selbst schon mehrmals Zeuge gewesen, die wissenschaftliche Erläuterung darf man von dem gelehrten Herausgeber, dem P. Joseph Marchi v. d. G. J., bekannt durch seine Mitwirkung an dem Werke der römischen Jesuiten über das aes grave des Kircherschen Museums mit Sicherheit Bedeutendes erwarten. Leider ist das Werk noch nicht über die Betrachtung der architektonischen Anlage hinausgerückt, doch entschuldigt der stets wachsende Reichthum des Stoffes die Langsamkeit. Ein sicilianischer Dichter rüstet sich bereits die grosse Nekropole zum Gegenstande einer poetischen Betrachtung zu machen, auch dort ist das Interesse lebhaft erwacht. Doch sind die Katakomben von Syrakus arg vernachlässigt, hoffen aber darf man, dass auch dort, wo das Interesse grade jetzt lebhaft erwacht ist, das Vorbild des römischen Werkes zu neuen Nachforschungen an-

regen und der beredten Ansprache, die der Präsident Francesco Parla Avoris deshalb vor Kurzem an den Clerus von Syrakus gerichtet hat, einen besonderen Nachdruck verleihen wird. Der unermüdlich thätige Canino in Rom bereitet zu gleicher Zeit eine neue Ausgabe seines Buches über die Basiliken vor, sie soll zugleich von den in ihnen befindlichen Mosaiken Abbildungen enthalten, treuer als die, welche kürzlich in England erschienen sind. Da nun auch die mit der histoire de Dieu begonnene französische Unternehmung rüstigen Fortgang verspricht, ist es gewiss keine trügerische Hoffnung, dass in wenigen Jahren der kunsthistorischen Forschung ein zuverlässiger, gesichteter Stoff vorliegen wird, dem wenigstens gleich, welcher untergegangen ist, ohne in dieser Richtung ausgebeutet zu werden. Von der Zukunft also hat man bestimmte Antwort zu erwarten auf die Frage nach den Epochen der altchristlichen Kunst, man würde ihr nicht ungestraft vorgreifen dürfen und hätte sich für den Augenblick in der That aller Forschungen auf jenem Gebiete zu enthalten, wenn die Betrachtung dieser Gattung christlicher Kunstalterthümer nicht auch eine Auffassung zuliesse und erforderte, verschieden von der streng kunsthistorischen und doch eng mit ihr verwandt. (Denn wenn die Archäologie sich nicht begnügt, einem Kunstwerke seine historische Stellung anzuweisen, sondern auch seinen innersten, geistigen Gehalt zu deuten strebt, sei es, dass der Mythus dem Künstler unbewusst diesen zuführte, sei es, dass dieser sich auch darin als Herrn seines Stoffes betrachtete, so werden solche Fragen nirgends unabweisbarer sein, als in der altchristlichen Kunst.)

Noch auf der Gränze des zweiten und dritten Jahrhunderts ward den Künstlern, die, zum Christenthum übergetreten, behaupteten, um ihr Leben zu fristen, seien sie gezwungen mit ihrer Kunst, aber auch nur mit ihr, den alten Göttern zu dienen, ernst und streng erwidert, das sei nicht zu glauben, es gäbe doch mehr Wände zu weissen als zu bemalen und aus einem Marmorblock liesse sich, so gut als ein Gott, gewiss auch ein Tisch bilden. Wenn es also auch unläugbar ist, dass schon in jener Zeit die Kunst dem Christenthum gedient hatte, so ist es doch nicht möglich an einen geregelten Kunstbetrieb, an eine christliche Kunst zu denken. Doch schon von Con

liefert, dass er ganze Gebäude im christlichen Sinne durch die Künste ausschmücken liess, Augustinus sagt, von Evas und Adams Aussehn könne man sich von den Künstlern belehren lassen, und wenn Paulinus von Nola den prächtigen Schmuck seiner Basilika durch ein beschreibendes Gedicht feiert, so legt dieses selbst den besten Beweis davon ab, dass er eine auf dem Gebiete des Christenthums heimische Kunst vorfand, die deshalb auch grossen Aufgaben gewachsen war. Ein neuer Geist war allmälig in die alten Formen eingezogen, ja er hatte durch sie geleitet auch Neues sich zu schaffen gewusst. — War aber dieser Gedanke schon in seinem ersten Entstehen verschieden von dem, der die Form hervorgebracht hatte, in welche er sich fügte, um sich auch sie trotz mannigfachen Drucks mit der Zeit dienstbar zu machen, so ist dadurch schon der altchristlichen Kunst ihre Richtung vorgezeichnet, sie musste eine wesentlich symbolische sein. Damit stimmen die spärlichen Erwähnungen, die uns geblieben sind: von der alten Angabe, dass der gute Hirt, Christus, die Becher der Christen des zweiten Jahrhunderts schmückte bis herab auf die reiche Symbolik, wie sie in der Basilika des Paullinus und in den meisten Zügen in noch erhaltenen Kirchenmosaiken erscheint, damit stimmen die Denkmäler selbst. Denn dass die Gemälde und Bildwerke der Katakomben einen engen Kreis von Gegenständen in immer neuer zahlreicher Wiederholung zeigen, das wird man nicht aus einem Mangel an Erfindungskraft der Künstler, sondern lieber daraus herleiten, dass die Kunst vorzugsweise einem bestimmten Gedankenkreise zum Ausdruck diente. Diese Art des Ausdrucks, empfohlen durch den Vorgang der biblischen Parabeln, war den Christen jener Zeit vollkommen angemessen. Wenn man auf Visionen gläubig achtete, wenn ein durch und durch symbolisirendes Buch, der Hirt des Hermas, ein Ansehn hatte, das für bedenklich gehalten ward, wenn die mystische Schrifterklärung immer steigende Geltung fand: so war für eine entsprechende Symbolik in der Kunst der Boden wohl bereitet. — Selbst die spätere heidnische Sitte war mit dem bildlichen Ausdruck der auf den Tod bezüglichen Gedanken und Gefühle an Gräbern vorangegangen, so konnte die alte Kunst den Christen nicht blos die Form und Technik liefern, son-

dern zugleich anregen zu dem Versuch, ob die Formen sich nicht auch dem christlichen Gedanken fügen würden, um so mehr als die Gräber, einst in früher Zeit der hauptsächlichste Vereinigungspunkt der christlichen Gemeinden, Mittelpunkt der Kunstübung gewissermassen auch dann noch blieben, als die Kunst aus dem Dunkel der Katakomben in Basiliken heraufgestiegen war. Denn mag man die Richtigkeit der Behauptung in Zweifel ziehen, dass die architektonische Anlage dazu schon vorgebildet sei in den unterirdischen Grabkapellen, so viel steht fest, dass sie über den Gräbern der Märtyrer errichtet und früh schon den Gläubigen als Begräbnissstätte dienend, gleichsam Katakomben der siegenden Kirche sind. (Wenn im dritten Jahrhundert Clemens von Alexandria den Christen verbietet auf ihren Siegelringen Bilder heidnischer Gottheiten zu tragen, wenn er meint, auch Schwerdter, Bogen und Becher seien den Christen wenig geziemende Zeichen, wenn er dann als passend für solchen Gebrauch eine Taube, einen Fisch, ein Schiff, eine Leier, wie sie Polykrates, einen Anker, wie ihn Seleukus trug, bezeichnet; so ist es wohl klar, dass er selbst nicht an eine eigenthümlich christliche Symbolik, sondern an eine Reihe, so zu sagen, neutraler Zeichen dachte. Doch Tertullian belehrt uns, dass man zu jener Zeit wenigstens dem Fische schon eine mystische Bedeutung gab; achtet man nun darauf, dass, wo zuerst die christliche Kunst sich entwickelt und grösserer Unternehmungen fähig zeigt, auch die Symbolik reich entfaltet erscheint, so wird man annehmen dürfen, dass die Entwicklung beider nicht nur gleichzeitig ist, sondern auch diese ihre Epochen durchlaufen haben wird an den Gräbern. Fordert also grade jetzt die zu hoffende Bereicherung unseres Denkmälervorraths dazu auf, sich über diese geistige Seite der christlichen Kirche im Voraus zu verständigen, so wird der Erfolg vorzüglich davon abhängen, ob man die Grabdenkmäler selbst zum reden bringen kann. Nothwendig ist aber eine solche Verständigung gar sehr bei der Menge widersprechender Meinungen. — Grossentheils beruhen sie auf Willkür.. Vor der Willkür, auf der die meisten beruhen, kann nur die Betrachtung sichern, wo man die Untersuchung zu beginnen und mit welchen Hülfsmitteln man sie zu führen habe.

Neben den nicht selten figurenreichen Gemälden, welche Seiten und Rückwand der sogenannten monumenti arcuati, der nach Art einer Altarnische angelegten Gräber, in den Katakomben schmücken, neben oft noch reicheren Compositionen auf den dort gefundenen Sarkophagen stellt sich eine Reihe unscheinbarer Zeichen, welche auf den Steinplatten, die die gewöhnlichen Gräber verschliessen, neben der Inschrift, seltner statt dieser angebracht sind. Jene Vorstellungen, die Clemens den Christen für ihre Ringe anrieth, finden sich auf ihnen fast alle wieder, daneben eine beschränkte Anzahl ähnlicher, auf den ersten Anblick nicht minder willkürlicher; man hat sie deshalb bisweilen für nichtssagenden Schmuck halten wollen. Was soll aber der Schmuck in den schmalen Gängen, deren Dunkel schon zu Hieronymus Zeit, nach seinem Zeugniss, kaum einen sichern Schritt verstattete, während in den Grabkapellen, wo die Kunst . . . . . hatte, häufig zahlreiche Lampen Tageshelle verbreiteten. Doch diese und ähnliche Ansichten sind schon der wahren gewichen, dass man es hier mit den einfachsten symbolischen Typen zu thun hat, und, möchte man schon deshalb vermuthen, auch wohl mit den ältesten. Zum mindesten bis in den Anfang des dritten Jahrhunderts können wir einen Theil ihrer Formen verfolgen, damals schon war die Beziehung des einen wenigstens auf einen christlichen Gedanken anerkannt, sie forderten keine Kunst, keine besondere Ausbildung des Handwerks zu ihrer Darstellung, selbst die Verfolgungen, sobald sie nur eine christliche Bestattung nicht unmöglich machten, konnten nicht hindern, dem Todten ein solches bezeichnungsvolles Symbol auf sein Grab zu setzen. Obwohl entfernt also von der Ansicht, die da meint, diese Symbole seien Erkennungsmittel des geheimen Bandes gewesen, dürfen wir doch in ihnen ehrwürdige Bundeszeichen erkennen, insofern sie Ausdrücke des Glaubens sind, der der Verband der Gemeinden war, und haben vor allem einen Führer zu suchen, der uns zu ihrem Verständniss geleiten könne. Demnach liegt die Vermuthung nahe, dass dies die Richtung angeben könne, in der man weiter die entwickelteren Kunstleistungen zu prüfen hat. Wir besitzen einige alte epigrammatische Gedichte, die mit Herbeiziehung auch der fernsten Analogien, mehr als dreissig allegorische Be-

zeichnungen Christi zusammenstellen; mit Berufung auf sie hat man jene Symbole deuten wollen. Doch was ist willkürlicher und was unwahrscheinlicher als eine derartige Monotonie oder eine derartige Verschwendung? Man hat bei den gleichzeitigen Kirchenlehrern Hülfe gesucht. Dass der Fisch als Akrostichon auf den Namen Christi betrachtet ward, wüssten wir vielleicht nicht ohne sie; wenn sie einstimmig von demselben Gegenstande denselben symbolischen Ausdruck gebrauchen, werden wir nicht zweifeln, dass sie eine weit verbreitete Ansicht aussprechen und diese gern benutzen; aber ist man dadurch berechtigt, aus einzelnen bisweilen nur im Zusammenhange verständlichen Aussprüchen ein häufig wiederkehrendes Symbol zu deuten, steht der symbolischen Rede nicht eine freiere, ja willkürlichere Bewegung zu als der symbolischen Zeichenschrift? Auf Inschriften erscheint mehrfach ein Schiff, einmal auf einen Leuchtthurm zufahrend; ziemlich einstimmig wird es auf die Fahrt in jenes Leben, als in den wahren Hafen bezogen. Man wird gern der wohl begründeten Deutung beistimmend, wenn das Schiff dargestellt wird mit einem Vogel auf dem Mast, in diesem am einfachsten den Vogel erblicken, der noch heute dem Schiffer ein willkommenes Zeichen des nahen Landes ist und in dem Darstellen des Ankers gleichsam den Abschluss dieser Symbolreise, ja dieses Ineinandergreifen als Gewähr für die Richtigkeit der Deutung betrachten. — Und doch möchte man den unverkennbaren Zusammenhang widernatürlich zerreissen, und dem Schiffe bliebe nur eine Darstellung des Kreuzes, wollte man unbedenklich dem Ansehn der alten Lehre folgen; es ist Minucius Felix, der diese Vergleichung macht, ein alter Zeuge und hier als populärer Schriftsteller doppelt beachtenswerth. — Doch mit dieser Stütze fallen nicht alle. Sollte denn, so möchte ich fragen, die Zusammenstellung der Symbole mit den Inschriften nur äusserlich sein? Oft findet ein deutlicher Zusammenhang statt zwischen dem Symbol und den Namen des Bestatteten, wenn dieser eine Deutung nahe legte, Dracontius, Silvina u. dgl.; wen im Leben ein Handwerk nährte, dessen Stand bezeichnet das Geräth in rohen Zügen auf dem Grabstein abgebildet; wenn ein Vater seinen Sohn doliens, wie er sich ausdrückt, begrub, so sind längs nach diesem Worte und den zwei dolus . . . . auf dem Steine bezo-

gen. Schwerlich wird dadurch der ganze Sinn der Symbole erschöpft sein, aber schon hierin giebt sich eine Verwandtschaft zwischen ihnen und den Inschriften zu erkennen: aber sollte man nicht schon daraus schliessen, dass man mit ihnen aus dem Allgemeinen in das Besondere strebte? Das Kreuz, so wird uns überliefert, bezeichnete jede Handlung des Christen, dennoch ist es auf den Grabschriften verhältnissmässig sehr selten; war es vielleicht die zu grosse Allgemeinheit, die es dafür weniger geeignet erscheinen liess? Aehnlich war es mit dem Monogramm Christi, dem verbundenen XP. Nicht selten erscheint dies auf Steinen allgemein als Zeichen des Glaubens an den Erlöser, doch nicht selten in speciellerer Beziehung. Man fügte das A und Ω hinzu in deutlicher Hinweisung auf den johanneischen Spruch von Christus dem A und O, dem Anfang und Ende, man setzte es mitten in den Text der Inschrift, wo es nicht mehr Christus, sondern nur Christianus gelesen werden kann, man fügte es zu den Worten in pace zu; die so entstehende Formel in pace Christi ward durch Zufügung nur eines Striches auf geschickte Weise in der alten Form des Monogramms selbst ausgedrückt. Es scheint als hätten die Symbole zu der Bestimmtheit des Wortes hingestrebt. Doch wie die Inschriften jedem einzeln geschrieben wurden, so scheint man auch in den Symbolen nach Individualisirung gestrebt zu haben. Doch die Analogie erstreckt sich weiter, in den christlichen Inschriften muss sich früh ein Lapidarstyl entwickelt haben, bestimmte Formeln kehren wieder, und sie werden dem Bedarf gemäss gewählt auch wohl leise modificirt, doch die Typen blieben, sie wurzelten so tief, dass sie auch Eigennamen ihre Entstehung gaben, ganz so wie etwa der wunderbare Name Navira, Navigia, neben dem einmal an einer Inschrift ein Schiff erscheint, mit diesem Symbol hervorgegangen sein mag. Wer solche Formeln erfunden hat, ist nicht zu sagen, eben so wenig wer ein Symbol erfand; die epigraphischen wie symbolischen Typen sind da und bestehen fort, jene entwickelten sich an den Gräbern, auch für diese dürfte dies mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden; wie sie daher auf einer Marmorplatte vereint erscheinen, wenn das Symbol bisweilen die Inschrift mit ihren Formeln, so mag man vermuthen, dass die Verwandtschaft eine

innere ist, dass man in beiden Gattungen von Typen nur verschiedenartige Ausdrücke desselben Gedankenkreises vor sich hat, dass die Symbole in den Formeln ihre Erklärung finden, wenn uns auch oft die Spur verlassen mag. Diese Vermuthung hat sich mir bei vielfältiger Prüfung zur Gewissheit erhoben, durch wenige Beispiele will ich sie mehr anschaulich machen, als beweisen. — Unzählige mal findet sich auf den Grabtafeln eine Taube mit dem Oelzweige im Munde. Es ist die Taube Noah's, die einstimmig von den alten Kirchenlehrern die Botin des Friedens genannt wird. Gleich häufig ist in den Inschriften die schon erwähnte Formel in pace, sie ist elliptisch, wie viele, und erschien bisweilen auf verschiedene Weise in vollerer Form; grade in dieser einfachen Kürze entspricht sie am besten dem einfachen Symbol, dessen Uebersetzung man sie nennen möchte. — Auf einzelnen heidnischen Grabinschriften, in denen die Sonne gebeten wird, Wächter und Hüter des Grabes zu sein, kommen zwei betend emporgehobene Hände vor, dasselbe Zeichen findet sich auf christlichen Inschriften und ist seltsam gedeutet worden. Nichts ist einfacher als darin die Formel zu erkennen: pete et roga pro nobis, die üblich genug war, um, wenn man auch nur die ersten Buchstaben schrieb, verstanden zu werden. — Eine Vorstellung der von dem Fegefeuer wo nicht gleich, doch ähnlich scheint früh im Volke verbreitet zu sein, dahin deutet die Formel: der Herr kühle Deine Seele, deus refrigeret animam tuam, dahin der nur aus ihr erklärliche Name Refrigerius, dahin endlich, wie ich glaube, das entsprechende Symbol, ein brennendes Feuer, das sich, seitdem man die Märtyrerideen aufgegeben hat, keiner Erklärung hat fügen wollen. — Anderer Art ist es, wenn auf Grabsteinen christlicher Ehegatten eine Taube oder ein Taubenpaar vorkommt, der allgemeine Begriff der Unschuld und Reinheit genügte allenfalls zur Erklärung, doch möchte ich ein Bestimmteres, das sich ungesucht darbietet, vorziehn. Der alte Aberglaube von der Taube sonder Gallen, wie sie auch unsere alte Poesie kennt, war auch bei den Christen gäng und gäbe, mehrfach aber kehrt auf den Inschriften die Formel wieder, wir haben mit einander gelebt sine bile. Eine Taube neben einem becherartigen Gefäss, dem sie nahte ohne den Rand zu berühren, findet sich, mei-

nes Wissens, ausschliesslich auf Steinen im jugendlichen Alter Gestorbener. Dass sie hier als ein Bild der Seele zu betrachten sei, ist ziemlich allgemein anerkannt, bei dem Gefässe mag man an den Becher der auch bei den Christen angesehenen hermetischen Lehre, bei dem Ganzen vielleicht an einen Neophytus denken, doch bleibe dies ungewiss. Die Römer waren vorangegangen in der Darstellung der Seelen als Vögel, aber weshalb die Taube? denn dass sie gemeint ist, hat man nicht so sehr der rohen Zeichnung als den alten Legenden wenigstens schon des vierten Jahrhunderts zu glauben, die erzählen, dass die Seelen der Märtyrer in Taubengestalt von dem Körper aufschwebten. — Hier giebt eine Formel merkwürdigen Aufschluss. Den heiligen Geist lässt die Bibel als Taube erscheinen, wenn daher die Seelen der Todten auf den Inschriften nicht blos die geliebten oder die unschuldigen, sondern gradezu und zwar nicht selten als der heilige Geist, als spiritus sanctus bezeichnet werden, so ist es angemessen, dass sie mit dem heiligen Geist der Schrift von beiden wie den Namen, so die Symbole theilten. Ob diese Bezeichnung eine von der Kirche gebilligte war, lässt sich sehr bezweifeln, fast möchte man an einen Ersatz für die erst allmälig aus christlichen Inschriften verschwindenden Dii Manes denken, aber grade darin besteht der Werth der altchristlichen Epigraphik und Symbolik und der Combinirung beider, dass sie die eine bezeichndende Spur von der Auffassung des Christenthums im Volke, von dem Glauben der simplicius credentes, wie sie heissen, würde doppelt willkommen sein.

Lässt sich so für eine Reihe einfacher Symbole eine Deutung gewinnen, so ist bei dem engen Zusammenhange dieser unscheinbaren Zeichen mit den symbolisch-historischen Darstellungen ein Resultat zu hoffen. Deutlich ist die Verbindung, wenn statt der zum Beten erhobenen Hände, die ganze Figur in betender Stellung in der Grabnische gemalt ist, die Vorstellung der drei Männer im feurigen Ofen erinnert an die Feuerflammen auf den Grabsteinen, und dass Noah in der Arche, wie er die Taube mit dem Oelzweig empfängt nur ein erweiterter Ausdruck für die Formel ist, welche auf den Grabsteinen die Taube allein ausdrückt, möchte man selbst aus der Häufigkeit des

Bildes schliessen. Denn wie nicht viele gemalte Wände in den Katakomben ohne dasselbe gefunden sind, so ist das in pace ein Hauptkennzeichen zur Unterscheidung der grossen Masse christlicher Inschriften von der grösseren der heidnischen. Hält man an diesem Zusammenhange fest, so begreift man den Grund mancher befremdenden Erscheinung. Sehr häufig findet sich auf heidnischen Gräbern das Bild eines mit Früchten gefüllten Korbes, auch an christlichen Steinen kommt er vor, doch zeigt er dort einen anderen Inhalt, er enthält nicht Früchte, sondern Brote, kenntlich an dem Kreuzschnitt, vielleicht mit Beziehung auf das Abendmahl. Wenn daher Maler und Bildhauer mit Vorliebe das Wunder der Speisung darstellen und zwar durchweg dabei die Körbe mit den Resten Broten im Vordergrunde besonders hervorheben, so wird die seltsame Darstellung wohl am ersten verständlich, betrachtet man sie gleichsam als die malerische Paraphrase jenes heidnischen zum christlichen umgedeuteten Symbols. Dass die Entwicklung vom Symbol zum Gemälde nicht stets so konsequent sich gestaltet hätte, wäre eine unnatürliche Annahme. Macht schon auf den rohsten Grabsteinen die Symmetrie ihre Ansprüche geltend, so wird sie ein hauptsächliches Motiv der weiteren Entwicklung gewesen sein. Die Anlage der Grabnischen erforderte meistens drei oder vier Vorstellungen, noch mehr bisweilen durch die Staphage der Sarkophage; so lag es nah, wenn eine biblische Erzählung sich zum erweiterten Ausdruck eines Symbols schickte, sie in ihren verschiedenen Scenen aufzufassen, oder, wo dieses Hülfsmittel fehlte, durch Hinzufügung analoger symmetrischer Vorstellungen, das Bild zu einer Trilogie oder Tetralogie zu gestalten. So war der Kunst ein weiteres Feld und dadurch den Anklängen der antiken . . . . . . Thor und Thür geöffnet. Dem alten Symbol des guten Hirten, umgeben von seiner Heerde, konnte eine Vermischung heidnischer und christlicher Ideen den Orpheus unter den Thieren nicht blos räumlich gegenüberstellen. Vielleicht wirkte dabei der Volksglaube mit, dass Thiere durch Musik zu locken seien. So konnten Künstler Eva im Typus antiker Venusstatuen bilden, und auf einem unedirten Sarkophage des Kirchnerschen Museums auf den Himmelsthron, gestützt von den Cherubim und Sera-

phim, nicht Gott, sondern den olympischen Zeus setzen. So konnte selbst Hermes der Psychopomp auf einer Katakombenwand dargestellt werden. Für den Kampf der neuen Gedanken mit den überlieferten Formen der Kunst war das Schlachtfeld geöffnet, darin aber, dass die alte, einfache Symbolik trotz aller Auswüchse leitend über dem Ganzen schwebt, lag die Grundwähr des Sieges, wäre auch der Bestand des Heidenthums ein noch längerer gewesen. Oft wird diese Symbolik in späterer Zeit verkannt, ja von einer Synode gemissbilligt, lange aber hat sie in der Sage fortgelebt, und auch darin möchte ich einen Beleg dafür sehn, dass man in manchen Zügen noch lange den Ausdruck nicht blos biblischer oder kirchlicher, sondern echt volksthümlicher Gedanken und Ahnungen zu erkennen hat.

Die wissenschaftliche Begründung der ausgesprochenen Ansichten muss ich einem andern Orte aufbewahren; es genügt mir, wenn es mir gelungen ist, wahrscheinlich zu machen, dass man auf diesem Wege noch für eine Reihe ungelöster Fragen Antwort hoffen darf von der Wissenschaft, mit der für alle Zeiten der Name Winckelmann's verbunden ist.

Die Lebensweisheit des Komikers Menander.

Vortrag,

gehalten in der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg

am 6. März 1857.

Ernstliches Zureden sehr sachkundiger Freunde hat mich veranlasst, eine Vorlesung, die nur für einen geschlossenen, wenn auch nicht eng geschlossenen Kreis wissenschaftlich gebildeter Männer bestimmt war, dem Druck zu übergeben. Ohne eine solche Aufforderung würde ich die Herausgabe nicht gewagt haben: denn der Versuch, die Lebensanschauung eines dramatischen Dichters aus seinen Fragmenten zu entwickeln, hat so eigenthümliche Schwierigkeiten, das man in Betreff des Gelingens oder Misslingens dem eigenen Urtheil nicht sonderlich trauen darf. Je weniger dabei irgend eine streng wissenschaftliche Methode als Leiterin dienen kann; je mehr Alles, oder doch das Hauptsächlichste, in den Bereich der unmittelbaren Auffassung, ich möchte sagen, der Anschauung fällt: desto näher liegt die Gefahr, dass Fremdes und Eigenes, Altes und Neues sich zu einem charakterlosen Ganzen vermischt. Jetzt kann ich nur wünschen, dass auch dem ferner stehenden Leser die hier entwickelte Lebensweisheit als die Gedankenwelt eines Menschen und eines griechischen Menschen erscheinen möge, wozu es nicht erforderlich ist, dass grade jede einzelne Combination ungetheilte Zustimmung findet.

Citate habe ich nur in äusserst kleiner Zahl beigefügt. Die auf Menander's Leben und Ruhm bezüglichen Stellen der Alten sind in der bekannten Ausgabe seiner Fragmente leicht nachzusehen; auch das Auffinden der Fragmente selbst wird dem Kundigen wenig Mühe machen,

obschon die Ausgabe der Nummern fehlt. Ein Uebersetzer Menander's, wenn er sich auch in Wendung und Versbau jeder statthaften Freiheit bedient, nur vor Allem den Ton des Ganzen festzuhalten und jenes steife Pathos zu vermeiden, welches oft in metrischen Uebersetzungen stört, hat dennoch keinen Grund, allzu dringend zur Vergleichung mit den unerreichbaren Originalen aufzufordern.

Königsberg, März 1857.

In dem nämlichen Jahre — dem dritten der 109. Olympiade, 342/41 v. Chr. — wurden zu Athen zwei bedeutende Männer geboren, die beide durch geistiges Schaffen sich einen unvergesslichen Namen erworben und in weitesten Kreisen eine tief eindringende, nachhaltige Wirkung ausgeübt haben: Epikur, der Philosoph, und Menander, der Komödiendichter. Dem Epikur ist Lob wie Tadel in extremem Masse zu Theil geworden, indem er bald um der Kühnheit willen, mit welcher er das Band zwischen dem Menschen und einer unverständlichen aber furchtbaren Gottheit zerriss, als Retter der Menschheit gepriesen, bald, weil er den vieldeutigen Namen der Lust zum Mittelpunkte seiner Moral nahm, als Philosoph der Bestialität verdammt wurde. Die Zahl seiner Anhänger liess sich, wie ein späterer griechischer Schriftsteller es ausdrückt, nicht nach Köpfen, sondern nur nach Stadtbevölkerungen messen *); die Periode seiner unmittelbaren Einwirkung auf die Geister umfasst Jahrhunderte. Aber doch hat Menander's Geschick sich noch günstiger gestaltet. Ihm ward von der Nachwelt ungemessenes Lob zu Theil, fast ohne jede Beimischung eines Tadels. Man war nicht zufrieden, in ihm den Meister der neuen Komödie zu verehren: erhaben über alle nur menschliche und vergängliche Meisterschaft, musste er der Stern der neuen Komödie heissen. Der gelehrte Grammatiker Aristophanes von Byzanz erklärte für den ersten der Dichter zwar Homer, für den zweiten aber Menander; und eben

---

*) Diogenes Laërt. X. §. 9.

derselbe machte seiner unbegrenzten Bewunderung in der halb komischen Phrase Luft: Leben und Menander — wer von euch ist Original, wer Copie? Mit nicht geringerer Kühnheit sagt ein römischer Dichter: Menander erst habe dem Leben das Leben gezeigt; er sei gebildeter gewesen als ganz Athen. Ja, in einem Epigramme der Anthologie heisst es unverblümt: erst durch Menander habe Athen die wahre Höhe seines Ruhmes erreicht. Und fragen wir nach dem Umkreise seines geistigen Nachwirkens, so möge das Zeugniss des besonnenen, kritisch vergleichenden Plutarch genügen, der geradezu ausspricht, von allem Schönen, was Hellas hervorgebracht, sei nichts in weiterer Allgemeinheit Gegenstand der Lektüre, des Lernens und wetteifernder Darstellung geworden, als Menander's Poesie.

Zu solchen Hyperbeln des Lobes steht das stille, ja beschränkte Leben des Mannes selbst im entschiedensten Gegensatze. Er hat seine zwei und funfzig Jahre mit seltenen und kurzen Unterbrechungen ausschliesslich in Athen verlebt, in behaglichem Genusse der Vortheile, welche die Abstammung aus einem angesehenen und begüterten Hause ihm sicherte. Freilich rühmt Ausonius die Strenge seiner Sitten, und man kann füglich mit diesem Zeugniss die geschäftige Klatscherei abweisen, welche sich beeiferte, die in Menander's Komödien zur Schau gestellte Schwelgerei für das Lebenselement des Dichters anzusehen; aber genossen hat er sein Dasein gründlich genug. Unvergessen ist sein Verhältniss zu der geliebten Glykera; nicht minder die bequeme Eleganz, in der er sich mit solcher Meisterschaft bewegte, dass selbst der Herr Athens, Demetrios der Phalerer, beim ersten Anblick des berühmten Mannes in nicht geringes Erstaunen gerieth. Neben solchen Genüssen erfreute ihn freundschaftlicher Verkehr mit seinem Geburtsgenossen Epikur, mit Theophrastos, dem tiefgelehrten Schüler des Aristoteles, der aber, wie seine „Charaktere“ darthun, gern den Blick auch auf das bunte Treiben der Menschen richtete; endlich mit Demetrios, dem Phalerer, dem mächtigen und fein gebildeten Manne. So lebte er in stiller Musse, bald gesund, bald kränkelnd, theils in der Stadt, theils auf einer Besitzung im Piräeus; und hatte ihn auch die Natur mit etwas schielenden Augen heimgesucht, wird er doch fleissig

nach allem Neuen und Erfreulichen ausgeschaut haben, was zu Lande oder zur See seinen Weg nach Athen nahm. Im Piräeus ereilte ihn der Tod; wie es heisst, der schnelle Tod des Ertrinkens bei einem Bade, so dass ihm sogar die Noth des Sterbens nach Möglichkeit erleichtert ward.

Es liegt in diesem Leben etwas Lässiges und Stagnirendes; es scheint ganz geeignet, schnell in recht gründliche Vergessenheit zu gerathen. Dass dennoch jede Voraussetzung der Art in diesem Falle zu Schanden wird, das hat die unglaubliche Produktivität des Geistes bewirkt, die Menander beschieden war. Wie Epikur schon als Knabe der Philosophie sich zuwandte, so hat auch er bereits in jugendlichstem Ephebenalter seine erste Komödie zur Aufführung gebracht, welcher er dann noch mehr als hundert von immer steigendem Werthe folgen liess. Der Anstrengung bedurfte er dabei nicht. Als man ihn einst erinnerte, der Tag der Aufführung sei nahe, er solle an seiner Komödie arbeiten, gab er zur Antwort: „Das Stück ist fertig; den Gang habe ich im Kopfe, jetzt brauche ich nur noch die Verschen hineinzusetzen." Welche Gewalt aber neben dieser inneren treibenden Kraft des Talents das Leben unseres Dichters mit kräuselndem Windeswehen bewegte, das dürfte der Sophist Alkiphron sehr richtig bezeichnet haben, wenn er Menander in einem fingirten Briefe folgende Worte in den Mund legt: „Möchte es mir vergönnt sein, an den jährlichen Festen stets ein neues Drama aufzuführen, unter Lachen und Freude, unter Sorge und Furcht, und zuletzt als Sieger."

So hoch begabten, so in sich bewegten Naturen pflegt es an Erregbarkeit und Reizbarkeit aller Art nicht zu fehlen. Und wenn nun doch Menander's Leben in so glattem und bequemem Strome dahinfloss, so kann der Grund davon unmöglich allein in der dem Menschen angeborenen Indolenz gesucht werden: vielmehr haben wir darin die Wirkung einer bestimmten und positiven Kunst zu erkennen, der nicht immer leichten Kunst, das Unbequeme abzulehnen, das Lästige von sich fortzuschieben. Diese Kunst hat Menander mit ruhiger Sicherheit geübt. Ptolemäos der Lagide, dem es daran lag, sein Alexandria zu einem Musensitze zu machen, berief ihn unter glänzenden Bedingungen

nach Aegypten. Doch die unbequeme Pracht eines ästhetischen Königshofes hatte für den Dichter wenig Reizendes. Er lehnte den Ruf ab, und blieb unbeirrt in dem stillen Gange seiner süssen Gewohnheit, ein treuer Bürger des geistigen Athens, das noch im tiefsten politischen Verfalle der Stadt als ein Sitz echt musischer Musse von Fremden wie von Einheimischen geliebt und gepriesen ward. Ich sage, des geistigen Athens: denn schwerlich hat Alkiphron Recht, wenn er Menander bei seinem Entschlusse staatsbürgerliche Motive anderer Art beimisst, er habe er die Plätze, auf denen die Scheindemokratie jener Zeit sich bewegte, nicht verlassen, dem steten Anblick der Insel Salamis und anderer Siegesstätten des glorreichen Perserkampfs nicht entsagen können. Manche Komiker standen freilich im Dienste der Parteien: Menander hat offenbar auch die Politik als lästig und unbequem von sich abgelehnt, wie denn unter seinen zahlreichen Fragmenten nur sehr wenige von einigem politischen Schimmer vorkommen, und diese wenigen in den kurzen, aber bezeichnenden Satz auslaufen:

„Gesetze fürchte, damit du Ruh' vor ihnen hast.“

Mag man diese kühle Denkweise dem Manne verargen, der noch einen Demosthenes in seiner Macht und in seinem Untergange gesehen hat: aber man vergesse nicht, wie der innerste Geist der ganzen Stadt schon ein anderer geworden war; wie in jener trübseligen Periode unklarer und inconsequenter Bestrebungen und Wirren der einzelne Parteimann täglich sein Leben einsetzen musste, ohne alle begründete Hoffnung dadurch zur Erneuerung des Gemeinlebens beizutragen. Gerieth doch selbst der friedliche Menander in ernste Gefahr, als Demetrios der Städtestürmer sich Athens bemächtigte; nur darum, weil er mit Demetrios dem Phalerer verkehrt hatte.

Aber unser Dichter hat noch einen weit schwereren Sieg über das Unbequeme davongetragen, einen Sieg, bei dem uns Alles vorbildlich und musterhaft erscheint: den schwersten Sieg über den Druck der Beifallslosigkeit. Was ihm die Nachwelt in überströmendem Masse gegeben hat, damit waren die Zeitgenossen gegen ihn sehr sparsam: von seinen mehr als hundert Komödien wurden nur acht von den Preisrichtern gekrönt. Es würde verlorene Mühe sein, dem Grunde dieser

unbegreiflichen Erscheinung nachzuforschen. Denn wenn es auch wohl gelingt, von dem poetischen Charakter der neuen Komödie im Ganzen ein Gesammtbild zu gewinnen, so gestalten doch die Fragmente, eben weil sie Fragmente sind, durchaus nicht, uns den einzelnen Menander als Dichter mit genügender Klarheit und Bestimmtheit vorzustellen. Und ob wir, bei denen kein patriotisches Interesse mitspricht, geneigt sein möchten, mit dem grossen Cäsar in Terenz doch wenigstens einen halben Menander zu erkennen, wenn auch nur ein einziges Drama des ganzen erhalten wäre: das machen schon die Fragmente höchst zweifelhaft. So muss es uns denn auch durchaus problematisch bleiben, durch welche Mittel sein Nebenbuhler Philemon den weit überlegenen Gegner aus dem Felde schlug, obwohl eine unverwerfliche Ueberlieferung ausdrücklich besagt, er habe die schlechten Kunstgriffe der Bestechung nicht gescheut. Das aber wissen wir, dass Menander seiner Muse und sich selbst treu verblieb. Als er einst den bevorzugten Gegner traf, begrüsste er ihn in behaglicher Selbstgenugsamkeit mit den erbaulichen Worten: „Nimm es mir nicht übel, Philemon; aber sage, schämst du dich nicht, wenn du mich besiegst?“

So unermüdliches Streben nach dem Siege, und solche Ruhe beim Misslingen — wer das konnte, der hat mehr gekonnt. Und blickt man nun auf das Elend jener Zeit, wo so Viele allen Jammer der Armuth und Verbannung erfuhren, Verdacht und Argwohn die Unbefangenheit des Lebens störte, viel alte Ehre verloren ging und wenig neue gewonnen ward: wie vermöchte doch damals das rege Gemüth des Dichters, dessen Ruhm es grade ist, dass er das Leben nach allen Seiten hin in voller Wahrheit erfasste, die tragischen Eindrücke soweit zu bewältigen, dass die Komödie nicht völlig ihren Charakter verlor? Darum, meine ich, ist es eine der Beantwortung nicht unwürdige Frage: wie ist doch Menander mit dem Leben fertig geworden?

Wir werden sehen, dass diese Arbeit ihm nicht leicht fiel, aber misslungen ist sie ihm nicht. Anmuthige Heiterkeit muss doch in den Dichtungen gewaltet haben, die man nach Jahrhunderten noch in fröhlich-geselligen Kreisen so gern hörte, dass, nach Plutarch's Ausdruck, eher ein Gastmahl ohne Wein, als ein Festgelag ohne Menander's Dra-

men zu denken war. In allen seinen Komödien war die Verwickelung und Lösung durch Liebe bedingt; aber dennoch gab man diesen Dichter unbedenklich Knaben und Jungfrauen in die Hand, weil er es verstanden hatte, das Wilde und Rohe der Leidenschaft unter das Mass und die Ordnung sittlicher Klarheit zu beugen. Und wenn wir nun hören, dass noch zu Plutarch's Zeit Alles, was Philosoph hiess, in das Theater strömte, sobald ein Stück Menander's gegeben ward: so war es doch wohl nicht allein die treue Nachahmung der Wirklichkeit, die grade ein solches Publikum anzog, sondern in höherem Masse die geistige Regelung und Disciplinirung des gesammten Lebens durch Bewältigung aller verworrenen Leidenschaften, durch Gedanken und Grundsätze. Darum ist Menander auch Liebling der schriftstellernden Philosophen gewesen, die mit seinen sinnigen Sittensprüchen gern ihre Abhandlungen zierten, und seine milde Weisheit ungleich höher schätzten, als den genialen Schwung eines Aristophanes. So handelte und dachte namentlich Plutarch, in dessen Gedankenkreisen der alternde Goethe so oft Freude und Erquickung fand. Die Tonart, in welcher diese Lebensweisheit des Sterns der neuen Komödie sich bewegte, wird für den Kundigen vielleicht noch bestimmter durch den Umstand angedeutet, dass Horaz, wenn er sich in die stille Beschaulichkeit seines sabinischen Gütchens zurückzog, vor allem Menander's Dichtungen mit hinausnahm.

Doch es bedarf der Andeutungen nicht, wenn es noch heute möglich ist, die Weisheit des Dichters in den erhaltenen Bruchstücken seiner Werke zu erkennen und sie aus ihnen in geordnetem Zusammenhange zu erneuern. Ich trage kein Bedenken, in diesem Sinne auf Menander eins seiner eigenen Worte anzuwenden:

„Des Mannes Charakter macht des Mannes Rede kund."

Freilich haben wir es nur mit Fragmenten zu thun, aber diese Fragmente sind zahlreich, und der Gedanke braucht weniger Raum zur Entfaltung als die dichterische Kunst. Ueberdies sind sie ihrer grossen Mehrzahl nach von solchen Schriftstellern aufbewahrt, denen es mehr um den Denker, als um den Dichter zu thun war, und die wir nicht berechtigt sind für so urtheilslos zu halten, dass sie unbefähigt

gewesen wären, von dem flüchtig vorübereilenden Worte den sententiösen Ausdruck allgemeiner Gedanken zu unterscheiden. Ferner zeigt sich unter den Bruchstücken selbst grosse innere Harmonie, ja es kommen die entschiedensten Wiederholungen der nämlichen Haupt- und Grundgedanken vor, denen sich fast alles Andere bequem und willig unterordnet. Die letzte Entscheidung über die Möglichkeit beruht freilich in dem wirklichen Versuche einer solchen Herstellung, bei dem nur mit Sorgsamkeit alles das fern zu halten ist, was zu sehr allein dem Augenblicke angehört, oder nicht ohne allen Zweifel Menander zugesprochen wird, mag es an sich auch noch so anziehend und verlockend sein. Den gemässigten Charakter des Systematischen braucht man, wie ich glaube, bei einem Dichter nicht zu meiden, der bei aller Vielseitigkeit seiner Aufgaben immer schlagfertig, immer bereit war, „die Verschen hineinzusetzen," doch wohl zum sicheren Beweise, wie in seinem Geiste ein Ganzes von Gedanken fertig lag, so dass er über Kapital und Zinsen im Augenblick verfügen konnte.

Nicht selten ist die Meinung geäussert worden, Menander sei durch und durch Anhänger Epikurs gewesen; und wirklich haben wir unter seinem Namen ein Epigramm zu Ehren der beiden Neokliden, Themistokles und Epikur, das in annähernder Uebersetzung so lautet:

Heil dir, Doppelgeschlecht der Neoklessöhne: besiegt hat
Jener der Feinde Gewalt, dieser die innere Nacht.

Aber dennoch bedarf diese Ansicht sehr der Einschränkung, um richtig zu sein. In dem Kampfe gegen alle selbstgewählte Einengung des Menschen, namentlich gegen den Aberglauben, haben beide, der Dichter und der Philosoph, treu zusammengehalten; und mehr als ein solches vorbereitendes, negatives Verdienst spricht auch jenes Epigramm, sobald man es streng fasst, dem Epikur nicht zu. Aber in allem Positiven, besonders in der so wichtigen Theorie des Trostes im Leiden, folgt Menander unverkennbar der praktischen Moral der peripatetischen Schule, und gewiss ist es eine völlig begründete Ueberlieferung, welche Theophrast geradezu seinen Lehrer nennt. Niemand wird jedoch darum den Komiker von der Bühne in den Lehrsaal versetzen und ihn zu einem dogmatischen Philosophen umdeuten wollen. Ebensoviel, wie

Theophrast und vielleicht mehr hat unserem Dichter Euripides gegolten, wie es denn bei manchen Fragmenten schwer und nicht mit voller Bestimmtheit zu entscheiden bleibt, ob sie dem Tragiker, oder dem Stern der Komödie angehören. Denn je mehr es die Schwäche des Euripides ist, dass er die hohe Tragödie nicht selten zu sehr dem bürgerlichen Charakter annähert, desto berechtigter war die neue Komödie in ihrer Bürgerlichkeit, ihn, nicht gerade als Verwandten, aber doch als guten Freund zu schätzen. Indessen auch die Weltanschauung des grossen Tragikers ruht auf philosophischem Grunde. Sein Lehrer war seiner Anaxagoras, der, wie es heisst *), die homerische Poesie so auslegte, dass als ihr eigentliches Thema die Tugend und Gerechtigkeit erschien, und wohl schon dadurch mitgewirkt hat, dass der hochbegabte Schüler der philosophirenden Moral einen breiten Platz in seiner Poesie zuwies. Kein Wunder, wenn nun umgekehrt die Philosophen, sobald es ihnen um Reiz und Fülle der Darstellung zu thun war, gern den Schmuck ihres Vortrages von diesem Dichter entnahmen; und gerade der peripatetischen Richtung war ein solches Streben nach Form und Eleganz eigenthümlich. So bildete sich allmälig, aber in schneller Entwickelung, ein Bund der Philosophie und Poesie, der in seiner vielumfassenden Weite auf das Freundlichste alle Begabten zum Mitstreben einlud, dem darum auf griechischem Boden die grösste Ausdehnung, so eine unbegrenzte Popularität gewiss war. Innerhalb dieses freien Bundes gebührt Menander eine Stelle, und eine sehr ausgezeichnete. Denn vor Allen, die in verwandtem Sinne gedacht und gedichtet haben, wandelt er gestaltet vor unseren Augen; selbst Euripides hat bei den einfacheren Motiven der Tragödie seine Lebensansicht kaum so allseitig dargelegt.

Ich werde mich nunmehr bemühen, den anmuthigen Dichter und Denker, soweit es möglich ist, mit seinen eigenen Worten sprechen zu lassen. Erwarten Sie keine zu komödienhafte Weisheit. Menander's Kunst war freilich die heiterste der Künste, aber das Leben ist auch ihm Gegenstand tiefernster Betrachtung geblieben.

*) Diogenes Laërt. II. §. 11.

Kurz und hinfällig ist das Leben, und will es den Menschen bedünken, dass er etwas sei, so möge er an den Gräbern vergangener Geschlechter lernen, wie er so nichts ist.

„Verlangst du klar zu wissen, wer du selber bist,
Beschau die Gräber, führt die Strasse dich vorbei.
In ihnen liegt Gebein und leichter Aschenstaub
Von Königen und Tyrannen und manchem weisen Mann,
Und Manchem auch, der stolz war auf Geschlecht und Geld,
Auf eigne Ehre, auf des Leibes Wohlgestalt.
Und nichts von alle diesem hat die Zeit geschont;
Hinab zum Hades zog die Menschheit einen Pfad:
Das fass' ins Auge — und du weisst es, wer du bist."

Wohl sollte man darum streben, das Leben zu geniessen, alles Störende und Beängstigende zu entfernen; und an sich kann es keine begründetere Lebensregel geben, als wenn man spricht:

„Halt fern von deinem Leben stets, was Trauer bringt,
Kurz ist und knapp gemessen diese Spanne Zeit!"

Würde nur die Möglichkeit, ein solches Gebot zu befolgen, nicht durch die Erfahrung so augenscheinlich zweifelhaft. Denn wohl darf man fragen:

„Was Gutes hätten die Todten denn,
Da schon dem Lebenden alles und jedes Gute fehlt?"

Ja, man hat völlig an dieser Möglichkeit zu verzweifeln, da sie einem Gesetze zuwider läuft, dem Menander Gewalt und Würde eines Naturgesetzes zuzuerkennen geneigt ist:

„Ein schweres Leid und Elend — so gebot's Natur —
Ist unser Leben, von vielen Sorgen stets erfüllt."

Solchen Druck des Lebens empfindet vorzugsweise der Mann, der berufen ist, überall als aktive und bestimmende Macht aufzutreten. Schon früh geräth er in Kampf mit der Unbequemlichkeit hemmender und einengender Schranken; bald aber steigert sich das Unbequeme zum Quälenden, ja Unerträglichen; und Viele werden in Lagen ge-

drängt, in denen sie an sich selbst und an aller Gerechtigkeit verzweifeln.

Der Jüngling findet für die Fröhlichkeit und Ausgelassenheit seines Jugendmuthes kein Verständniss bei dem gealterten Vater. Er hört wohl gelegentlich Worte der bittersten Klage, wie etwa dieses:

„Unseliger als ein Vater ist auf Erden nichts,
Es sei denn ein andrer Vater, dem der Söhne mehr."

Dann wird der Jüngling versucht, in seiner Erbitterung so zu philosophiren:

„Mehr als der Vater liebt die Mutter stets den Sohn:
Sie weiss es, er ist ihr eigner; Jener meint es nur."

Welche Familientragödien aus solchem Keime sich entwickeln können, darauf deutet folgender Vers hin:

„Du fängst Process mit den Eltern an — Mensch, bist du toll?"

Und kommt es so weit nicht, bedarf der Sohn doch oft eines Trostes, der dann freilich nicht weit gesucht zu werden braucht: z. B.:

„Zwei Menschen drohen zweien Menschen nie im Ernst,
Dem Sohn der Vater und dem Mädchen ihr Galan;"

oder:

„Wer seinen Sohn am allerstrengsten mahnt und schilt,
Führt bittere Reden, handelt aber väterlich;"

oder endlich:

„Verarg' es nicht dem Vater; denn es zürnet stets
Die treuste Liebe wegen der grössten Kleinigkeit."

Aber es giebt noch eine andere schlimme Situation, wo heftiger Aerger und somit auch ernster Trost nicht an seiner Stelle wäre, weil mit dem Verdriesslichen eine starke Dosis des Komischen sich verbindet; nicht grade zur Freude des Jünglings, der sich ärgern möchte, und doch die eigene Verlegenheit belächeln muss. Dies geschieht, wenn sich bei guter Gelegenheit das gesammte Familienseniorat als Sittentribunal constituirt. Wer vor diesem gestanden hat, mag nachher laut oder leise seufzen:

„Wahrlich! eine bittere Sache solch ein Sonntagsfamilientisch!
Erst ergreift Papa den Becher, hebet seine Rede an.
Länglich, voll Moral und Tugend; dann als zweite kommt Mama;
Grossmama bemerkt auch Einiges; dann ein siebzigjähr'ger Bass,
Tantchens Vater; dann die Alte, die dich ihren Liebling nennt:
Stumm und still nickst du zu Allem. —“

Doch der Jüngling erwächst zum Manne und wird sein eigner Herr, oder meint doch, dass er es werde. Schon aber naht ihm ein neues Leiden in verführerisch anlockender Gestalt, das Weib. Seine Charakteristik ist kurz zu fassen:

„Es leben der Thiere viele doch in Land und Meer,
Doch bleibt der Thiere grösstes immerdar das Weib.“

Aber den Sinn des kurzen Wortes gänzlich zu verstehen, dazu gehört eine lange Kette schmerzlicher Erfahrungen, die um so belehrender, aber auch um so bitterer werden, je enger das Verhältniss zum Weibe sich gestaltet. Einige Weisheit lernt man bald genug, schon gleichsam aus der Ferne:

„— Es pfleget just
Der Weiber Rede nicht allzuhäufig wahr zu sein.“

Ganz andere Schmerzen kostet bereits die Einsicht, dass das Weib von undankbarer Art ist, wenn man etwa so wehklagen muss:

„Und doch — was denk' ich? Meint' ich doch, ich armer Mann,
Dank würde das Weib mir zollen! — Giebt's am Ende nur
Nicht obenein Spektakel, kann ich zufrieden sein:
In Weiberherzen gedeihet nie die Dankbarkeit.“

In der Ehe vollends wachsen die Enttäuschungen an Zahl und Schwere. Die gebildete Frau versteckt ihr Ungrades zu oft hinter der Gradheit schöner Reden. Darum:

„— Führen Weiber erst
„Viel Tugendreden, zittern und beben mag der Mann.“

Zugleich mag er dann Andere also warnen:

„Vor Weibern sei am allermeisten auf der Hut,
Dekoriren sie was mit schöner Rededraperie;“

ür sich wird er die Lehre gewinnen:

„Wer Weiber Lesen und Schreiben lehrt, thut übel dran:
Er lehrt die Schlange recht methodisch giftig sein.“

Wem aber das scheinbar glücklichere Loos zufällt, dass mit der Frau eichliche Habe in das Haus einzieht, der bekennt dennoch in Kurzem:

„Ererbtes Gut bedarf der wahrhaft Glückliche;
Denn was mit dem Weibe dir ins Haus gezogen kommt,
Ist kein gewisser Besitz, und kein erfreulicher.“

Am fühlbarsten wird freilich dem vormals Armen sein goldenes Joch, denn:

„Ist Einer arm und fasst den kühnen Entschluss, zu frein,
Und kriegt mit dem Weibe noch des Weibes Geld ins Haus:
Der nimmt die Frau nicht, nein, er giebt sich selber hin.“

Aber in jedem Falle, wo das finanzielle Uebergewicht der Frau ein unzweideutiges ist, entwickeln sich Folgen, welche den Gedanken an eine ämonische Verblendung nahe legen:

„Will Einer ein hochgrossmächtiges, reiches Mädchen frein,
So büsst er den Grimm der Götter, oder er will vielleicht
Unglücklich leben, während ihn alles glücklich preist.“

Allerdings giebt es ein sehr einfaches Mittel, allen solchen Verwickelungen unbedingt vorzubeugen, und wer erriethe es nicht? Allein wo findet man einen Alten, der mit gereifter Erfahrung ein so geringstes Mass von Selbstliebe verbindet, und so neidlos und arglos den Pflichten des Biedermanns genügt, wie der Vater, den Menander folgendermassen sprechen lässt:

„Beim Freien muss man's machen, wie bei Kauf und Tausch *):
Nicht Viel erfragen, was von keinem Nutzen ist,
Wer Grosspapa der Erwählten war und Grossmama,
Dabei den Charakter derer, mit der man leben will,

*) ὠνούμεθα, wie Lehrs emendirt.

Nicht prüfen, gar nicht, nicht mit der Blicke flüchtigstem.
Da zählt man aber die Mitgift auf dem Tische nach,
Als kundiger Prüfer, ob das Silber lauter ist,
Das Silber, das kein halbes Jahr im Hause bleibt.
Die aber ein Menschenalter drinnen sitzen wird,
Die prüft man gar nicht, nimmt sie, wie sie grade ist,
Ein dummes Kind, jähzornig, mürrisch und, wenn sich's trifft,
Geschwätzig. — Nein! Ich führe mein leiblich Töchterchen
Durch alle Gassen. Wer das Mädchen haben will,
Der mag es sagen. Seh' er, wie gross das Uebel ist,
Das er selbst sich wählt. Ein Uebel ist unbedingt das Weib,
Doch hochbeglückt ist, wer der Uebel kleinstes hat."

Darum scheitert tagtäglich ein Lebensglück nach dem anderen an diesen Klippen. Dann mag der Schiffbrüchige sich selbst mit seinen Vorgängern fluchen:

— „Hole der Henker den Ersten, der
Ein Weib genommen, dann den Zweiten, dann sogleich
Den Dritten, dann den Vierten und dann die Späteren!"

Oder er mag das Uebel an seiner mythologischen Wurzel fassen; die Verwünschungen bleiben die nämlichen, aber sie rollen noch stürmischer dem bestimmteren Ziele zu:

„Und 's wäre nicht recht, dass man den Prometheus immer malt,
Mit Nägeln und Keilen an den Kaukasus angepflockt,
Und von allen Ehren nur der erbärmliche Fackeltanz
Ihm übrig blieb? — Was allen Göttern ein Aerger ist,
Die Weiber hat er geschaffen, o Allgütige,
Die schmutzige Bande." —

Wie aber auf diesem Lebensgebiete die jugendlichen Erwartungen getäuscht werden, so zerfallen oft noch andere Hoffnungen und weichen einem Drucke, der mit zunehmendem Alter immer empfindlicher wird, den man kaum auf Momente vergessen kann, da er in unbequemster Zudringlichkeit sich stets von Neuem anmeldet. Der Mensch ist arm, oder er wird arm. Die Spannkraft seines Lebens ist gelähmt. Selbst

vertrauen wäre bei ihm Vermessenheit, die gegen immer wiederkehrende Erfahrungen nicht Stand hält. Es ist einmal nicht anders:

„Armseliger als der Arme lebt auf Erden nichts;
Er quält sich ab und wacht und schaffet Tag und Nacht;
Dann kommt ein Andrer, und nimmt den Gewinn allein für sich.“

Ebensowenig hat der Arme Anspruch auf das Vertrauen der Mitmenschen:

„Dem Armen glaubet Keiner, spräch' er noch so wahr;“

der, wie es ausführlicher in einem verwandten Fragmente heisst:

„Verachtet werden, bleibt des Armen Lebensloos,
Und spräch' er noch so edel. Jeder denkt sogleich:
Für gute Reden hofft der Mensch auf gutes Geld.
Ein Sykophant heisst immer, wer den Bettelsack
Von Thür zu Thür trägt, weil er Unrecht selbst erlitt.“

wird er mehr und mehr an sich irre:

„Ein feiger Haase bleibt der Arme jederzeit,
Verachtung liest er in jedes Menschen Blicke gleich;
Wem's leidlich geht, erträgt die Trübsal männlicher.“

tzieht sich ihm doch sogar das, was man am füglichsten als dauern-n, von der Natur selbst verbürgten Besitz ansehn darf:

„Nur schwer erforscht man, wer des Bettlers Vetter ist:
Auch nicht ein Einziger spricht es frei und offen aus,
Der Hülfsbedürft'gen Einer sei ihm blutsverwandt;
Er fürchtet, es geht dann auch sofort das Betteln an.“

Hier aber scheint es leicht, ein Mittel zu finden, das auch dem st Unterdrückten einen Weg zur Selbstständigkeit eröffnet:

Ererbtes Gut macht oft die Zeit zu fremdem Gut,
Doch unsre Glieder, diese, mein' ich, lässt sie uns:
Allein im Handwerk liegt des Lebens Sicherung.“

tte nur der Arme mehr Gelegenheit gehabt, weise Nutzung des Gel- zu lernen und auszuüben, denn:

„Handwerk verheisst kein allzuglücklich Altersziel,
Wo nicht der Meister zählen und rechnen gut versteht."

So aber bleibt die erreichbare Halbheit mehr eine Qual, als ein Trost, und dem Armen entdringt wohl manchmal der Seufzer:

„Der Erfinder des Handwerks, welches knapp den Bettler nährt,
Viel traurige Menschen machte der: wie einfach wär's,
Es stürbe Jeder, wer nicht fröhlich leben kann!"

Von den eigenthümlichen Sitten und Institutionen der Keer sollen Nachklänge in der Philosophie des Protagoras vernehmbar sein; in der Lebensphilosophie des Armen gebührt einem ihrer Grundsätze mit allen seinen Consequenzen ein breiter Platz:

„Ich lobe der Keer alte Regel: Lebe gut,
Und geht es nicht, so lasse das Leben lieber sein!"

Ja, es ist überhaupt ein Missbrauch des Wortes, wenn der Arme sein Existiren L e b e n nennt:

„— Wie bei Chören auch
Nicht Alle singen, sondern stumm so zwei bis drei
Daneben stehn im Hintergrunde, nur bestimmt
Die Zahl zu füllen, also geht's in diesem Fall:
Sie wohnen im Lande, doch lebt nur, wer zu leben hat."

Wer darum einen plötzlich reich gewordenen Armen mit der anscheinend seltsamen Phrase begrüsst:

„Mensch, gestern warst du ein Bettler, ein C a d a v e r fast,
Und heut' ein Krösus?" —

dessen Ausdruck trifft grade die volle Wahrheit.

Von sittlicher Würde ist bei einem so niedergedrückten Dasein kaum zu sprechen; das bleibt aber der schwerste Fluch der Armuth, dass sie bis zur entschiedenen Unwürdigkeit hinunterzieht:

„Ich weiss es, Mancher wurde schlecht im Missgeschick,
Im Drange der Noth, der doch von Natur ein Andrer war."

Und dieser Stachel muss doppelt tief in das Herz der Armen dringen, wenn der Augenschein lehrt, wie gut es Manchem ergeht, der sich mit

:hten durch höhere Sittlichkeit eines solchen Vorzuges würdig zeigt. r Selbstverachtung tritt der Menschenhass; und es ist wohl kaum ı wahrhaft Armer, der über diese Wahrnehmung noch mit so viel ss und Zierlichkeit sich ausdrücken kann, wie es in folgendem Frag- nte geschieht:

„Käm' Einer der Götter jetzt gegangen und sagte mir:
Sobald du todt bist, fängst du neu zu leben an,
Den Stand erwähl' dir, werd' ein Hund, ein Schaaf, ein Bock,
Ein Mensch, ein Pferd — denn zweimal lebst du unbedingt,
So will's das Schicksal, doch den Stand erwähle dir;
Schon hör' ich mich flugs antworten: Mach zu Allem mich,
Nur nicht zum Menschen! Dieses Wesen trifft allein
So Glück als Unglück ohne Verdienst und Würdigkeit.
Der Rosse bestes pflegt der Herr weit sorglicher
Als andre Pferde. Bist du vielleicht ein tücht'ger Hund,
Weit höher ehrt dich Jeder als den schlechteren.
Ein edler Hahn hat besseres Futter, und zugleich
Erfüllt er mit Furcht gemeiner Hähne Pöbelherz.
Ob aber der Mensch ein braver, ob er von edlem Stamm
Und hochgesinnt — wer fragt danach zu dieser Zeit?
Am besten geht's dem Schmeichler, zweite Rolle spielt
Der Sykophant, die dritte der Lump in genere.
Weit lieber, mein' ich, ein Esel sein, als anzusehn,
Wie's schlechteren Leuten, als du selbst bist, besser geht."

So wird die Mehrzahl der Menschen durch das Leben niederge- ückt und ermüdet. Aber wie schwer auch solche Prüfungen sind, ı ihretwillen dürfte man doch noch freudig in die Welt hinaus- cken. Die Gesetze, die solche Schicksale über den Sterblichen ver- ngen, haben eine Kehrseite, die man nur scharf in das Auge zu ssen braucht, um nicht schonungslose und ausnahmslose Zwingherren ihnen zu erkennen.

Nicht jeder Jüngling wird von seinem Vater missverstanden. Man- er Sohn darf es mit Freude rühmen:

„Welch ein lieblich Ding
Ein freundlicher Alter voller Jugendfröhlichkeit;“

und mancher Vater huldigt dem Grundsatze:

„Durch Vatergüte wird der Sohn ein besserer.“

Auf diesem Hintergrunde lässt Menander liebliche Bilder erscheinen der Worte sind nur wenige, aber aus jedem spricht das Gemüth.

„Nicht grössere Wonne kennt ein treues Vaterherz,
Als eigene Kinder sinnig und verständig sehn —“

so heisst es an einer Stelle; und von der Seite des Sohnes antwort das Echo:

„So lieblich höret nichts sich an, als Vaterwort
Zum Sohn gesprochen und mit Lieb' und Lob erfüllt.“

Vielleicht noch schöner ist folgendes Bekenntniss:

„Vor meinem Vater schäm' ich mich einzig und allein:
Unmöglich kann ich dem Alten je ins Auge sehn,
Wenn ich unrecht handle; alles Andre macht mir nichts.“

Kaum darf in dieser Atmosphäre der Reinheit und Innigkeit das W Lästerung genannt werden, aber aus vollem Herzen wird der g Sohn mit einstimmen:

„Wer frechen Mundes seinen Vater schmähen kann,
Studirt gewiss auf Lästerreden wider Gott.“

Auch das Weib ist keineswegs immer zu schelten. Wer sich einer höheren Betrachtung nicht erheben mag, der lasse sich zunäch so viel gesagt sein:

„Heirathen — wenn man die Sache recht bei Licht besieht —
Ist freilich ein Uebel, aber ein unvermeidliches.“

Weiter führt es ihn vielleicht, wenn er mit anhört, wie ein schlicht Walker für seine Hausehre einzustehen bereit ist:

„Wenn über mein Weib du jemals wieder so schnöde sprichst,
Deinen Vater walk' ich, und dich, und euer ganzes Haus.“

Das letzte Ziel richtiger Betrachtung bezeichnen die schönen Verse:

„Betracht' es, Laches, nur mit unbefangnem Blick:
So innig ist doch nichts verwandt, als Mann und Weib."

er dies erkannt hat, der wird gern seiner unbedingten Haustyrannis tsagen und sich in die richtige Ordnung fügen:

„An zweiter Stelle gebührt dem Weibe stets das Wort,
Die Oberaufsicht über Alles ziemt dem Mann:
Zu allen Zeiten drohte sicherer Untergang
Dem Hause, dessen Steuer allein ein Weib geführt."

selbst die Herrschaft ist dem Weibe nicht durchaus versagt:

„Ein freundlicher Sinn — das ist der wahre Liebestrank,
Durch ihn beherrscht gemeiniglich das Weib den Mann."

ie zu so würdiger Stellung gelangte Frau mag dann im Bewusstsein es Werthes sprechen:

„Nie denkt die Hetäre an das, was wahrhaft edel ist,
Sie lebt ja nur vom Zinsertrag der Schlechtigkeit;"

d neidlos mag sie der Hetäre die Vorzüge überlassen, die sich mit en höheren Tugenden nicht vertragen:

„— Schwierig ist's
Dem freien Weibe, zu kämpfen mit der Buhlerin;
Mehr Ränke kennt sie, weiss Bescheid, und schämt sich nicht,
Und schmeichelt besser."

hwere Verantwortung trifft den Sohn, der die alte Mutter der Noth erlässt:

„Wer jung durch eigner Hände Fleiss nicht die ernährt,
Die ihn geboren, entwuchs ein unfruchtbarer Schoss
Der Wurzel." —

g aber das friedliche Glück, auf welches diese Stellen hindeuten, nur günstigten zufallen, der Weiberhasser ist doch nur gut genug, einer mödie seinen Namen zu leihen; und er wäre im ersten Stadium seir Verirrung noch zu heilen, wüsste er die Compensation als Mittel gen alle Verbitterung anzuwenden. Eben aus Menander's Weiberser ist folgendes Fragment eines Gesprächs entnommen:

„— Mit dem Dinge geht's
Mir nicht nach Wunsch." — „Begreiflich, denn du fasst es schief.
Das Unbequeme, welches dich oft bekümmert hat,
Dafür nur hast du ein Auge, für das Gute nicht.
Du findest aber sicherlich auf der ganzen Welt
Kein einz'ges Gutes, dem kein Uebel beigemischt.
Die Frau ist lästig, braucht sie Viel, und lässt den Mann
Nicht ganz so leben, wie er es möchte. Doch du dankst
Ihr Kindersegen; wirst du krank, sie wartet dich
Und pflegt dich treulich, unermüdet Tag und Nacht;
Sie harrt mit dir im Kummer aus; und bist du todt,
Sie sorgt, dass dein Begräbniss würdig sei. — O schau
Auf solche Dienste, blickt der Tag dich finster an,
So wirst du Alles tragen! Aber sammelst du
Nur stets das Lästige, wägst du nie dagegen ab
Das Gute der Zukunft — Trauer wird dein Leben sein."

Ja, sogar in das trübe Dasein des Armen lässt der Dichter tröstliche Lichtstrahlen fallen; er thut es mit einer Beflissenheit, ich möchte sagen, mit einer Gründlichkeit, die deutlich zeigt, auf wie viele Trostbedürftige er unter seinen Zuhörern zu rechnen hatte. Zunächst ist Armuth kein unheilbares Uebel:

„Es quält dich nur der Uebel allerleichtestes:
Armuth — was ist sie Grosses? Kann dich doch sofort
Ein einziger Freund kuriren, thut er den Beutel auf."

Und sind diese heilenden Freunde auch selten, an mittheilenden Gönnern wenigstens fehlt es nicht. Es bleibt doch immer ein lustiges, erquickliches Wort:

„Wer trotz der Armuth recht in Freuden leben will,
Geh' oft zur Hochzeit, aber freie selber nie;"

und oft bewährt es die Erfahrung:

„Reichthum kann auch der Menschenliebe Quelle sein."

Nur knüpfen sich solche Erlebnisse an eine Bedingung. Man sei ehr-

arm, ohne günstigere Glücksumstände, das heisst vermeinte höhere de, zu erheucheln. Schlagend sagt Menander:

„Schäm' dich der Armuth, und die Armuth schändet dich;"

nicht minder treffend bezeichnet er, was wahre Würde ist:

„Sobald du selbst nur deine Niedrigkeit erhöhst,
Wird stets der Schein ein edler bleiben; aber stellst
Du selbst sie stets noch niedriger und werthloser dar,
So meinen die Leute, du machst dich selber lächerlich."

diesen Forderungen genügt, darf sich des alten Glaubens trösten:

„Der Götter Schützling, heisst es, sei der Arme stets."

zwingen nicht grade empfangene Wohlthaten den Armen, das hö- Glück Anderer in allzu begeisterter Dankbarkeit zu hoch zu ver- n und etwa so zu philosophiren?

„Epicharmos sagt, die Götter seien weiter nichts
Als Wind und Wasser, Erde, Sterne, Feuer, Licht:
Ich aber erachte für der Götter nützlichste
Das heilige Silber und das dreimal heilige Gold.
Denn hast du diese in deinem Hause aufgepflanzt,
So bete nach Belieben, Alles fällt dir zu:
Land, Häuser, Diener, Prachtgefässe wundervoll,
Auch Freunde, Richter, Zeugen. Gieb nur immer, gieb,
Sogar die Götter dienen dir, dem Sterblichen."

h diese Gefahr wird Beobachtung und Nachdenken zerstreuen. Kla- wie so mancher Reiche sie ausstösst:

„Vermögen hab' ich und Geld genug; ein reicher Mann,
So heiss ich Allen, aber Keinem ein glücklicher:"

he Klagen leiten das Denken dem richtigen Ziele zu, das in der icht beruht:

„Von aussen glänzen wohl die scheinbar Glücklichen,
Im Inneren, wahrlich, sind sie allen Menschen gleich."

dieser Einsicht beginnt das Selbstvertrauen wieder zu wachsen. Oft der gekränkte Arme den Trost gehört:

„Wer's auch gewesen, der so grob gefrevelt hat
An eurer Armuth, schweres Unglück harret sein:
Woran er gefrevelt, dieses trifft ihn selbst vielleicht.
Bei allem Reichthum bleibt der Grund ein schwankender,
Des Glückes Strömung ändert im Moment den Lauf."

Jetzt wird er es wagen, selbst den Reichen auf den Unbestand seines Wohlergehens hinzuweisen:

„Das Silber scheint dir, junger Herr, geschickt zu sein,
Nicht nur den täglich nöthigen Lebensunterhalt
Damit zu zahlen, etwa Brod und Waizenmehl,
Auch Oel und Essig, auch so manches Bessere.
Unsterblichkeit — die kaufst du nimmer, und brächtest du's
Zu Tantalos Talenten, wie man zu sagen pflegt.
Nein, sterben musst du, und irgend Einer erbt das Geld.
Was soll ich sagen? Bist du noch so reich, vertrau'
Dem Gelde nicht, und Keinen verachte, der, wie ich,
Sein Brod erbettelt. Zeig' in deinem Glück dich stets
Des Glückes würdig Jedem, der dein Thun bemerkt."

Aller Neid entschwindet so völlig aus dem Herzen des Armen, dass er zuletzt bekennt:

„Beneidet hab' ich nun und nimmer den reichen Mann,
Dem Alles, was er besitzet, keinen Segen bringt."

Aber er hat dieses Ziel auf einem zu ernsten und zu sittlichen Erfahrungswege erreicht, als dass die Entdeckung einer nimmer geahnten Gleichheit unter den Menschen ihn zu eitler Selbstüberhebung verleiten könnte; vielmehr wird sie ihn auf wehmüthige Betrachtungen führen:

„Ich meinte stets, die reichen Leute, Phanias,
Die nicht zu borgen brauchen, seufzten nimmermehr
Die ganzen Nächte, wälzten nicht sich hin und her
In schwerer Sorge; sanft und lieblich nahte sich
Der Schlaf zu Solchen, Jenes ziemte dem Armen nur.
Jetzt aber seh' ich's, Ihr, die scheinbar Glücklichen,

Ihr macht's nicht anders, als wir auch. Ist immer denn
Des Menschenlebens Zwillingsschwester Traurigkeit?
Kein üppiges Leben, kein gepriesenes lässt sie je;
Des Armen Leben — bis zum Grab geleitet sie's."

Ohne dieses Gefühl der Wehmuth läge in der That die Gefahr der Selbstüberhebung nicht fern. Kann Armuth den Charakter entwürdigen, das Reichsein und Reichwerden thut es noch öfter:

„Hochmuth erzeugt der allzugrosse Ueberfluss;
Den eignen Besitzer drängt der Reichthum ungestüm
Zu anderer Denkart, und er bleibt der Alte nicht." —
„Das unvernünftige Silber, kommt es zu Macht und Kraft,
Macht unverständig auch die scheinbar Weisesten." —
„Reichthum ist blind, und macht zu Blinden Alle, die
Mit unverwandtem Auge nur auf ihn geschaut." —
„So muss man Alles lernen, auch sogar die Kunst,
Reichthum zu tragen, — alle Haltung raubt er oft." —

Es klingt wohl immer noch ganz annehmbar, wenn es vom Reichthum heisst:

„Reich sei die Seele: Geld ist nichts als Augenlust,
Ein bunter Teppich über das Leben hingedeckt:"

aber was dieser Teppich verhüllt, ist kein neidenswerthes Gut:

„— Eines nur bedeckt
Unedle Geburt, des eigenen Herzens Schlechtigkeit,
Und alles Böse, was den Menschen schänden kann:
Das Viel besitzen; jeder andre Schein verfliegt."

Oder kürzer:

„Reichthum bedeckt der Sünden Menge gar so oft!"

Mag darum der Arme getrost auf das selige Lebensende verzichten, wie ein üppiger Tyrann es in folgenden Versen ausmalt:

„Haben will ich, was mir ansteht: nur ein einziger Tod erscheint
Mir als Ideal des Todes, wenn ich dick und vollgestopft,

Rücklings liegend, kurz von Athem, nur mit Mühe sprechen kann,
Aber doch noch kauend sage: So zerschmilzt der Mensch in Lust!“

Dem Armen bleibt ein besserer Wahlspruch:

Wer mit Vernunft die Sache betrachtet, sieht es bald:
Nicht Viel mit Unlust, lieber Weniges nur mit Lust;
Vergnügte Armuth trägt sich besser als Ueberfluss.“

So zeigt es sich denn, dass auf eben den Feldern, die Anfangs nur Dornen und Disteln zu tragen schienen, doch noch manche Blume aufspriesst, bei deren süssem Duft man des Rauhen und Unfreundlichen vergessen kann; die, bei fröhlicherem Gedeihen, wohl das ganze Feld mit bunt erfreulichem Farbenschimmer zu überziehen vermag. Aber mitten aus den heiteren Bildern tönte uns doch wieder die tief melancholische Frage entgegen:

— „Ist immer denn
Des Menschenlebens Zwillingsschwester Traurigkeit?“

Und was hier Frage ist, das bekräftigen andere Worte Menander's als verhängnissvolle Wirklichkeit. So heisst es an einer Stelle:

„Der Leiden viele legte Natur dem Menschen auf,
Der Leiden grösstes aber ist die Traurigkeit.“

An einer anderen:

„Dem freien Manne ziemt's am allerwenigsten,
Verlacht zu werden; traurig sein ist Menschenloos.“

Ein dritter Vers fasst die ganze Summe der Noth zusammen:

„Der Menschenname ist Grund genug zum Missgeschick.“

Und doch hat eben dieser Dichter von der Kraft und Energie des Menschen die höchsten Vorstellungen.

— „Alles Schwierige
Bewältigt endlich angestrengte Thätigkeit“

sagt er einmal; ein andermal im gleichen Sinne muthiger Zuversicht:

— „An keinem Ding
Muss der verzweifeln, der so recht arbeiten kann;

Dem ernsten Streben und treuer Arbeit ist zuletzt
Doch jedes Ziel erreichbar." —

n Ziele hat aber diese fast grenzenlose Macht dennoch vergeblich
gestrebt:

„Sobald der Mensch sich jeder Arbeit unterzieht,
So oder so, unfehlbar wird ein Jeder reich.
Philosoph wird Jeder, wenn er treu der Lehre folgt;
Gesund, sobald er nach Diät und Regel lebt.
Nur eine Kunst ward also bisher umsonst gesucht,
Die grosse Kunst, im Leben nie betrübt zu sein.
Denn nicht allein wenn's nicht nach unserm Wunsche geht,
Entsteht Betrübniss; Sorgen bringet auch das Glück."

edarf des Beweises nicht, dass eine so unbesiegbare Traurigkeit
tiefe Wurzeln haben muss; dass ein solches Mass von Weltschmerz
in trüben Erfahrungen des Einzelnen, sondern nur in einem Welt-
ze seine Begründung und Rechtfertigung finden kann.
Die Macht, welche Freude und Muth erdrückt, und den Werth des
ns bezweifeln lässt, erscheint in einer räthselhaft problematischen
ılt, bald mehr Wesen, bald mehr Begriff, jetzt mehr der Mytho-
, jetzt der Philosophie verwandt. Gewiss ist nur ihr Name: es
yche. Aber ist sie eine Redeform oder Wirklichkeit? Man möchte
'eln; denn auf wie viele Menschen passen die Worte:

„Die Unvernunft ist selbstgewähltes Herzeleid:
Du plagst dich selber; was klagst du also Tyche an?"

aber diese verneinende Weisheit schärfer formulirt, wie in fol-
en Versen:

„Ein leiblich Wesen wäre Tyche? Nimmermehr.
Wer unnatürlich seinem Geschicke trotzen will,
Der nennt das Tyche, was sein eigner Charakter ist:"

treten ihre Schwächen zu Tage. Die Körperhaftigkeit wird Nie-
l festhalten wollen: nehmen aber die Ereignisse und Verhältnisse
ihren eigenen Gang, dem gegenüber der Mensch sich nur leidend

zu verhalten hat, so ist der räthselhafte Name Tyche doch immer noch achtbar, als ein Versuch, eine Erklärung dessen anzudeuten, was sonst völlig unerklärt, aber der Erklärung um nichts weniger bedürftig bleibt. Nur die Selbsterkenntniss mag der Mensch aus diesem Argument gewinnen:

„Fällt unser Einen ein sorgenfreies Leben zu,
So ruft er im Glücke gar nicht erst die Tyche an;
Doch stürzt er in Trauer, Sorge, Noth, Beschwerlichkeit,
Gleich misst er die ganze Schuld der armen Tyche bei.“

So scheint es denn besser begründet, wenn man dem menschlichen Unverstande sein gutes Recht unverkümmert lässt, aber neben ihm Tyche's Walten anerkennt:

„Ein Haus, das ohne Leiden fort und fort besteht,
Ist nicht zu finden; Jeder hat sein reichlich Mass:
Dem gab es Tyche, Jenem sein selbsteigner Sinn.“

Schwierig ist es, ihrem Wesen näher zu treten; denn es pflegt der Mensch das, was meistens nur in der Noth Gegenstand seines Denkens wird, öfter zu verkennen, als richtig zu würdigen. Wenn es daher heisst:

„Versuch's, als Mann zu tragen Tyche's Unverstand!“

oder:

„Irrational ist immerdar, was Tyche fügt:“

so könnte es leicht der durch Ungeduld gesteigerte Unverstand sein, der sich eine Tyche nach seinem Bilde schafft. Volle Berechtigung der Möglichkeit hat jedenfalls auch eine ganz entgegengesetzte Auffassung; aber neben dieser freilich noch mehr als eine, von beiden abweichende. So spricht Menander an zwei Stellen der nämlichen Komödie:

„Ja, was wir denken, was wir sagen, oder thun,
Ist Alles Tyche! Nur den Namen leihn wir her.
Sie lenkt und leitet Alles; ihr gebührt allein

Der Name Verstand, Vorsehung nenne sie allein —
Es sei denn, dass du an eitlen Worten Freude hast;"

und:

„Hört auf mit eurem Verstande! Ganz und gar nichts ist
Der Verstand des Menschen neben Tyche, null und nichts.
Gleichviel ob Geist von Gott sie genannt wird, ob Verstand:
Sie ist's, die sonder Zweifel Alles allein regiert,
Erhält und fügt und wendet. Kalkulirt der Mensch —
Qualm ist's und Thorheit; glaubt es mir, ihr dankt's mir einst."

Und eben dieselbe Komödie deutet noch auf eine neue Auffassung hin:

Wer nicht jedwedes Gute für Pronoia's Werk
Erklären mag, trifft, mein' ich, ganz den richt'gen Punkt:
Der blosse Zufall ist zu Zeiten förderlich."

Einem einzelnen, scheinbar verwandten Verse:

„Gott ist der Zufall, wie es mich fast bedünken will"

dürfte vielleicht keine allgemeine Bedeutung beizulegen sein.

Die erwähnten Worte haben Möglichkeiten, das heisst schwebende Fragen hingestellt, und von den bedeutendsten jedes mehr als eine. Sollte es aber dem Verstande, wenn ihm auch das Wetteifern mit Tyche im Vorausbestimmen und Regeln der Zukunft versagt ist, darum auch versagt sein, den Spuren ihres Wirkens rückwärts nachzugehn, und so zu ihrem Wesen vorzudringen? Scheint die Gewalt, welche Menander dem Verstande zuspricht, doch fast eine unbegrenzte zu sein. Was im Leben für erfreulich gilt, verdient solche Geltung dann zumeist, wenn Verstand damit verbunden ist:

„Glückselig, wer Vermögen und Verstand besitzt,
Zu rechten Zwecken nutzt ein solcher Mann das Geld." —
„Das grösste Gut ist biedre Denkart und Verstand." —
„Wie lieblich, ist zu biedrem Sinn Verstand gesellt." —

Vernunft ist der beste und fruchtbarste Besitz:

„Nichts Grösseres als vernünftiges Denken gab Natur
Dem Menschen. Wer sich Alles zurechtzulegen weiss,

Und Alles wohl zu erwägen nach Gebühr und Recht,
Der wird Archont und Feldherr, Demagog, vielleicht
Senator: Alles fällt dem rechten Denker zu."

Ja, man kann kurzweg behaupten:

„Des allermeisten Guten Stifter ist allein
Der Verstand, sobald er weise ist zum Besseren."

Nur das Denken giebt dem Leben Halt:

— „Jeder, der nicht denkt,
Verfällt in Hochmuth alsobald und Nichtigkeit."

Aber auch in höhere Regionen ragt der Verstand hinein:

— „Wer den meisten Verstand besitzt,
Der beste Prophet und beste Rather ist mir der."

Selbst die Apotheose ist für ihn keine zu hohe Ehre:

„In jedem Braven wohnet allezeit ein Gott,
Sein eigner Verstand ist's;"

und mit noch unzweideutigerem Ausdruck:

„Vernunft hat allerorten ihren Tempeldienst,
Der Gott, der dort Orakel giebt, er heisst Verstand."

Die Vollendung seiner Macht verkündet folgender Vers:

„Dem Denken, dem ist Alles, Alles unterthan."

Aber dennoch muss man ein Philosoph von Fach sein, um zu wähnen, es stünde darum dem Verstande der Zugang zu Tyche's Adyton offen:

„Ihr Thoren, die ihr die Augenbraunen zieht hinauf
Und sagt: Wir werden ja sehen! — Wie, du bist ein Mensch,
Und willst noch sehen, traf den Nächsten Missgeschick?
Denn eigne Schwerkraft neigt des Menschen Loos, und ob
Er selber schliefe, zum Besseren — oder umgekehrt."

Es bleibt dabei:

„Der Tyche Wege sind des Menschen Wege nicht."

Ja, wie zum Hohne aller menschlichen Einsicht, muss der Sterbliche im eigenen Herzen die momentane und unberechenbare Einwir-

kung einer unerklärlichen Macht empfinden, die vielleicht selbst von Tyche bedingt ist, jedenfalls zu ihrem Wirken und Walten in analogem Verhältniss steht. Frage und Antwort ist in folgenden meisterlichen Versen enthalten:

„Was war's, das ihn geknechtet? War's ihr Angesicht? —
Einfältige Rede! Alle müssten dann zugleich
Die Eine lieben, sahn doch Alle das Nämliche.
Ist's etwa die Lust der Einigung, die Liebende
So fesselt? — Nun, wie könnte der Eine, der sie genoss,
So ungerührt sein und mit Lachen weitergehn,
Indess der Andre ganz erliegt? — Der Augenblick
Durchzuckt die Seele, und die Wunde trifft das Herz."

So hat denn auch hier die Vernunft ihr Recht verloren:

„Sucht wirklich Einer noch Vernunft bei Liebenden,
Bei welchem Menschen fände der wohl Unvernunft?
Zureden hilft bei Allem, nur bei Liebe nicht."

Unüberwindlich sind die Mächte, die auch hier ihre Kraft lähmen:

„So hat's Natur geordnet: Amor höret nie
Des Warner's Stimme; schwierig ist's, mit einem Wort
Den Gott besiegen und des Menschen Jugendmuth."

Es wäre nicht in Menander's Sinne, wollten wir versuchen, die gewaltige Herrin Tyche aus dem Dunkel herauszunöthigen, in welches verhüllt sie seinem geistigen Auge sich zeigte. Ob man sie als ein ausser- und überweltliches, wollendes und bestimmendes Wesen zu denken hat, oder ob ein von der Natur in die Dinge selbst gelegtes, unerklärbares Gesetz innerer Schwerkraft und Selbstbewegung den hohen Namen trägt — diese Frage hat auch Menander gekannt, aber nicht sie gelöst. Wir dürfen wohl sagen: er hat das Problem der Weltregierung in seiner Weise durch Schweigen verehrt. Und wer könnte auch sprechen, wenn Verstand und Vernunft verstummen muss, und grade nur weit genug blickt, um das unendliche Weh eines Daseins zu beklagen, das ohne sicheren Halt, ohne Fortschritt und Entwickelung, ohne ein versöhnendes letztes Ziel, in stetem Wanken und

Schwanken am liebsten sich selbst aufgeben möchte? Denn was sonst als der festeste Grundstein des Lebens erscheint, Reinheit und Gerechtigkeit, auch das vermag nicht der Allgebieterin zu widerstehen. Verse, wie die folgenden:

„Was gleicht dem Schmerze, seh' ich edlen Biedersinn
Gebeugt zur Erde unter schwerem Lebensjoch!" —
„O wie betrübt, wenn auf des Grabes Schwelle noch
Gerechte lernen, wie so launisch Tyche ist!" —
„O Tyche, die du dich immer an buntem Wechsel freust,
Dich trifft die Schmach, wenn Dieser, ein doch so gerechter Mann,
In unverdientes Missgeschick verfallen soll!" —
„— Wie ungerecht, wenn guten Grund
Natur gelegt hat und ihn Tyche doch verdirbt!":

solche Verse sind als Bekenntnisse der Menschheit zu betrachten.

So kann denn die Stunde, welche den Müden aus dem rastlosen und ziellosen Treiben abruft, keine schreckensvolle sein, denn:

„Willig stirbt, wem's nicht gelinget, so zu leben, wie er will."

Vielmehr erscheint der Tod als höchster Segen. Dieser Sinn liegt in den berühmten, oft besprochenen Worten unseres Dichters:

„Jung rufen die Götter, wen sie lieben, aus der Welt."

Man hat wohl bisweilen, durch einen berechtigten Zug des Herzens verleitet, mehr Trost aus diesem Spruche gezogen, als er bei richtigem Verständniss zu bieten vermag. Er deutet nicht auf die Seligkeit eines Jenseits hin, zu welchem der noch nicht durch das Leben niedergedrückte Jüngling in ewiger Jugend verklärt werde; denn von einem solchen Jenseits weiss Menander nichts zu sagen: nur die volle Unseligkeit des irdischen Daseins hat den klagenden Laut melancholischer Wehmuth hervorgerufen. Könnte noch ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Auslegung obwalten, folgende zwei Fragmente von hohem poetischen Werthe würden genügen, ihn zu beseitigen:

„— Ich nenne den den Glücklichsten,
Der ohne Kummer der Welt Erhabenheit geschaut,
Und eilig dann zurückgekehrt, von wo er kam:

Die Sonne, die Allen leuchtet, Sterne, Feuer, Meer,
Der Wolken Zug — und wenn du hundert Jahre lebst,
Nichts Andres siehst du, als in wenigen Jahren auch,
Erhabneres aber schaut des Menschen Auge nie.“ —

„Dem grossen Jahrmarkt gleichet, glaub' es mir, die Zeit,
Die uns zur Lebensreise zugemessen ward:
Gedräng' und Handel, Diebe, Würfel, Zeitvertreib.
Wer früh, als Erster, kam zurück ins Nachtquartier,
Blieb ungeschlagen und rettete seine Börse noch.
Wer länger säumet, dessen harrt Verlust und Noth,
Und irgend ein Mangel drückt gewiss den armen Greis.
Auf Feinde stiess er unversehns, ward arg geprellt,
Kurz — glücklich scheidet nimmer, wer zu lange lebt.“

Doch das Leben hält den Menschen fest und der Weg durch das hrmarktsgewühl muss zurückgelegt werden, so gut man es kann. ı die Möglichkeit, Tyche aus eigner Macht zu widerstehen, ist nicht denken, obwohl scheinbar ein Fragment Menander's einen solchen unsch enthält, der kaum noch ein frommer Wunsch zu nennen wäre:

„Wenn wir einander treulich hülfen immerdar,
Kein Mensch bedürfte weiter dann der Tyche noch.“

lessen man sieht leicht, dass hier mehr von Tyche's kleinen Gelenheitsgeschenken die Rede ist, als von dem unbegreiflichen Wesen, lches vernichtend und zerschmetternd in das Leben ihm eindrängt.

Darum mag man es an sich dem Menschen nicht verargen, dass sich gern dem Traume hingiebt, als stünde es ihm frei, hohe Mächte, selbst für das Einzelnste sorgen, nach eigenem Willen und durch genes Thun in Bewegung zu setzen, und aus Tyche's Bezirk zu ihnen h zu flüchten. Aber sein Glaube ist eitel Aberglaube. Hier ist der eiberhasser nicht ganz im Unrecht, wenn er klagt:

„— Die Götter inkommodiren uns zumeist,
Die Familienväter — immer ein ganz nothwendig Fest!“ —

„Wir haben geopfert Tag für Tag fünf ganzer Mal;
Die Cymbel schlugen sieben Mädchen rings im Kreis,
Und andre plärrten Gebete.“ —

Ganz anders lautet die wahre Lehre:

„Kein Gott errettet je durch eines Menschen Dienst
Den anderen Menschen. Zwänge mit frommem Cymbelklang
Den Gott zu Allem, was es begehrt, das Menschenkind —
Wer dieses thäte, wäre grösser denn der Gott.
Nur Kunstmethoden unverschämter Bettelei
Sind solche Dinge, von frechen Buben ausgedacht
So recht zum Hohne dieser aufgeklärten Zeit.“

Und zu dieser Einsicht wird der Verständige durch die Verirrungen selbst geleitet, in denen der eine Grundirrthum sich stets erneuert:

„Kein Gott gefällt mir, der mit alten Weibern sich
Auswärts herumtreibt, und mir ins Haus gesegelt kommt
Auf Zauberbrettchen; nein, der legitime Gott
Der bleibt daheim und schützet, deren Gott er ist.“

Die beiden zuletzt mitgetheilten Fragmente lassen freilich noch ein positives Element durchschimmern, aber man darf dies nicht überschätzen. Denn die Frage:

„Und meinst du wirklich, es hätten die Götter Zeit genug,
Um Gutes und Böses jedem Menschen Tag für Tag
Portionenweise zuzumessen?“ —

ist doch wohl nur so gemeint, dass die Möglichkeit eines begründeten Ja völlig ausgeschlossen bleibt; und so hat der Einzelne, vermöchte er auch nach eigenem Gefallen den göttlichen Wesen zu nahen, doch auf kein Entgegenkommen von ihrer Seite zu rechnen. Tyche behauptet das Feld; dem Menschen geziemt Stillesein und Ergebung. Sieht er fremdes Leid, er lasse es ruhen und spreche still:

„Verborgnes Unglück denk' ich nicht ans Licht zu ziehn,
Man deckt es, mein' ich, besser dicht und dichter zu.“

Trifft Missgeschick ihn selbst, so merke er auf das Wort:

„— Gut das Missgeschick
Ertragen heisst: wenn du's allein ertragen kannst,
Und nicht dein Unglück durch die ganze Stadt posaunst."

Trösten mögen ihn die Verheissungen:

„Kind, schweige, schweige: grosser Segen liegt darin" —

und:

„Der beste Arzt für alles Unvermeidliche,
Die Zeit, sie wird dich heilen." —

In der Ergebung suche er seine Kraft:

„Du bist ein Mensch; drum fordre nicht Schmerzlosigkeit
In deinem Gebete, sondern ein still ergebenes Herz.
Denn willst du frei von Schmerzen immer und ewig sein,
Du musst ein Gott sein, oder still im Grabe ruhn.
Durch andere Leiden lindre deine Leiden dir!"

Diese Ergebung wird ihn befähigen, die schwersten Prüfungen zu überstehn, ja sie für nichts zu achten:

„Mensch, seufze nicht und gräme dich nicht so tief — um nichts:
Geld, Weib und vieler Kinder hoffnungsreiche Saat —
Was Tyche dir gegeben, dieses nahm sie dir."

So wird sein Herz stark genug werden, selbst das zu dulden, was der Mann am schwersten trägt:

„Der beste Mann ist der gewiss, der, still gefasst,
Mit Selbstbeherrschung grosses Unrecht leiden kann."

Aber sollte wirklich eine solche, bis zum sittlichen Heroismus gesteigerte Selbstüberwindung ihren einzigen Lohn in der schmerzlichen Kunst finden, sich über ein Leiden mit einem anderen Leiden zu trösten? Wer so die Natur der Demuth gewürdigt hat, sollte der nicht bedacht haben, wie wenig Positives der Demüthige bedarf, um sein Herz zu erfreuen? Menander hat dies nicht verkannt. Er weiss von der Thorheit zu sagen, die sich gegen das Gute und Erfreuliche eigensinnig verschliesst:

„Wer angebotenen Segen aus der Götter Hand
Nicht willig nimmt und desto besser lebt, fürwahr,
Der will durchaus unglücklich sein. Versagt's der Gott,
Trifft ihn die Schuld und nicht des Menschen Unvernunft."

Er weiss, wie vielfache Erfahrung den Spruch bewährt:

— „Gräme Keiner sich drum zu sehr,
Dem Götterwille Noth und Unglück zugesandt:
Es kann ja leicht Vorspiel des grösseren Segens sein."

Aber Hoffnungen bleiben unsicher, und Mancher hat Grund zu seufzen:

„O Gott im Himmel, welch ein Leid das Hoffen ist!"

Ein wirksameres Mittel, froh zu sein, liegt in jener Kunst der Compensation, auf welche wir schon einmal hinzuweisen hatten. Denn wie dort in dem besonderen Falle, so gilt es überall:

— „Vieles Lästige
Entdeckst du leicht in jedem Ding; darauf nur sieh,
Ob nicht im Ganzen doch des Besseren mehr noch ist."

Die Höhe der Lebensansicht, zu welcher diese Kunst zu erheben vermag, bezeichnen folgende Verse:

„Im Menschenleben wächst das Gute nimmer, gleich
Dem Baum, aus einer Wurzel schlank und kräftig auf;
Stets neben dem Guten schiesst das Böse mit empor —
Doch gute Früchte trägt zuletzt der schlechte Baum."

Man erkennt es aber leicht, dass hier die Sehnsucht sich zur Hoffnung, die Hoffnung zur zuversichtlichen Gewissheit steigert; und wir werden später noch einmal Anlass haben, zu erwägen, wie der optimistische Zug im Menschen gegen das System der Resignation seine Rechte geltend macht.

Keineswegs sind indessen hiermit die Segnungen erschöpft, welche Menander dem Schweigen und der Ergebung verheisst. Es ist bewundernswerth, wie er, bei seiner trüben Grundansicht des Lebens,

doch immer Trost und Schmuck für das Leben bereit hält. Er stellt einmal — vermuthlich in Erinnerung an ein bekanntes Wort des höheren Alterthums — die Frage hin:

„Erretten sollte der uns nicht, der uns verdarb?"

und er hat sie meisterlich gelöst. Eben aus Tyche's vernichtendem Walten leitet er eine Kette von Lehren und Gesetzen her, die es nicht allein dem einzelnen Menschen erträglich machen, die Lösung des unendlichen Welträthsels abzuwarten, sondern namentlich auch dem Leben der Gesammtheit einen Charakter verleihen, welcher als Ausdruck der anmuthigsten Humanität erscheint. Dies möchte ich Menander's Politik der Menschheit nennen. Ihr dienet — so ruft er in die Welt hinaus — allesammt der einen allgewaltigen, unbeschränkten Herrin Tyche: darum seid wahr, seid Menschen, und seid Brüder! Und nun beginnt unter dem Drucke, ja durch den Druck des Unvermeidlichen angeregt, Mass und Harmonie lieblich zu walten, wie oft das Laub am frischesten glänzt und die Blumen am süssesten duften, wenn schweres Gewölk den Himmel deckt.

Seid wahr. Lasst euch nicht verblenden und verblendet nicht euch selbst durch eitlen Schein, sondern dringt immer und überall zum Kerne durch! Denn die Hälfte aller Lebensnoth erwächst nicht aus Tyche's Walten, sondern aus der Einbildung, und der Mensch erweist sich in diesem Stücke nicht als das einsichtigste der Wesen. Um so leichter fällt es der Komödie, ihm in nächster Nähe die rechten Vorbilder scherzhaft nachzuweisen:

„O wie so selig sind die Thiere allzumal
Und wie so weise, zehnmal weiser als der Mensch!
Sieh nur zuerst bedächtig diesen Esel an,
Das Kind des Unglücks, also nennt ihn alle Welt.
Doch nimmer trifft ihn Missgeschick durch eigne Schuld;
Er trägt nicht mehr, als Mutter Natur ihm auferlegt.
Wir aber fügen zur unvermeidlichen Lebensnoth
Aus eignen Mitteln immer neue Noth hinzu.
Wir sorgen bang, niest Einer; zieht uns Einer durch,

Gleich braust der Zorn auf; wenn ein Traumbild uns erscheint,
Wir zagen ängstlich; schreit eine Eule, zittern wir.
Ruhlose Sorge, Wahn und Ehrgeiz und Gesetz —
Zugaben sind es zum natürlichen Leidensmass."

Darum sei es erstes Gebot, die Wahrheit zu reden:

„Das Beste bleibt zu jeder Zeit das wahre Wort,
In jeder Lage. Hört es Alle; nichts vermag
So fest zu gründen unseres Lebens Sicherheit."

Keineswegs wird dadurch inhumane und rücksichtslose Aufdringlichkeit zur Pflicht gemacht; denn ausdrücklich lehrt Menander:

„Und weisst du das Ding auch noch so genau, entdeck' es nicht,
Wenn Einer geheim thut: widerwärtig ist es stets,
Weiss Einer, was der Andre gern verbergen will."

Gründlich aber muss die Verkehrtheit beseitigt werden, der in ernsten Dingen die Person mehr gilt, als die Wahrheit:

— „Der verkennt des Lebens Sinn,
Der in eitler Scheu dem Nächsten nicht die Wahrheit sagt."

Doch die Wahrheit will nicht allein geredet, sie will auch gethan und geübt sein in mehrfacher Richtung. Man huldige nicht dem Scheine bei der Würdigung des Menschen; vielmehr strebe man, unbeirrt durch alle Umhänge, mit denen Tyche den Einzelnen ausputzt oder entstellt, sein Inneres in Wahrheit und Klarheit zu erschauen. Völlig begründet ist daher die Ungeduld, mit der ein Jüngling gegen die beschränktere Ansicht in folgenden Versen auffährt:

„Sie bringt mich noch um die gute Familie! Mutter, sprich,
So wahr du mich liebst, nicht immer von guter Familie!
Wer von der Natur nichts eignes Gutes mitbekam,
Der flüchtet sich zum alten Erbbegräbniss hin,
Zur guten Familie und zum Ahnenkatalog.
Was ist da so Besonderes? Hat nicht jeder Mensch
Der Ahnen Menge? Sage, wo käm' er selber her?

Und können sie die nicht nennen, weil sie den Aufenthalt
Gewechselt, oder weil es an guten Freunden fehlt,
Sind darum Andere, die es vermögen, besser dran?
Wen reich zu allem Edlen die Natur begabt,
Der ist der Hochgeborne, wär's ein Aethiop.
Nichts gilt der Scythe. Nun — wo war Anacharsis her?"

Darum braucht es kein zuchtloser Libertin zu sein, der noch einen Schritt weiter wagt und also redet:

„Geburt — Geburt, wo steckte da der Unterschied?
Bei richtiger Prüfung gilt der Brave stets zugleich
Als echtgeboren; jeder Schlechte fiel beizu."

Vor dieser Wahrheit sinken die Schranken, in welche man die Jugend einzuschliessen geneigt ist, denn:

„Um klug zu denken braucht es weisser Haare nicht,
In manchem Lockenkopfe wohnt ein weiser Greis."

Und wohl darf der Jüngling selbst sein gutes Recht vertreten:

„Frag' nicht, ob ich der Jüngere bin; darauf nur sieh,
Ob meine Rede weiser Männer Rede ist."

Ja, diese Wahrheit wird den Sklaven frei machen:

„In freiem Geiste diene — und du dienest nicht."

Ueberall strebt Menander, in folgerichtiger Anwendung des einmal erkannten Princips den inneren, das heisst den im Lichte der Wahrheit erkennbaren Menschen als das einzig Bestimmende aller äusserlichen und deshalb mehr oder weniger dem Gebiete des Scheins angehörenden Einwirkung entgegenzustellen. Selbst das Wort setzt er in diesen Bereich des Aeusserlichen. So heisst es an einer Stelle:

„Du sprichst mir zu, durchaus wie dir's geziemend ist;
Doch dass ich thue, was sich gebührt, das, wisse wohl,
Macht nicht dein Reden, nur mein inn'res Selbstgespräch."

An einer anderen mit verschiedener, aber doch ganz analoger Wendung des Gedankens:

> „Nun, bei der Athene, ein schönes Ding die Biederkeit!
> Zu Allem nützlich und ein rechter Wanderstab
> Zur Lebensreise! Ich sprach den Mann ein Hundertstel
> Des Tages kaum, und bin ihm ach! so herzensgut;
> Da sagt nun ein Weiser: Ja, der Rede Gewalt ist gross. —
> Wie kommt's denn, dass ich anderen Rednern nicht getraut?
> Der Charakter ist's, der uns bestimmt, die Worte nicht.“

Die schärfste Zuspitzung des Princips liegt aber in folgenden scherzhaften Versen:

> „Betracht' es recht, es macht ja nicht der Becher Zahl
> Betrunken, — nur des Trinkers eignes Naturell.“

So muss es denn den Wahrheitssinn wohl bitter verletzen, wenn immer wieder schreiende Disharmonie des Inneren und Aeusseren, der Wahrheit und des Scheines, das Leben durchgellt, und man so oft zu klagen hat:

> „Die schlechte Seele im schönen Körper, gleicht sie doch
> Des prächtigen Schiffes unberufenem Steuermann.“

Tief im Herzen des Edlen steht der Spruch geschrieben:

> „Was schön ist, sollte stets zugleich das Edelste,
> Das Freie stets von hohem Sinn beseelet sein.“

Darum gebührt schon dem Erröthen ein so hoher Werth, weil es innere Wahrheit durch das Aeussere schimmern lässt:

> „Ein Jeder, welcher erröthet, scheint mir gut zu sein.“

Tritt aber einmal jene ersehnte Harmonie vollständig zu Tage, dann zeigt sich ihre Herrlichkeit in der Gewalt, welche sie übt:

> „Wenn edler Sinn der Körperschönheit Schmuck erhöht,
> So hält gewiss den Doppelangriff Keiner aus.“

Selbst auf dem Gebiete des Mangelhaften und Hässlichen hat dieses Durchdringen des Inneren etwas Tröstliches: wenn z. B. böses Gewissen das Handeln unsicher macht:

„Wer Böses sich bewusst ist, wär' er der Dreisteste,
Das böse Gewissen macht aus ihm ein Hasenherz;"

oder wenn innere Entartung einen physiognomischen Ausdruck findet, wie bei dem Unglücklichen, der also beschrieben wird:

„Und welche gräuliche Physiognomie der Mensch bekam,
Seitdem er so schlecht ward! Sieht er doch völlig thierisch aus.
Der Seele Reinheit bildet auch den Körper schön."

Denn selbst unerfreuliche Erscheinungen solcher Art bezeichnen einen Sieg der inneren Wahrheit, die nicht dulden will, dass der schon genugsam von Tyche eingeengte Mensch sich in eigenwilliger Kurzsichtigkeit noch mehr einenge.

Je mehr nun aber der Einzelne dieses erste allgemeine Gesetz auf sich selbst bezieht; je mehr er im Lichte dieser Wahrheit sich erkennt: desto sicherer wird das zweite Gesetz Seid Menschen zum Heile Aller sich erfüllen. Allerdings giebt es eine nüchtern praktische Betrachtung der Dinge, die wohl geneigt ist, ein altherkömmliches Weisheitswort anzufechten und etwa so zu reden:

„In vielen Stücken bewährt sich nicht das alte Wort
Erkenn' dich selber; nützlicher würd' es so gefasst:
Erkenn' die Andern."

Aber dem ehrwürdigen Worte verbleibt seine Geltung, wenn man es nicht zur Selbstquälerei missbraucht, sondern in besonnener Verständigkeit ausübt:

„Erkenn' dich selber — dies erfüllt, wer klar erfasst
Die eigene Lage, und weiss, was ihm zu thun gebührt."

Einschmeichelnd kann freilich die Selbsttäuschung sein, dann aber ist sie am gefährlichsten:

„Worauf du am meisten stolz bist, das verdirbt dich noch:
Der Schein des Verdienstes. Vielen erging es ebenso!“

Wer ihrer Herr wird und nur Mensch sein will im vollen Sinne des Worts, der lernt es von selbst, sich nicht auszunehmen von alle dem, was Menschenloos ist, und, wie der Grieche mit kaum übersetzbarer Kürze sagt, *τὰ κοινὰ κοινῶς*, das Gemeingeschick mit Gemeinsinn zu tragen. In dieser Stimmung versteht er das mahnende Wort derer, die überall das Mass als das Beste empfehlen:

„Ist dir allein von allen Menschen, Trophimos,
Das Loos gefallen, als die Mutter dich gebar,
Nach Wunsch zu leben und in stetem Glück zu sein;
Hat dir der Götter Einer dieses zugesagt:
So magst du zürnen, denn er hat dich arg getäuscht
Und ungebührlich dich behandelt. Aber wenn
Nach gleichem Gesetz, wie Andere, du die Himmelsluft
Einathmest (hör' doch, wie das hochpathetisch klingt),
Dann trag' das Schicksal besser und verständiger.
Der langen Rede kurzer Sinn: Du bist ein Mensch.
Kein Wesen ist so schnellem Wechsel unterthan;
Erst hoch hinauf, dann tief hinab — und umgekehrt.
Und ganz mit Recht. Er ist der schwächste von Natur
Und doch zum Kampf mit tausend Nöthen ausersehn,
Und fällt er — büsst er mehr als andre Wesen ein.
Was du verloren, war ja nicht von erster Art,
Und was du leidest, ist ja auch das Grösste nicht:
Darum ertrage mit stillem Sinn dein Mittelloos.“

Wer solcher Mahnung folgt, dem ist der Zugang zur wahren Weisheit eröffnet:

„Unglück und Schaden trag' mit Würde; so geziemt's
Dem weisen Manne. Weise ist, nicht wer sogleich
Die Augenbraunen finster in die Höhe zieht

Und Ach und Weh schreit, sondern wer mit Mässigung
Erträgt, was ihm begegnet."

Und eben diese Weisheit, wenn man sie weiter verfolgt, benimmt dem Schmerze den schärfsten Stachel. Wie Mancher hat aus eigner Erfahrung zu bekennen:

„Von dort versah ich mich keines Unglücks, aber stets
Setzt Unerwartetes ganz den Menschen ausser sich!"

Jedoch jedes Bekenntniss dieser Art verräth, dass das Gesetz Seid Menschen dem Einzelnen noch nicht volle Wahrheit geworden ist. Denn wenn es feststeht:

„Im Menschenleben giebt es nichts Undenkbares,
Und wird's nicht geben; in buntem Wechsel thut die Zeit
Viel Zeichen und Wunder, und des Menschen eigner Sinn" —

dann ist die Pflicht des Menschen als Menschen nicht mehr zweifelhaft:

„Voraus erwarten muss ein Jeder, was geschah,
So lang' er Mensch ist; sicher bleibt im Leben nichts." —
„In Freud' und Jubel denke stets des Missgeschicks,
Den Gang des Lebens ahme der Gang des Denkens nach."

Bei solchem resignirenden Erwarten bleibt freilich der Ton des Lebens ein gedämpfter; aber die schreienden Dissonanzen lösen sich doch auf, und wie könnte der Mensch im Gefühle seines Menschseins verkennen, dass auch der halbe Segen ein grosser Segen ist?

Doch nicht in stiller Zurückgezogenheit soll der Einzelne den Trost geniessen, der ihm grade aus dem Bewusstsein zuströmt, dass er neben und unter seines Gleichen lebt und duldet:

„Zu leben weiss, wer nicht allein sich selber lebt."

Oft freilich wird die Einsamkeit gepriesen:

„Wie werth ist Jedem, welcher die schlechten Herzen hasst,
Landeinsamkeit.“

Vielleicht nicht immer mit Unrecht; doch möchten die Motive nicht in allen Fällen lauter sein:

— „Erfindrisch ist die Einsamkeit —
Der Magister sagt's und zieht die Augenbraunen hoch.“

Und es fehlt dem Einsiedler die Möglichkeit, jenen Trost, der in der Allgemeinheit des Menschengeschicks liegt, aus Beispielen stets neu sich anzueignen; denn:

„Der grösste Trost für Jeden, den ein Leid betraf,
Bleibt, Andre nah' sehn, denen Gleiches widerfuhr.“

Der Mensch aber bedarf der Beispiele; ist er doch schwach genug, selbst sie zu missbrauchen, und sich hämisch zu freuen, wo er mit leiden und dadurch Selbsterkenntniss gewinnen sollte. Doch findet ein ernstes Wort der Mahnung seine Statt:

„Erfreu' dich nie an deines Nächsten Missgeschick;
Das Joch der Tyche schüttelt nimmer ab der Mensch.“

Zum Glück wird die Gefahr solcher Verirrung durch das Wesen des Leidens selbst verringert, indem der Druck Demuth, die Demuth neigungsvolle Hingabe des Menschen an den Menschen erzeugt:

„Dem Schwergeprüften gab Natur ein gläubig Herz;
Wen eignes Rechnen immer neu betrogen hat,
Traut grössere Einsicht willig jedem Andern zu.“

Dieses Gefühl ist vor Allem geeignet, die Erfüllung des dritten Lebensgesetzes Seid Brüder zu befördern. Denn wer solchen Gefühlen mit reinem Sinne folgt, der erreicht bald eine Höhe der Betrachtung, auf welcher das brüderliche Band dem von Tyche Bevorzugten bestimmte Pflichten mit voller Strenge des Gesetzes auferlegt. Und Menander ist geneigt, diesen Pflichten eine sehr weite Ausdeh-

nung und einen sehr positiven Charakter zuzuschreiben, wie folgendes längere Fragment hinlänglich zeigt:

„Vom Gelde sprichst du — welch ein ungewisses Ding!
Denn weisst du sicher, dass es die ganze Lebenszeit
Treu bei dir aushält, nun so halt' es, wie du kannst;
Gieb Keinem irgend etwas, bleibe selbst der Herr.
Doch dienet Alles dir nicht, sondern Tyche nur,
Aus welchem Grunde schlägst du Andrer Bitten ab?
Sie nimmt vielleicht dir alles Deine, giebt es hin
In fremde Hände, ja vielleicht unwürdige.
Darum, so lange du deines Geldes Herr noch bist,
Benutz' es edel, Vater, also rath' ich dir.
Hilf Allen, fördre Jeden auf der Lebensbahn
Durch deine Mittel, soviel du kannst. Ein solches Thun
Ist unvergänglich, und verfällst du selbst in Noth,
Wird gleiche Hülfe dir von Jenen dann zu Theil.
Viel besser, mein' ich, Freunde, welche man sehen kann,
Als tief vergrabne Schätze, die kein Auge sah."

Ausgeschlossen von diesen Rechten des Bruderbundes ist allein der Schlechte:

„Nicht volle Freiheit lasse man immer schlechtem Volk,
Man tret' ihm kühn entgegen; sonst wird unvermerkt
Noch völlig unser Leben um und um gekehrt;"

und nur eine falsche Humanität kann hier den unerlässlichen Kampf scheuen:

„Was jetzt die Leute Humanität betiteln, das
Hat unser Leben völlig in den Schmutz geführt,
Denn keinen Sünder trifft gerechte Strafe mehr."

Wahres Erkennen der Bruderpflicht giebt dem Menschen grade die schärfsten Waffen zum Widerstande:

„Wenn Jeder nur dem Frevler willig wehrete
Und Theil am Kampfe nähme, davon überzeugt,
Dass jeder Frevel immer zugleich auch ihn betrifft;
Ja, ständen wir nachdrücklich nur einander bei:
Nie wär' es bei uns so weit gekommen mit der Noth
Mit den schlechten Menschen; immer würden sie scharf bewacht
Und gleich mit Strafe, wie sie verdienen, heimgesucht —
Nur wenige gäb' es, und vielleicht nicht einen mehr."

Ja schon der scheinbar harmlose Umgang mit dem Schlechten und Verkehrten wirkt hemmend auf den besser Gearteten. Ganz allgemein heisst es an einer Stelle:

„Ein schlechter Umgang wird der guten Sitten Grab;"

mit bestimmterer Beziehung an einer anderen:

„Du strebst nach Weisheit? — Gehe nie mit Thoren um;
Sonst wirst du ganz unfehlbar selbst ein Thor genannt."

Wie aber Schlechtigkeit und Verkehrtheit das Bruderband zerreisst, so hilft Reinheit des Herzens es fest und fester ziehn, denn:

„Auch Herzensunschuld ist der Menschenliebe Quell;"

ein Vers, der dem inneren Reichthum die nämliche Macht, und wohl in grösserem Masse beilegt, die in einem früher erwähnten Fragment schon dem äusseren Besitz zugesprochen ward. Darum ruht alles Heil auch der Gesammtheit in der Lehre:

„Recht gründlich lernen, keine Sünde je zu thun,
Das, mein' ich, wär' ein edles Lebensstudium."

Würde sie befolgt, der Bruderbund der Menschen und das mögliche Glück ihres Lebens wäre vollendet; Handeln und Leiden, Geben und Nehmen träfe zusammen, wie Wort und Antwort, wie der Ton und sein Echo, das in dieser Atmosphäre idealer Reinheit voll und unverkürzt den Klang erwiderte. Um eines solchen Zieles willen soll der

Mensch dann gern die Rechte vergessen, die Sitte und bürgerliches Gesetz ihm sichern, sobald sie den Rechten widerstreiten, welche die innere Wahrheit dem niedriger Gestellten zuspricht:

„Schlecht wird der Sklave, lernt er jedem Dienste sich
Gehorsam fügen; freies Wort gewähr' dem Knecht,
So wird er sicher der Guten Bester." —

Vollständig erreicht kann freilich auch durch solches Emporheben des Niedrigen das hohe Ziel eines allgemeinen Friedens und Wohlgefallens nicht werden. Und so mag der Mensch innerhalb des grossen Bruderbundes, auch wenn er zu seiner Verwirklichung redlich mitstrebt, doch immer gern die engeren Kreise der Freundschaft aufsuchen, die gewissermassen concentrirte Darstellungen des grossen Menschenbundes sind. Bei dem Freunde findet er den gewissesten Trost für alles Leid, und es ist ein praktisch bewährter Rath:

„Wenn dir's im Leibe nicht so recht behaglich ist,
So lauf' zum Arzte; krankt die Seele, geh zum Freund:
Liebreich den Gram zu lindern, das vermag der Freund."

Der Freundeskreis entschädigt auch für die trübe Erfahrung, dass den Gesetzen des Bruderbundes oft so wenig gehorcht wird:

„Derkippos und Mnesippos, wenn die Menschen uns
Unfreundlich waren, oder uns übel mitgespielt,
Bleibt eine Zuflucht uns gewiss — der treue Freund.
Wer unverspottet sich so recht ausjammern kann,
Und nun es sieht, wie der Freund, sobald er das Leid gehört,
Aus treuem Herzen Theil an seinem Schmerze nimmt:
Der trägt in solchen Stunden leicht an seiner Last."

Schon darum gebührt der Freundschaft ein hoher Preis, selbst dann, wenn sie in sich unvollkommen bleibt:

„O wie so hochbeseligt preist sich jeder Mensch,
Sobald er in Wahrheit eines Freundes Schatten hat!"

Rechnet man aber zu diesen Kräften des Trostes — und Tyche sorgt dafür, dass man seiner oft bedarf — noch alle die Freuden, welche jede harmonische Verbindung unter Menschen darbietet, so versteht man Menander's Wort:

„Wie lieblich lebt sich's, lebt man im selbstgewählten Kreis."

Keineswegs jedoch kann und soll Freundschaft die Brüderlichkeit ersetzen, vielmehr muss die Annäherung an das ideale Ziel vollkommenen Einklangs eine stetige bleiben. Darauf weist Tyche selbst hin. Ihre nivellirende Macht ebnet die Bahnen, auf denen der Brudersinn in die Welt einziehen soll; denn sie drückt alle Gewalten nieder, die um ihres eigenen Bestehens willen die Ungleichheit verewigen möchten. Den Ursprung dieser feindlichen Gewalten hat Menander treffend bezeichnet:

„Des Menschenelends allerreichste Quelle ist
Das Gute, das gar zu gut ist."

Sie alle sind nur verschiedene Erscheinungsformen des einen Grundverderbens, der Selbstsucht, die den Einzelnen, wie die Gesammtheit verstört. Bald erscheint sie als Hochmuth:

„— Dreimal unglückselig sind,
Die stolz sich blähn auf eignen Werth und eigne Macht;
Des Menschen Wesen missverstehn sie ganz und gar."

Darum heisst es mit Recht:

„Hochmüthig war er und den Göttern ganz verhasst."

Bald wird die Selbstsucht Neid:

„Es scheint mir, du verkennst es, junger Freund, wie nur
Durch eigne Schlechtheit jedes Ding zu Grunde geht,
Und stets von innen aller Zerstörung Werk beginnt.
So frisst der Rost das Eisen an, beacht' es nur,
Den Rock die Motte, so der Wurm das dürre Holz:
Was aber des Schlimmen Schlimmstes ist, zerfrass der Neid

Allzeit die Menschen, zerfrisst sie jetzt und immerdar,
Des bösen Herzens gottverhasste Ausgeburt."

andermal tritt sie als Habsucht auf:

„Habsucht ist immer der Menschen allergrösstes Leid;
Wenn Einer des Nächsten Hab' und Gut für sich begehrt,
Missglückt's ihm häufig, also, dass er den Kürzern zieht
Und obenein sein eignes Gut zusetzen muss."

ı als Geiz:

„O dreimal Unglückselger, wem die Sparsamkeit
Einfache Dukaten, aber doppelten Hass gewann!"

häufigsten vielleicht offenbart sie sich in der Gestalt auffahrender gkeit, die sich mit edlerer Bildung nicht verträgt:

„Im guten Hause gut erzogen, denkt der Mensch
Auch mitten im Uebel doch an Stille, Mass und Zucht;"

ähnlich, wenn auch in allgemeinerer Fassung:

„Der wahrhaft Hochgeborne träget Glück und Noth,
Wie's ihm zu Theil wird, immerdar auf edle Art."

ı folgende Verse gehören hieher:

„Kein Mittel, glaub' ich, giebt es gegen Zorn, als nur
Des werthen Freundes ernstgemessenes Freundeswort."

r freilich ist der Zorn nicht immer ein Uebel; vielmehr:

„Wer bösen Vorwurf ohne Zorn anhören kann,
Der zeigt es deutlich, wie so schlecht gesinnt er ist."

n es ist keine Ueberhebung, wenn der unbillig Unterdrückte seine prüche auf die Stelle geltend macht, die ihm gebührt. Ueber-pt ist es Menander's Meinung nicht, so hoch er auch von der ıuth denkt, dass alle die natürlichen Kräfte ermatten und abster-

ben sollen, deren der Mensch so sehr bedarf, um sich durch den Jahrmarkt des Lebens zur endlichen Einkehr durchzudrängen. Er sagt es ausdrücklich:

„Ein dreister Muth — das beste Lebensreisegeld;“

ja sogar:

„So sichtlich wirkt kein andrer Gott, als dreister Muth.“

„Kein andrer Gott.“ — Wir erinnern uns, dass die Götter als Schutzherrn der Armuth, als Feinde des Neides und Hochmuths genannt wurden; dass überhaupt unter den mitgetheilten Versen doch nicht ganz wenige auf Götter hindeuteten, denen es nicht an Zeit und nicht am Wollen fehlt, die Geschicke des Einzelnen zu bestimmen. So sehen wir uns am Schlusse unserer Erörterung genöthigt, noch einmal auf Menander's Theologie den Blick zu richten, ob denn wirklich der Mensch, allein auf seinen dreisten Muth gestützt, die mühevolle Lebensreise zurücklegen muss? Das erste Fragment, das hier in Betracht kommt, verheisst wenig Trost; denn Menander lässt einen Heimkehrenden die Heimath mit folgenden Worten begrüssen:

„O theures Land, willkommen! Innig begrüss' ich dich
Nach langer Zeit. Nicht jedes Land begrüss' ich so,
Nur dieses Ländchen, weil's mir selber angehört;
Denn was mich nähret, dieses nenn' ich meinen Gott.“

Ja man möchte glauben, unser Dichter werde bei solchen Ansichten willig in den frevelhaften Ithyphallos *) eingestimmt haben, mit welchem die Athener Demetrios den Phalerer empfingen:

Poseidons Sohn, des Götterfürsten, sei gegrüsst
Und der Aphrodite!

*) Bei Athenaeus VI. p. 253.

Die andern Götter, alle sind sie weit verreist,
Oder taub geworden;
Sie sind nicht, oder kümmern doch um uns sich nicht:
Dich sehn wir gegenwärtig
Als wahren und leibhaftgen Gott, nicht Holz und Stein —
Drum sei zu dir gebetet!

Aber man vergleiche folgende Verse Menander's:

„O Unverschämtheit, Erste du im Götterreich
Zu diesen Zeiten! — Bist du aber von Götterart? —
Du bist's, sie nennen jetzt ja das, was herrschet, Gott."

Sie, meine ich, nöthigen uns, in jener ersten Stelle nur Ironie, in dem Dichter einen Feind des Modewahns zu erkennen. Und nun gewinnen manche Fragmente an Bedeutsamkeit, die einen Glauben verkündigen, welcher die bisher entwickelte Gedankenfolge an mehr als einer Stelle durchbricht.

Mochten bisher die Götter des Einzelnen nicht gedenken, jetzt vernehmen wir die Frage:

„So denket Keiner unser, denn allein der Gott?"

Und die beruhigende Antwort fehlt nicht:

„Für die guten Menschen sorget stets der Gott — so oder so."

Erschien die Hoffnung bisher als ein zweideutiges Gut, so klingt es jetzt in einem höheren Tone:

„Erstrebst du Edles, dann erleuchte deinen Pfad
Mit freudiger Hoffnung; denn es ist gewisslich wahr:
Gerechtem Wagen bietet auch der Gott die Hand."

Ja es ist, als wollte Menander selbst die Grundfesten seiner Lebens-

weisheit einreissen, wenn er in voller Erhabenheit des kindlichen Glaubens also anhebt:

„Gleich bei der Geburt gesellt zu jedem Manne sich
Ein Dämon, der ihn an der Hand durch's Leben führt,
Ein guter Dämon: denn dass böse Dämonen sind,
Die auch Gerechten Schaden thun, das wähne nicht.
Halt fest am Glauben: gut in Allem ist der Gott."

Es wird Niemandem leicht einfallen, solche Verse als Phantastereien gutmüthiger Schwärmer anzusehen, die in der Komödie ihre Lächerlichkeit zur Schau stellen. Ebenso wenig würde es gelingen, das Abweichende doch noch in ein System einzuordnen, welches ohne Zwang dafür kaum einen Platz hat *). Gewiss ist hier ein Zwiespalt willig anzuerkennen; und wir haben schon früher einmal gesehen, wie der optimistische Zug im Menschen gegen das System der Resignation, wie unbewusst, sich auflehnt. Das Vorwalten dieses Zuges er-

*) An sich wäre folgende Combination nicht unmöglich. Der Gott, der „in Allem gut" ist, leitet durch gute Dämonen, unbeirrt durch das eigene Wünschen und Wollen der Menschen, die Geschicke jedes Sterblichen unfehlbar zum guten Ende, wenn auch auf wunderbaren und unerforschlichen Wegen. Der Mensch, der sich beherrscht fühlt, ohne zu wissen, nach welchen Gesetzen, und der es nicht lassen kann, die sittliche Gerechtigkeit nach seinen willkürlichen Ansichten abzumessen, erhebt sich nur zum unwilligen Glauben an eine Tyche, deren Wesen ihm von seinem falschen Standpunkte aus ewig unbegreiflich bleibt, wenn er auch zu Zeiten den „Geist von Gott" (S. 349.) in ihr ahnt. Willenlose Ergebung auf dem Grunde eines festen Gottvertrauens und völliges Verzichten auf Erkenntniss der Lebensregierung würde ihn von der Lebensmüdigkeit heilen und ihm mehr und mehr die Augen öffnen, um immer häufiger den Zug zum Guten verehrend zu erkennen. — Dass Menander's Gedanken, wenn man sie weiter verfolgt, zu einer solchen Anschauung hinleiten, lässt sich wohl kaum bezweifeln. Dass er aber selbst diese Folgerungen aus ihnen gezogen habe, scheint mir eine sehr bedenkliche Annahme, zumal alle Folgerungen der Art doch nur dann gegen die Erfahrung Stand halten, wenn der Glaube an ein Jenseits die Erfahrung in das Unendliche erweitert. Ueberdies hätte er nach seiner Art ohne Zweifel diese Theodicee in gar mancher seiner Komödien deutlich und bestimmt vorgetragen, und es ist mir völlig undenkbar, dass dann nicht irgend ein Fragment von solchem Inhalt bei Stobäus und namentlich bei Plutarch erhalten wäre.

klärt auch die zuletzt erwähnten Stellen. Wie das Leben unter allem Druck und nach allen Erschütterungen sich immer wieder frisch er-neut, so konnte der Dichter des Lebens nicht umhin, auch in seinen Gedanken dieser Strömung zu folgen. Und wenn durch das ganze Griechenthum in wohlthuender Milde ein kindlich frommer Gottes-glaube sich hindurchzieht, der aller dem Geiste wohlbekannten und schwer auf ihm lastenden letzten Schicksalsprobleme zu Zeiten in hei-terer Freudigkeit und Selbstgewissheit vergessen kann: wie sollte die-ser Glaube nicht in der Seele eines Dichters gewaltet haben, dessen anze Gedankenwelt sich um eine Axe dreht, deren Pole doch überall heinlose Wahrheit und selbstlose Liebe sind? Und grade dieser Zwie-alt deutet prophetisch auf das Kommende hin. Was Menander von em Leben gelernt und für das Leben gelehrt hat, wie Vieles von m ist zur Würde ewiger Wahrheiten verklärt, seitdem das Räth-l, welches ihm Grundstein seiner Denkweise war, gelöst und an die elle der unnahbaren, unwiderstehlichen, alle Höhen erniedrigenden d alle Thäler erhöhenden Herrin Tyche die bis zur Offenbarung steigerte göttliche Liebe getreten ist? — Gern fragten wir weiter: as mag doch der Apostel Paulus von Menander gedacht haben, des-n Vers:

„Ein böser Umgang wird der guten Sitten Grab“

r in seinem ersten Briefe an die Korinther *) citirt? Kannte er den ers nur als gangbares Sprichwort; oder wusste er um seinen Ver-sser, und würdigte er diesen, wie etwa Aratos, als einen der Suchen-en, denen darum nicht alle Wahrheit sich entzog? Gewiss hat die stere Annahme mehr Wahrscheinlichkeit für sich, denn es mochte in ner Zeit der Apostel zu gefährlich sein, die Komödie in dem Geprie-ensten ihrer Vertreter so hoch zu ehren.

Diese Gefahren sind nicht mehr. Wir können ohne Rückhalt uns euen, dass die Weisheit auch in dem bunten Gewande der Komödie

*) 15, 33.

sich so zierlich und so ernst zu bewegen verstand; dass sie noch heute aus der über Gebühr verkürzten und zerstückelten Hinterlassenschaft eines sinnigen Dichters mit so milder und doch so ehrwürdiger Miene uns entgegentritt.

Anhang.



Ode

zur Feier des sechshundertjährigen Stadtjubiläums von Königsberg

am 2. September 1855.

Visa lux nulli neque post videnda
Surgit ac fulgens roseo nitore
Seculum condit reseratque secli
    Limina sancta.

Mollis haud quisquam meminit soporis,
Non domus tranquilla juvat: frequentes
Vocibus plausuque diem salutant
    Non rediturum.

Civium festo resonant tumultu
Frondibus sertisque viae decorae;
Volvitur, torrens ut adauctus imbre,
    Densior usque

Turba gratantum, memores bonorum
Dum peractorum meliora poscunt
Publicisque urbis sua quisque vota et
    Gaudia miscent.

Ut maris vasti redeunte vere
Concitant aequor Zephyri recentes,
Murmurant undae, micat alba coelo
Luna sereno:

Haud secus, vulgi strepitu remota,
Arce de summa placido beatae
Urbis en Fortuna suam tuetur
Lumine gentem.

Conscias aevi, bene nota tecta,
Prospicit turres solidas vetusti,
Et suae quondam socias juventae
Laeta revisens

Laetior spectat glomerata longo
Aedium tractu decora alta et urbes
Additas urbi numerat, frequenti
Prole superba.

Ferrei Mavortis opus tremendum
Deinde miratur, sinuata valla et
Feta tecta armis, refugitque Enyus
Tristia regna:

Gratius ridet vitreo liquore,
Nota jam sedes et amica cycnis,
Arborum densa redimitus umbra
Urbis ocellus;

Gratiusque inflata nitent secundis
Vela celsarum procul alba ventis
Puppium, longo tacitum secantum
Agmine flumen.

Navigat juxta Batavi carinam
Anglus et Suecus, veniensque ab orbe
Altero stellis niveis corusca
Suppara pandit

Nauta defunctus vigili labore:
Ceteris longe fremit en relictis
Spiritu ingenti properatque velox
Arte recenti

Ultimis oris modo visa navis
Viribusque impulsa suis tremiscit,
Fumus it coelo, subito dehiscens
Unda remugit.

Plorat incassum nova monstra tellus
Aestuatque, aula simul e propinqua
Flumini emissae repetunt quadrigae
Alite cursu,

Fulgure et vento citius rapaci,
Sole clarentes meliore terras,
Horridumque injecta sonant dolenti
Ferrea vincla.

Nec semel vidisse sat est benigno
Praesidi divae sua regna vultu,
Haeret adspectu, generantque amaram
Gaudia curam.

Insidet menti tenebrarum imago,
Nocte quae sacros trepida priorum
Seculorum ortus misere premebant
Dura minantes.

Sive, quae perpessa diu gemebat
Civitas, segnis juga saeva pestis
Demere horrentes animos timore
Fregit inerti:

Seu triceps dirum facinus patrabat
Urbs, et infesto sua pertinaces
Viscera heu cives lacerare ferro
Sanguine fratrum

Dulce turpabant gremium parentis:
Sive ferventi superante flamma,
Spes lucri fallax, jacuere vasto
Horrea campo:

Seu propinquantes Orientis oris
Tartarae turmae celeres relictis
Cum Polonorum genere inquieto
Fulminis instar

Moenibus stragem subitam parabant:
Seu nimis tuti memoresque ludi
Sarmatas ipsis minus audiebant
Cudere vincla.

Intuensque auras radiante laetas
Sole sic fatur: Meliore nunquam
Orta lux vultu, tenebrisne rursus
Victa recedes?

Abdita heu terra nimium feraci
Semina educes iterum malorum?
Quis meae genti venientis aevi
Fata recludet?

Ne roges! Mundi movet unus aequis
Legibus sortes hebetatque, visus,
Non levis vindex, male curiosos
Luce corusca

Temporum et rerum genitor: sed idem
Veste velatas geminas sorores,
Spem Fidemque, alba comites labori
Addidit acri;

Quae simul fessos animos sopore
Excitant, blando deus ipse nutu
Promovet vires patiturque vinci
Regia coeli.

Foedere hoc fortis, mea gens, retusos
Rursus aptasti gladios aratris,
Et situ quassam reparans carinam,
Strenua pubes,

Aequoris desueta diu pericla
Turbidi vultu placido subisti,
Dum patris vera pietate praesens
Numen adoras.

Namque ut albenti jubare integrata
Nuntia aeternae veneranda pacis
Gentibus fulsit, decorata divae
Limina sertis

Laeta pandisti, cupido salutem
Expetens voto comitisque Musae
Ditibus gazis potiora gaudens
Carpere dona.

Fovit invictos deus aequus ausus:
Uberes agris redeunt aristae,
Purgat undantes latices cruore
Aurifer amnis;

Molliunt mores rigidos calenti
Literae afflatu, tenebris solutae
Emicant mentes abiguntque noctis
Spectra nefanda.

Quodque non vani cecinere vates,
Debita tandem meritis corona
Extulit cinctum caput hac ab arce
Flava virago,

Lenis in victos, tumidis acerba
Fastibus Virtus populi Borussi:
Surgit hinc nigras quatiens volatu
Praepete pennas,

Fulminis laurusque potens per orbem
Corda qui quaerit generosa avetque
Pendere exacta sua cuique lance,
Regius ales.

Hic sub angusto Lare delitescens
Per polum cura vigili cucurrit,
Per freta ac terras et opaca cascae
Viscera terrae

Ille, qui menti nimium sagaci
Terminos fixitque animoque legem
Indidit, caecos reprimens tumultus
Imperiosus;

Ingeni qui sacra ciens duella
Languidas unus renovavit artes
Urbis et famam patriae perenni
Tradidit aevo.

Hic, satis postquam gravium dolorum
Anxius sensit gemuitque clades,
Fata sic eheu voluere, regni
Exsul aviti,

Lene mulcentes placida quiete
Principem divum recreastis almae,
Spes Fidesque, atris celeres levare
Pectora curis:

Usque et innatos aluistis ignes,
Donec enervi vitiis novellis
Aureos mores populo reduxit
Promtaque bello

Cultibus firmata probis juventus
Asperum tactu domuit leonem et
Pristina sidus Fridericianum
Luce refulsit.

Singulis seclis geminantur urbi,
Omen haud vanum, veteres honores:
Altior surges — modo digna tanti
Nominis heres

Pectorum, Vestae similis verendae,
Nutrias flamman patriae sacratam
Et pia regni foveas Borussi
Pallada cura,

Sive vindictae parat arma justae,
Seu Camenarum repetit choreas,
Pervigil custos dominam secuta
Passibus aequis.

Spondeat, dum fausta sibi precatur,
Civitas omnis Patriae renascor
Non mihi, vocem et referant sonantes
Aetheris aurae:

Sic ubi sero generi nepotum
Seculum lucem revehet colendam,
Integrum cernet decus atque honorem
Regiomonti.

O d e

r Feier des dreihundertjährigen Jubiläums des Gymnasiums zu Danzig

im Juni 1858.

Quis non beatam dixerit ingeni
Priscam palaestram, quae merita diu
Ornata lauro jam senectae
Pondere victa suae quiescit;

Quae functa digne munere nobili
Post fata crescit laudibus et novos
Virtutis impellens ad ausus
Corda pudore quatit salubri.

Hac mente ad Albis limpida flumina
Miramur urbis relliquias sacrae,
Quae prima Martini tonantis
Contremuit stupefacta voce,

Mox et renatae nutriit artibus
Lucis ministros innumerabiles;
Hac templa desertosque vicos
Et vacuam veneramur aulam:

Hac mente, densis frondibus abditus,
Quaerunt nepotes qua lateat lapis,
Qui solus e flammis superstes
Fata docet miseranda Bergae.

Non hostium vis, non fuga temporum
Laudis coronam detrahit: impigra
Virtutis exstinctae satelles
Est pietas et amor minorum.

Sed laetiores illa ciet schola
Plausus faventum, cui deus integrae
Durare vivendoque longa
Vincere saecla dedit benignus:

Quae per procellas provida navigat,
Nunc vela pandens, nunc remorans iter,
Undisque succumbens ab ipso
Interitu melior resurgit.

Non illa temnens quae bona fert dies
Moris vetusti nec nimium tenax
Formasque commutans priores
Impavida usque viget juventa:

Nec commovetur, quum strepitus fremit
Ardore caeco prava monentium,
Nec stirpe terrena creatam
Se putat aut gremio feraci

Telluris edi, quis opus est sibi,
Vires; sed altum suspiciens polum
Procedit aequali meatu,
Stelligeros imitata cursus.

Hac arte fidens, o Gedani decus,
Cingis verendum fronde nova caput
Et saecla respectas peracta
Splendidum agens hodie triumphum,

Quem nulla plorat mater amabili
Orbata nato, barbara nec gemit
Uxor, nec importuna jactat
Turba, bonis inimica, verba.

Salve, precamur; teque per ardua
Saecli futuri magna dei manus
Perducat et praestet vigorem
Consilium incolumem senile.

Haud vana quondam vaticinatus est
Qui Graeciae dux diruit Ilion:
Non optat Ajaces decemve
Ut Stheneli sua castra firment,

Sed Nestoris si sint similes decem,
Palmam paratam judicat: Hos, ait,
Hos fata si mittent secunda,
Barbariae periere regna.

Dr. Johannes Horkel's

Reden und Abhandlungen

herausgegeben

von

Dr. Carl Heiland,
Königl. Provinzial-Schulrath in Magdeburg.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1862.

Ode

zur funfzigjährigen Jubelfeier der Königlichen Universität zu Berlin

im Oktober 1860.

Dira premebat nocte Borussiam
Nubes dolores parturiens truces:
Non astra lucebant, nec ulla
Aura graves nebulas movebat.

Jam fessa torpent, heu, populi prius
Audere quidvis fortia pectora,
Et mole damnorum subacta
Anxia corda pavent virorum,

Invictus olim dum latet abditus
Regnator ales, fulminis immemor,
Pennisque demissis quiescit
Membra sopore novo solutus.

Ecce inter atros coelitus emicant
Nimbos recentis semina luminis
Irasque promittunt acerbas
Non fore perpetuas deorum;

Ac primus auras vix radius ferit,
Sopita virtus quum calet alitis,
Cursusque suspectans relictos
Ingeniti meminit vigoris.

Jam librat alas, jam rabiem feram
Vindictam et acrem servitii parat,
Jam surgit, ingentique nisu
Ardua dum repetit, frementis

Percussa tellus unguibus en novos
Fundit liquores vulnere: non secus
Fertur Medusaei canorum
Ictus equi genuisse rivum.

Mox lympha grato murmure garrula
Musas amicas fontibus advocat,
Quae sede laetantes novella
Pollice virgineo pererrant

Chordas et, undae dum citius fluunt
Coelumque vestit purpureis rosis
Aurora, libertatis almae
Carminibus reditum salutant.

Musisque sacros jam latices tegit
Umbrosa densis laurea frondibus
Et palma, sublimi triumphos
Vertice quae loquitur superbos:

Atque inter illas altior in dies,
Cura sororum fota novem pia,
Ut quondam ad Ilissi fluenta,
Crescere amat platanus, rigata

Quae tunc loquela Socratis aurea
Vatisque Horati Pieriis modis
Jam prisca miratur secundis
Ominibus rediisse saecla.

Ex hoc sacrato fonte fluens decem
Per lustra lapsu multiplici liquor
Undas salutares per arva
Munificus patriae volutat,

Quis tacta ramos vividior quatit
Germana quercus, surgit et altior,
Nullasque tempestatis iras
Freta sua metuit juventa.

Illos liquores qui sitiens bibit,
Puro calescens pectore jam stupet,
Quae nocte condebantur atra,
Luce sibi insolita recludi,

Donec beatus munere convocat,
Quicunque verum cernere gestiant;
Aegreque de ripa bibentum
Vix satiata cohors recedit,

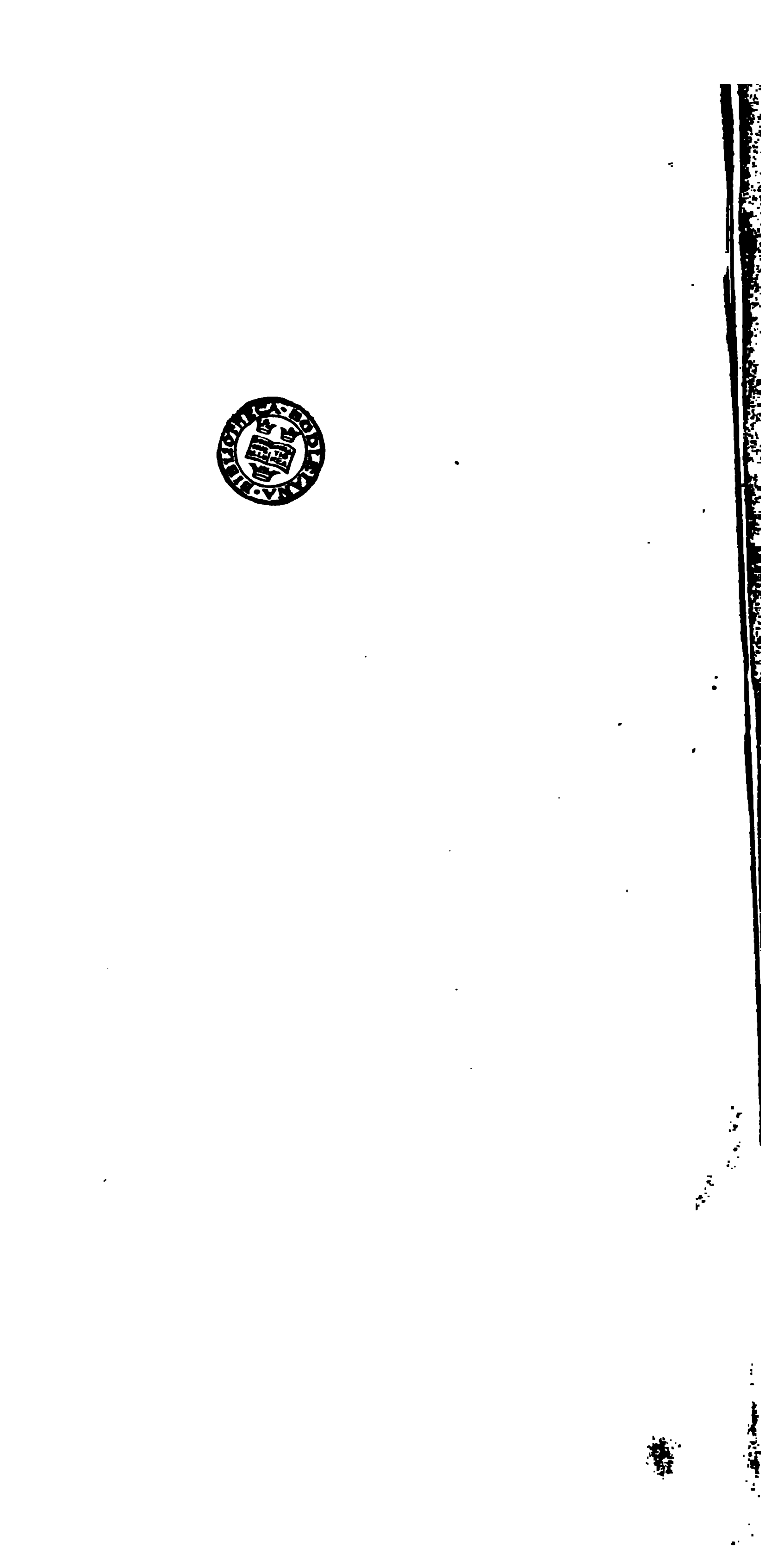
Quod jam cohortes approperant novae,
Alpina pubes, quique humiles tenent
Campos, arenosumque litus
Vitiferos habitantve colles.

Cunctis benignus divite copia
Divinus amnis plenior affluit,
Suavique alumnorum suorum
Laetior alloquio tumescit.

Qui nunc ovantes luce bona sacri
Natale fontis concelebrant nemus,
Vitaeque mansurae parenti
Praemia non peritura donant.

Non ista nobis vis data, sed tuae
Lymphae rigarunt hanc quoque villulam:
Illis madentes en apricos
Accipe, fons venerande, flores,

Dum mente grata vocibus et piis
Illum precamur, qui regit omnia,
Cursus ut undarum tuarum
Prosperet innumeros in annos.



Dr. Johannes Horkel's

Reden und Abhandlungen

herausgegeben

von

Dr. Carl Heiland,
Königl. Provinzial-Schulrath in Magdeburg.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1862.









